Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Digitized by Google

AUS
BIBLIOTHEK
W. C.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Romane von Georg Hartwig.

Bei uns ist erschienen:

Alpenrose.

Roman in zwei Bänden.
Preis broschiert M. 6.50.

Der vorliegende Roman gehört zu den hervorragendsten Werken des so rasch in weiten Kreisen beliebt gewordenen Verfassers. Die im höchsten Grade spannende Handlung hält das Interesse der Leser bis zum Schlusse gefangen.

Früher sind erschienen:

Die goldene Gans.

Roman in zwei Bänden. Preis broschiert M. 6.50.

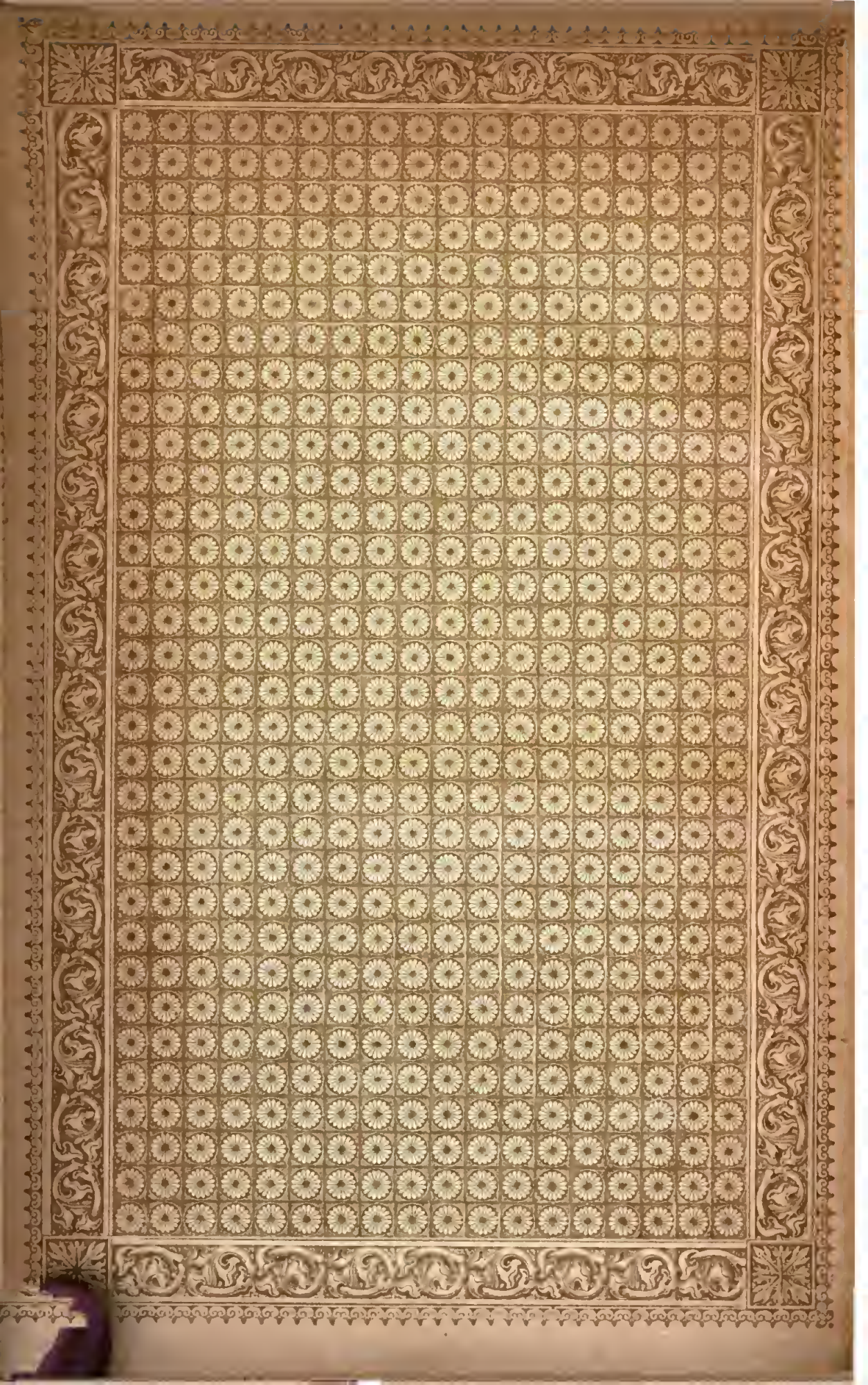
Die Sage von Imhoff.

Roman in zwei Bänden. Preis broschiert M. 6.50.

Die Generalstochter.

Roman in zwei Bänden. Preis broschiert M. 6.50.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Bibliothe
Digitized by Google

Zu der Erzählung „Die Blume von Horta“ von Reinh. Ortmann. (S. 110)
Originalzeichnung von E. Buffetti.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1898.

Siebenter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Printed in Germany

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
275459A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

In den Minen. Roman von K. Orth (Fortsetzung) . 7

Die Blume von Horta. Erzählung von Reinhold Ortmann 70

Mit Illustrationen von E. Buffetti.

Tanzkunst und Tänzerinnen. Aus dem Reiche Terpsichores. Von Rudolf Immann 119

Mit 9 Illustrationen.

Aus dem Tagebuch eines häßlichen Mädchens. Novelle von Robert Misch 131

Genossenschaften im Tierreich. Naturgeschichtliche Studie von Dr. O. Stein 161

Mit 14 Illustrationen.

Aus den Kinderjahren der Telegraphie. Ein Jubiläums-Rückblick von Ulr. Myers 184

Festbräuche in Nord und Süd. Sittengeschichtliche Bilder von Alexander Ritter 195

Mit 8 Illustrationen.

Helene von Orleans und die Februarrevolution. Eine Erinnerung an den 24. Februar 1848. Von Fr. Regensberg 214

Mit 2 Illustrationen.

Seite

Mannigfaltiges:

Ein polizeilich überwachter Landesherr 228
Neue Erfindungen: Das photographische Panorama . 230
Mit 2 Illustrationen.
Ein Yankeestreich 233
Die Spinnen als Wetterpropheten 234
Die Entstehung der Landwehrdevise 238
Ein antiker Sonntagsjäger 238
Tragkraft des Eises 239
Ein Mißverständnis 239
Narrenlob 240
Irrtümer können nicht vorkommen 240

In den Minen.

Roman von K. Orth.

(Fortsetzung.)

---

10. (Nachdruck verboten.)

Die Dunkelheit war längst hereingebrochen, als dreimal hintereinander kurz und hart an Henry Doughertys Kammerthür geklopft wurde. Er öffnete und sah sich der graubärtigen Riesengestalt Michael Lawlers gegenüber, der nicht in feindseliger Absicht gekommen sein konnte, da er ihm ohne weiteres die Rechte zum Gruß entgegenstreckte.

„Konnte mir's wohl denken, daß Sie nach Ihren gestrigen Erfahrungen heute nicht sonderlich Lust haben würden, uns etwas vorzusingen — meine aber, daß die Einsamkeit auch nichts für Sie taugt, und hoffe, Sie nehmen mit meiner Gesellschaft vorlieb, bis sich eine bessere findet."

„Es verlangt mich vorderhand nach keiner anderen, Mr. Lawler. Bitte, nehmen Sie Platz!"

Der Hüne warf sich in einen Stuhl, daß es krachte, und verschränkte die Arme über der mächtigen Brust. „Wenn's Ihnen nichts verschlägt, junger Freund, wollen wir gleich von Anfang an wie rechtschaffene Männer mit-

einander reden. Also Sie sind James O'Neil aus Buffalo? Und Sie haben einen kleinen Totschlag auf dem Gewissen?"

„Nicht eben auf dem Gewissen, Mr. Lawler, denn ich spüre nicht, daß mich da etwas drückte."

„Vortrefflich geantwortet — und ganz so, wie sich's für einen Mann geziemt. Sonst aber hat es damit seine Richtigkeit?"

„Da Pat Monaghan nun doch einmal geschwatzt hat, warum sollte ich's vor einem Freunde zu verheimlichen suchen? Ja, ich bin der, den Sie eben nannten!"

„Und wie heißt der Vorstand der Hibernier in Buffalo?"

„Edward M'Geehan, sofern er nicht in den letzten zwei Monaten gestorben sein sollte."

„Wenn Sie an den Mann schrieben, würde er Ihnen ohne Zweifel bestätigen, daß Sie derjenige sind, für den Sie sich ausgeben?"

„Ganz gewiß! Aber ich werde mich wohl hüten, es zu thun."

„Auch wenn es unsere Freunde hier in Pottsville von Ihnen verlangen?"

„Auch dann. Meinen Sie denn, daß ich Lust hätte, mich einigen Dummköpfen zuliebe an das Messer zu liefern? Da — lesen Sie diese Notiz, und dann sagen Sie selbst, ob es nicht heller Wahnsinn wäre, wenn ich durch einen solchen Brief meinen Aufenthalt verriete." Er reichte ihm das Zeitungsblatt, das schon vorhin unten im Gastzimmer eine Rolle gespielt hatte, und Michael Lawler las den Artikel aufmerksam vom ersten bis zum letzten Wort. Mit einem zustimmenden Kopfnicken gab er dann die Zeitung zurück.

„Sie haben recht — und wenn ich denen da unten sage, daß ich Ihnen auf Ihr Wort und auf Ihr Gesicht hin glaube, so ist das am Ende ebenso gut oder besser wie etwas Schriftliches von M'Geehan. Sie sind also

zu keinem anderen Zweck hierher gekommen, als sich hier unter Freunden zu verbergen?"

„Nicht deshalb allein! Ich hoffte, daß ich mich unserer guten Sache würde nützlich machen können. Wenn man gleich einem wilden Tier gehetzt worden ist und das Kläffen der blutgierigen Meute hinter sich gehört hat, fängt man wohl zuguterletzt an, wirklich etwas vom wilden Tier in sich zu spüren. Die Zeitungen in Buffalo nannten mich einen mordlustigen Tiger; da kitzelte es mich, diese sogenannten rechtschaffenen Leute, die unsereinen wie einen Pestkranken aus ihrer Gesellschaft ausstoßen, nun auch die Tigerkrallen und die Tigerzähne fühlen zu lassen. Aber es will mir scheinen, als ob ich mir dafür doch ein anderes Feld aussuchen müßte, als Schuylkill County, wo der Freund dem Freunde nicht traut, und wo ein Molly-Maguire dem anderen nach dem Leben trachtet."

Er hatte mit wachsender Bitterkeit und Erregung gesprochen; Michael Lawler aber hörte ihm in sichtlichem Wohlgefallen zu.

„Halt da, mein Lieber — nicht gar so hitzig! Ein Mißverständnis kann auch unter Freunden vorfallen, und wenn es Ihnen Ernst ist um das, was Sie da sagen, werden Sie bald genug wahrnehmen, daß es nirgends so viel wackere und treue Männer giebt als gerade bei uns. Aber mit großen Worten arbeiten wir hier freilich nicht. Bei uns gilt nur die That. Und wer sich davor scheut, jedes Stück Arbeit zu verrichten, das ihm zugeteilt wird, der thut allerdings besser, so schnell als möglich ein paar Dutzend Meilen zwischen sich und uns zu legen."

„So geben Sie mir ein Stück Arbeit, Michael Lawler, und warten Sie es ab, wie ich mich dabei anstellen werde."

„Dazu könnte wohl Rat werden. Nur giebt es da vorerst noch ein Hindernis, junger Freund! Sie wissen, wie streng die Bestimmungen sind, die für den Uebertritt

eines Ordensmitgliedes aus einer Gruppe in die andere gelten. Ohne eine Bescheinigung des betreffenden Vorstandes ist solcher Uebertritt nicht zulässig. Und ich sehe nicht, wie wir es ermöglichen sollten, in Ihrem Fall eine Ausnahme von der Regel zu machen."

Henry Dougherty schien einen Augenblick nachzudenken; dann sagte er leichthin, als handle es sich dabei um die selbstverständlichste Sache von der Welt: „Der Ausweg liegt, wie ich denke, nahe genug. Kann ich nicht als alter Molly-Maguire einfach in Ihre Gruppe übertreten, so hindert doch nichts, daß ich als neues Mitglied aufgenommen werde. Ja, ich werde es für eine schwere persönliche Beleidigung halten müssen, wenn man es mir verweigert."

„Und der Bürge, der mit seiner eigenen Ehre und seinem eigenen Kopfe Gewähr für Sie leisten muß — wer sollte es sein?"

„Er sitzt vor mir. Wer anders könnte es sein als Sie, Michael Lawler?"

Der graubärtige Riese sah fast betroffen auf; dann aber lachte er im tiefsten Baß, daß es dröhnend das kleine Gemach erfüllte.

„Bei Gott, Sie sind ein Mann, der den Stier bei den Hörnern zu fassen weiß," rief er belustigt aus. „Das gefällt mir, und darum soll es sein, wie Sie sagen. Ich weiß nicht, was Sie in Ihrem Gesicht haben, daß ich von der ersten Viertelstunde an so etwas wie Zuneigung für Sie gespürt habe. So oft ich Sie ansehe, spukt mir irgend eine nebelhafte Erinnerung im Kopfe herum. Ich will nicht sagen, daß es eine angenehme Erinnerung ist; aber es wird mir dabei doch ganz wunderlich warm, und es müßte schon seltsam zugehen, wenn mich mein Instinkt dabei zum erstenmal im Stich ließe. Gieb mir deine Hand, mein Junge! — Sieh, ich könnte ja den Jahren nach recht wohl dein Vater sein, und wenn

mein John am Leben geblieben wäre, müßte er wohl ungefähr dein Alter haben. Darum verschlägt dir's wohl auch nichts, wenn ich wie ein Vater zu dir rede."

Der dichte rote Bart verbarg das Zucken um Henry Doughertys Lippen. Mit einer ungestümen, fast wilden Bewegung erfaßte er Michael Lawlers dargebotene Rechte. „Nein, es verschlägt mir nichts — denn ich denke dabei an meinen wirklichen Vater, der heute in voller Manneskraft vor mir sitzen könnte, so wie Sie da vor mir sitzen, wenn ihn nicht das Blei eines Schurken in ungleichem Kampfe gefällt hätte."

„Den Teufel auch, Junge, deine Muskeln sind gut; du zerdrückst mir ja beinahe die Knochen! — Im Kampf, sagst du, ist er gefallen? Drüben in Irland?"

„Ja, er war eines der vielen Opfer in dem alten Kampf, der unsere heimatliche Erde schon mit so manchen wackeren Mannes Blut getränkt hat. Und um seinetwillen bin ich ein Molly-Maguire geworden."

„Bei Sankt Patrick — das hör' ich gern! Solche Söhne sind's, die wir brauchen. Und morgen schon leistest du uns von neuem deinen Eid. Ich selbst führe dich ein, und ich will doch sehen, ob noch einer aufzustehen wagt gegen den Mann, für den Michael Lawler Bürge ist."

„Ich werde zu Ihrer Verfügung sein. Wann wird die Zusammenkunft stattfinden? Und wo?"

„Um neun Uhr abends und in der Wohnung eines Freundes. Ich werde Pat Monaghan sagen, daß er dich hinführt."

„Dieser Monaghan erfreut sich, wie es scheint, eines großen Vertrauens. Aber sind Sie ganz sicher, daß er es auch verdient? In dem Wesen des Mannes ist etwas Hinterhältiges und Tückisches, das mir nicht gefällt."

„Nun, ich würde lügen, wenn ich sagte, daß er mir besonders ans Herz gewachsen sei. Unserer Sache aber ist

er mit Leib und Seele ergeben. Er hat uns Beweise dafür geliefert."

„Und seine Tochter? Es machte mir den Eindruck, als wisse sie von den Angelegenheiten des Ordens mehr, als man sonst einem Frauenzimmer zu erfahren gestattet."

„Sie weiß nicht mehr, als ihr zu wissen gut ist. Und es steht im Ordensstatut nirgends geschrieben, daß wir einem Weibe unser Vertrauen nicht schenken dürften. Haben wir doch unseren Bund sogar nach einem Weibe benannt — nach jener heldenmütigen Molly Maguire, die von verdammten englischen Polizeischergen umgebracht wurde, nachdem sie mit sicherer Hand zwei der verhaßtesten irischen Blutsauger erschossen! Und Daisy Monaghan ist aus demselben Holze geschnitten, wie sie. Sie ist ebenso tapfer als klug, und nichts in der Welt geht ihr über unsere Sache. Ich wollte, alle Männer in meiner Gruppe wären von ihrem Schlag."

„Um so schlimmer für sie, daß sie dann an einen Burschen wie diesen Kerrigan verkuppelt werden soll. Wenn sie so ausgezeichnete Eigenschaften besitzt, ist sie für einen wüsten Raufbold doch wohl zu schade."

Michael Lawler strich bedächtig seinen grauen Bart. „Man soll nicht nach dem ersten Eindruck über einen Menschen urteilen, mein Junge! George Kerrigan ist keiner von den Schlimmsten. Und bis gestern waren wir alle felsenfest überzeugt, daß die beiden sich närrisch lieben."

Dougherty stellte sich völlig unbefangen. „Warum nur bis gestern?" fragte er mit erheucheltem Erstaunen.

„Das weißt du so gut wie ich, mein Sohn — oder wahrscheinlich viel besser. Und da wir gerade davon reden, will ich dir einen Rat geben. Wenn dir das Mädchen gefällt, so greif zu, ohne dich viel um George Kerrigan zu kümmern. Ein stattlicher Bursche wie der, findet wohl bald Ersatz. Aber laß dir's beileibe nicht einfallen, ein

unehrliches Spiel mit ihr zu treiben. Für eine Liebschaft von so und so viel Tagen oder Wochen ist Daisy Monaghan nicht die rechte Person. Ich glaube, für den Mann, dem sie einmal ihr Herz gegeben hat, ließe sie sich in Stücke reißen; den Mann aber, der sie betrügt, könnte sie ohne Zweifel kalten Blutes töten."

Henry Dougherty lächelte. „Ich werde mir den guten Rat merken, Michael Lawler — für den Fall, daß ich eines schönen Tages Lust verspüren sollte, mich um Fräulein Daisys Gunst zu bewerben."

„Du wirst gut daran thun; denn du darfst mir's glauben, daß ich das Mädchen kenne. Und nun genug für heute. Ich will jetzt ein paar Worte mit denen da unten reden, damit sie sich nicht länger die Köpfe über dich zerbrechen. Auf morgen also!"

„Auf morgen!"

„Und wenn wir dann sogleich einen Auftrag für dich haben — wirst du bereit sein ihn auszuführen?"

„Gewiß. Gebt mir den schwersten, und er soll mir der liebste sein."

„Nun, ich meine, dazu kann wohl Rat werden. Ich will dir ein Stück Arbeit zuweisen, das dich bei den anderen in Respekt setzt und alle bösen Zungen mit einemmal zum Schweigen bringt; du sollst mit mir zufrieden sein. Gute Nacht!"

11.

Maud Ferguson kam, vollständig zum Ausgehen gekleidet, aus ihrem Zimmer. Sie sah weniger blühend aus als an jenem Abend vor drei Monaten, da sie ihr letztes Duett mit Morgan O'Connor gesungen. Ihre Wangen waren seitdem merklich schmaler geworden, und ein herber Zug, der ihr sonst nicht eigen gewesen war, ließ ihr schönes Antlitz noch stolzer und kälter erscheinen.

Sie durchschritt den Musiksaal, ohne einen Blick auf den Flügel zu werfen, dessen seidene Decke seit jenem Abend nicht ein einziges Mal gelüftet worden war, und wandte sich nach der Seite, wo Fergusons Gemächer lagen.

Ein Diener kam ihr entgegen, und sie fragte ihn nach ihrem Vater.

„Mr. Ferguson ist noch im Frühstückszimmer," lautete die Antwort, „er erhielt soeben Besuch."

„Von wem?"

„Von Mr. Andrew."

Ein Schatten unangenehmer Ueberraschung flog über Mauds Gesicht. „Von welchem der beiden — dem Vater oder dem Sohne?"

„Von Mr. Andrew, dem Vater. Er sagte, daß er etwas Wichtiges mit Mr. Ferguson zu besprechen wünsche, und darauf wurde ich hinausgeschickt, obwohl der letzte Gang noch nicht serviert ist."

„Ich habe Sie nach alledem nicht gefragt," fiel das junge Mädchen ihm kühl in die Rede. „Es ist gut. Sie können gehen."

Während sich der Diener zurückzog, setzte sie ihren Weg nach dem Frühstückszimmer fort, und schon hatte sie die Hand erhoben, um den Vorhang beiseite zu schlagen, der die Thüröffnung dieses Gemaches verschloß, als ein von der schnarrenden Stimme des alten Andrew gesprochenes Wort ihr Ohr erreichte und sie bewog, den Arm wieder sinken zu lassen. Die beiden Herren da drinnen mußten sich vor der Gefahr des Belauschtwerdens wohl vollkommen sicher fühlen, denn sie würden ihre Stimmen sonst ohne Zweifel viel behutsamer gedämpft haben, als es geschah. Und das, was Maud da zufällig vernommen hatte, ging sie selbst so nahe an, daß es gewiß begreiflich war, wenn sie regungslos stehen blieb.

„Mein James hat mir versichert," fuhr Andrew fort,

„daß ihn in London wie in Paris die vornehmsten jungen Damen förmlich angebetet haben. Er hätte nur die Hand auszustrecken brauchen, und er würde an jedem Finger eine von ihnen gehabt haben. Ist es da ein Wunder, wenn er jetzt keine Lust hat, sich von deiner Tochter höhnisch und schnippisch behandeln zu lassen? Er hat mir rundweg erklärt, daß er lieber auf die Verbindung verzichten will, als daß er sich der Gefahr aussetzt, mit einem Korbe heimgeschickt zu werden."

„Weshalb ist dein Sohn früher zurückgekommen, als es verabredet war?" hörte Maud jetzt ihres Vaters gleichmütig klingende Stimme antworten. „Und weshalb ist er gekommen, ohne sich anzumelden? Hätte ich Zeit gehabt, Maud auf die rechte Art vorzubereiten, würde sie ihn wahrscheinlich freundlicher empfangen haben."

„Mag es damit nun sein, wie es will — jedenfalls ist er jetzt hier, und die Sache muß auf die eine oder die andere Weise ins reine gebracht werden. Du weißt, Ferguson, daß mir diese Partie lieber sein würde als irgend eine andere, und wir haben uns ja auch gegenseitig das Wort gegeben, daß unsere Kinder sich heiraten sollen. Mein James ist bereit, um deine Tochter anzuhalten, sobald er die Gewißheit hat, daß sie ja sagt. Es liegt also nur noch an ihr oder an dir, ob etwas aus der Sache werden soll oder nicht. Und ich bin gekommen, deine Meinung über diesen Punkt zu vernehmen."

„Meine Meinung ist, daß ich selbstverständlich mein Wort einlösen werde, vorausgesetzt, daß dein Sohn nicht fortfährt, es mir durch sein ungeschicktes Benehmen unmöglich zu machen."

„Durch sein ungeschicktes Benehmen? Erlaube gütigst! Ein Mann, der in Paris und in London die feine Lebensart studiert hat —"

„Eben diese feine Lebensart ist es, die ihm bei Maud

nicht zum Vorteil gereicht," ergänzte der andere ruhig. „Und wenn er bei seiner Geckerei verharrt, wird sie sich kaum jemals in ihn verlieben."

„Ein billiger Vorwand für den Rückzug, den du da zu beabsichtigen scheinst. Willst du mich etwa glauben machen, daß man hier in Amerika die jungen Mädchen mit Grobheit gewinnt?"

„Nun, es muß ja nicht gerade Grobheit sein. Und im übrigen denke ich nicht an einen Rückzug, sondern verlange nichts weiter, als daß dein James sich etwas mehr Zurückhaltung auferlegt, nicht Tag für Tag ins Haus kommt und lieber mit allen anderen jungen Damen schön thut, als mit Maud. Das übrige werde ich allein besorgen, und in einigen Wochen werde ich sie auf meine Weise unfehlbar dahin gebracht haben, wo wir sie haben wollen."

Sein bestimmter und zuversichtlicher Ton schien auf Andrew nicht ohne Wirkung zu bleiben.

„Du traust dir viel zu, Ferguson; aber am Ende mußt du freilich deine Tochter am besten kennen. Und ich will wünschen, daß du diesmal recht behältst, wie du damals mit Thomas Ashton recht behalten hast und später auch mit diesem Hungerleider von einem Musikanten, dem O'Connor, den ich im stillen für noch gefährlicher gehalten hatte. Uebrigens — wie hast du es eigentlich angefangen, den Burschen so schnell fortzukriegen? Ich habe ihn seit dem Abend, an dem ich dich vor ihm warnte, nicht wieder in deinem Hause gesehen."

„Natürlich nicht, denn er ist seitdem nicht mehr über meine Schwelle gekommen."

„Du hast es also doch vorgezogen, ihm den bedenklichen Musikunterricht aufzukündigen?"

„Keineswegs! Er hat ihn aus freien Stücken aufgegeben, nachdem ich in aller Freundschaft ein kleines Ge-

ſpräch unter vier Augen mit ihm gehabt habe. Er hegte damals wirklich Abſichten auf die Hand meiner Tochter."

„Ah, ſagte ich dir's nicht? Und er gab ſich mit der Abweiſung ohne weiteres zufrieden? Das wundert mich. Denn er ſah eigentlich nicht aus wie einer, der ſich ſo leicht entmutigen läßt."

„Nein, einer von denen war er auch nicht. Aber er hat ſeine beſondere Narrheit, wie jeder — dich und mich nicht ausgenommen — die ſeinige hat. Und ich habe in meinem langen Leben die Erfahrung gemacht, daß man von einem Menſchen alles erreichen kann, wenn man ihn nur bei ſeiner Narrheit zu faſſen weiß."

„Vielleicht haſt du damit nicht ſo unrecht. Und worin beſtand die beſondere Narrheit dieſes jungen Menſchen?"

„In dem, was er vor ſich ſelber wahrſcheinlich ſein Ehrgefühl nennen wird. Als er mit ſeiner Werbung herauskam — und ich ſelbſt hatte ihn gewiſſermaßen dazu genötigt — wies ich ihn keineswegs ab; aber ich zwickte ihn ſo lange an ſeinem Ehrgefühl, bis er zu der Einſicht gekommen war, daß er eigentlich im Begriff geweſen ſei, eine große Schlechtigkeit zu begehen, und daß die Ehre ihm gebiete, auf die Erfüllung ſeiner Wünſche zu verzichten."

„Du biſt doch noch immer derſelbe alte Fuchs, Ferguſon, als den ich dich nun ſchon ſeit vierzig Jahren kenne. Und deine Tochter? Sagteſt du damals nicht ſelbſt, daß ſie eine Schwäche für ihn hätte?"

„Wohl möglich. Aber ſie iſt viel zu ſtolz, um nur noch einen Finger zu rühren wegen eines Menſchen, der ſich aus freiem Entſchluſſe von ihr zurückgezogen hat."

„Du haſt ihr alſo nichts von jener Unterredung verraten?"

„Doch. Ich habe ihr geſagt, O'Connor wäre ſofort anderen Sinnes geworden, als ich ihn auf die Probe

ſtellte, indem ich durchblicken ließ, meine Tochter würde keinen Dollar als Mitgift erhalten."

„Ausgezeichnet! Aber wenn ſie einander nun zufällig begegnen und ihnen dabei ein Licht aufgeht? Werden dann die Ausſichten für meinen James nicht ſchlechter ſtehen als zuvor?"

„Damit hat es keine Not. Maud verachtet den Menſchen jetzt viel zu ſehr, als daß ſie es überhaupt zu einer Ausſprache kommen ließe. Und dann wird ſie ihm auch wohl nie mehr begegnen. Er iſt ſeit drei Monaten vollſtändig verſchollen."

„Verſchollen? Hat ihn etwa die Verzweiflung aus New York vertrieben?"

„Ich weiß es nicht, ob es die Verzweiflung geweſen iſt oder etwas anderes. Die verdammten Molly-Maguires da unten in Pennſylvanien haben ihm einen Bruder ermordet, und von der Reiſe, die er unternommen hat, um der Beiſetzung des Verſtorbenen beizuwohnen, iſt er bis heute nicht zurückgekehrt."

„Du biſt über dieſe Dinge ja merkwürdig genau unterrichtet."

„Ich habe einigen Grund, mich für den Mann zu intereſſieren. Darum laſſe ich mir von einem Detektivbureau Bericht über ihn erſtatten. Aber man konnte mir bis jetzt nur melden, daß ſein gegenwärtiger Aufenthalt nicht zu ermitteln ſei."

Drinnen im Frühſtückszimmer wurde ein Stuhl gerückt, und dies Geräuſch ließ vermuten, daß die Herren im Begriff ſeien, ihre Unterhaltung zu beenden. Maud, die bis dahin völlig regungslos auf ihrem Poſten ausgeharrt hatte, trat jetzt raſch zurück, und ſo hörte ſie nichts mehr von dem, was noch weiter geſprochen wurde. Aber für ſie bedurfte es deſſen auch nicht mehr. Was ſie innerhalb dieſer wenigen Minuten ohne ihr Zuthun erfahren,

hatte mit dem Gewicht einer niederschmetternden Enthüllung auf sie gewirkt. Ihr Gesicht war bleich geworden, und aus ihren Augen sprühte ein leidenschaftlicher, flammender Zorn. Für die Dauer einiger Sekunden war sie offenbar unentschlossen, was sie jetzt thun solle, und es schien, als ob sie mit der Versuchung kämpfe, auf das Erscheinen ihres Vaters zu warten und Rechenschaft von ihm zu fordern, aber wenn sie diese Absicht wirklich gehabt hatte, gab sie sie doch nach kurzem Zaudern wieder auf. Raschen Schrittes verließ sie das Zimmer und das Haus. Dem Diener aber, der wartend draußen am Wagenschlag stand, um ihr beim Einsteigen behilflich zu sein, rief sie zu: „Ich habe mir's anders überlegt — ich werde meine Besorgungen zu Fuß machen. Der Wagen braucht mir auch nicht zu folgen."

Dann ging sie die Straße hinab und war den Blicken der beiden verdutzt nachschauenden Bedienten bald in dem um diese Tageszeit besonders lebhaften Menschengewühl verschwunden. —

„Eine junge Dame wünscht Frau O'Connor zu sprechen," meldete eine halbe Stunde später die kleine, fünfzehnjährige Aufwärterin der in tiefe Trauer gekleideten, weißhaarigen Matrone, die unthätig, mit in den Schoß gefalteten Händen auf einem Stuhl am Fenster gesessen.

„Laß sie eintreten!" lautete die in müdem Tone gegebene Antwort, und ohne daß ihre starren Züge auch nur die leiseste Regung der Neugier verraten hätten, wandte sich das farblose, hager gewordene Antlitz der Greisin dem unerwarteten Besuche zu.

Maud Ferguson that ein paar Schritte in das Zimmer hinein und schlug ihren Schleier zurück. „Sie sind Frau O'Connor — die Mutter des Herrn Morgan O'Connor — nicht wahr?"

„Ich bin es, Miß Ferguson."

„Wie? Sie kennen mich?“ rief das junge Mädchen halb betroffen und halb erfreut. „O, dann hat Ihnen Ihr Sohn auch sicherlich von mir gesprochen!“

„Gewiß. Er pflegte keine Geheimnisse vor seiner Mutter zu haben.“

Mit einer ungestümen Bewegung eilte Maud auf die alte Dame zu, und ehe noch diese ihre Absicht hätte erkennen oder die Ausführung verhindern können, sank sie neben ihr auf die Kniee.

„Man hat abscheulich an uns gehandelt, Frau O'Connor — an Ihrem Sohne wie an mir. Ich glaubte mich von ihm beschimpft und war darüber sehr unglücklich — so unglücklich, wie ich es nie einem Menschen werde schildern können. In dieser Stunde aber habe ich erfahren, daß ich getäuscht worden bin, daß er nur aus den edelsten Beweggründen handelte, als er mir, wenige Stunden nachdem wir uns unsere Liebe gestanden hatten, jenen kalten Absagebrief schrieb. Und ich bin unverzüglich gekommen, ihm das zu sagen.“

Eine Flut leidenschaftlicher Empfindungen war es, die mit diesen hastig hervorgestoßenen Worten aus dem Herzen des Mädchens brach. Der von einer starken Willenskraft seit Wochen und Monaten zurückgedämmte Strom schien jetzt, da die Erregung des Augenblicks ihn einmal entfesselt hatte, alle Schranken niederreißen zu wollen. In ihren Augen glänzten Thränen, und auf ihrem schönen Gesicht war statt jener kalten, hochmütigen Miene, die ihre Umgebung kannte und fürchtete, ein Ausdruck von hingebender Zärtlichkeit und sehnsüchtigem Verlangen.

Frau O'Connor hatte den Blick nicht von ihr gewendet; aber in ihrem starren Antlitz regte sich nichts, das wie Mitleid oder Rührung ausgesehen hätte.

„Stehen Sie auf, mein Kind,“ sagte sie. „Für das alles ist es nun zu spät.“

Ein tödliches Erſchrecken ſpiegelte ſich in Mauds angſtvollen, weit geöffneten Augen. „Zu ſpät — ſagen Sie? Nein, das iſt unmöglich — das kann nicht ſein! Wo iſt Morgan? — Ich beſchwöre Sie: ſagen Sie es mir!“

„Ich weiß es nicht, und wenn ich es wüßte, ſo dürfte ich es Ihnen doch nicht ſagen.“

„Sie dürften nicht? — Und mir — gerade mir dürften Sie es nicht ſagen? Ah, das iſt grauſam! Was habe ich Ihnen gethan, daß Sie mich hindern, das Mißverſtändnis aufzuklären, unter dem er gewiß nicht weniger unglücklich geweſen iſt als ich?“

Frau O'Connor ſchüttelte den Kopf. „Sie geben meinen Worten eine falſche Deutung, Miß Ferguſon. Nicht Ihnen allein, auch jedem anderen müßte ich den Aufenthalt meines Sohnes verheimlichen, wenn er mir bekannt wäre. Aber ich wiederhole es: ich kenne ihn nicht, und ich weiß nicht, ob Morgan zu dieſer Stunde noch unter den Lebenden weilt.“

Maud hatte ſich aus ihrer knieenden Stellung erhoben.

„Und warum hält ſich Morgan verborgen? Welchen Grund er auch immer dazu haben mag, vor *mir* braucht er ſich nicht zu verſtecken. Sie ſagen, daß Sie den Aufenthalt Ihres Sohnes nicht kennen, und ich glaube Ihnen; ich aber bin entſchloſſen, ihn zu ſuchen, und ich weiß, daß es mir gelingen wird, ihn zu finden.“

Sie ſchien willens, ſich zu entfernen; da richtete ſich die Greiſin auf und erhob mit gebieteriſcher Gebärde den Arm. „Bleiben Sie noch! Sie werden nicht thun, was Sie da ſagen. Wenn Ihre Liebe zu Morgan wahr iſt, ſo werden Sie es nicht thun. Denn der Tag, an dem Sie ihn gefunden hätten, wäre für ihn der Tag des Verderbens.“

Sie hatte dieſe Worte mit einem Ausdruck geſprochen, der Maud erbeben machte. Scheu und beſtürzt blickte ſie auf die hohe, ſchwarze Geſtalt der alten Frau.

„Ich verstehe Sie nicht, Frau O'Connor," sagte sie zaghaft. „Wie könnte ich Ihrem Sohne Verderben bringen — ich, die ich mit einem Herzen voll überströmender Liebe zu ihm käme?"

„Glauben Sie, daß meine Liebe für ihn geringer ist als die Ihre? Ich bin seine Mutter und überdies eine alte, kranke Frau, die mit einem Fuß im Grabe steht. Zweifeln Sie daran, daß ich mich inbrünstig sehne, meinen Sohn noch einmal zu umarmen? Und doch forsche ich seinem Verbleib nicht nach, doch bitte ich den Himmel nicht, ihn mir morgen wieder zuzuführen, sondern ich bitte nur, ihm das große Werk gelingen zu lassen, das zu verrichten er ausgezogen ist. Was ich über mich gewinnen kann — ich, eine Mutter, die auf Erden nichts mehr besitzt als diesen Sohn — ist das für Ihre Jugend zu schwer?"

Maud stand mit gesenktem Kopfe da. Vielleicht hatte sie niemals schöner und liebreizender ausgesehen als in diesem Augenblick.

„Mein Gott," sagte sie leise, „ich habe ihn doch so lieb! Wie sollte ich es anfangen, in unthätigem Warten diese schreckliche Ungewißheit über sein Schicksal zu ertragen?"

Sie hatte es nicht wahrgenommen, daß die Greisin auf sie zugetreten war, und sie fuhr erschrocken zusammen, als sie plötzlich den Arm der Frau O'Connor auf ihrer Schulter fühlte.

„Laß uns gemeinsam warten, meine Tochter," schlug die eben noch so strenge und harte Stimme mit wundersam verändertem, zärtlichem Klange an ihr Ohr. „Dann wird es uns beiden leichter werden, diese Zeit der Prüfung zu überstehen."

Aus dem Unvorhergesehenen und Ueberraschenden der plötzlichen Wandlung, die in dem Benehmen der Matrone

vor sich gegangen war, erklärte sich die gewaltige Wirkung, welche ihre Worte auf das junge Mädchen übten. Ueberwältigt von einer bis dahin kaum gekannten Empfindung, von einem heißen, unwiderstehlichen Verlangen, sich in liebevoller, rückhaltloser Hingabe einem anderen, stärkeren Wesen anzuschmiegen, sank Maud an die Brust der Greisin, und ihre Lippen vermochten nur ein einziges Wort zu stammeln, ein Wort, das heute zum erstenmal in ihrem Leben Bedeutung und Inhalt für sie gewann, das Wort: „Mutter — liebe Mutter!“ — —

Frau O'Connor hatte die Tochter des Millionärs neben sich auf das harte, altväterische Sofa niedergezogen, und sie sagte ihr so viel als sie verraten durfte, ohne dem Gelöbnis unverbrüchlichen Schweigens untreu zu werden, das sie ihrem Sohne gegeben. Maud erfuhr alle Einzelheiten über William O'Connors Ende und auch, daß Morgan es auf sich genommen habe, den Tod des geliebten Bruders und Vaters zu rächen. Etwas weiteres aber offenbarte ihr die Greisin nicht, und Maud war sehr bald zu der Ueberzeugung gekommen, daß es ein nutzloses Beginnen sein würde, sie mit Fragen zu quälen, die zu beantworten ihre mütterliche Zärtlichkeit ihr verbot.

Und sie fühlte in diesem Augenblick nicht einmal das Bedürfnis, mehr zu erfahren. Die heldenmütige Fassung, mit der diese schwer geprüfte Frau die Trennung von ihrem letzten Sohne ertrug, und die Zuversicht, mit der sie auf das Gelingen seines Unternehmens und auf seine Wiederkehr hoffte, hatten wunderbar sänftigend und beruhigend auf ihr erregtes Gemüt gewirkt.

„Ja, wir wollen gemeinsam auf ihn warten, liebe Mutter,“ sagte sie, als sie sich endlich erhob, um Abschied zu nehmen, „und niemand soll ahnen, welches Geheimnis uns miteinander verbindet. Auf Wiedersehen — morgen! Denn ich darf doch von nun an täglich kommen — nicht wahr?“

„So oft du willſt, mein Kind! In meinem Stübchen und an meinem Herzen iſt immer ein Platz für dich bereit.“

Sie küßten ſich, und Maud kehrte in ihr prächtiges Vaterhaus zurück, um Ferguſon und den Gäſten, die er für heute abend zum Eſſen eingeladen hatte, dieſelbe kalte, ſtolze Miene zu zeigen, die man ſeit langem als einen natürlichen Ausdruck ihres Charakters anzuſehen gewöhnt war.

12.

Es war ein kalter, windiger Abend, und ſchier unerſchöpfliche Regenfluten ſchwemmten all den Schmutz und Kohlenſtaub, der ſich ſeit Wochen in den Straßen von Pottsville angeſammelt hatte, zum Schuylkillfluſſe hinab. Für einen nächtlichen Spaziergang war das Wetter ſo wenig einladend als nur möglich, und die Fenſterläden am „Sheridan Houſe“ klapperten unter dem Anprall des Sturmes, als wollten ſie denen, die ſich da drinnen unter ſicherem Dache befanden, recht eindringlich zum Bewußtſein bringen, welche Thorheit es ſein würde, ſich heute noch in den Aufruhr der Elemente hinauszuwagen.

Nichtsdeſtoweniger ſchickte ſich Henry Dougherty, ſobald die Zeiger ſeiner Taſchenuhr auf die neunte Stunde wieſen, der getroffenen Abrede gemäß an, ſeine Kammer zu verlaſſen und Pat Monaghan, der ſeinen Führer machen ſollte, aus dem Schänkzimmer abzurufen. Noch bevor er aber die Treppe erreicht hatte, trat ihm auf dem dunklen Gange Daiſy entgegen und rief ihn halblaut an: „Sie gehen mit meinem Vater zu David Kehoe, Mr. Dougherty?“

„Ich gedenke mit Ihrem Vater allerdings einen kleinen Ausflug zu unternehmen, Miß Daiſy,“ gab er munter zurück, „aber ich ahne nicht, wohin er mich führen wird. Nun, hoffentlich ja nicht geradeswegs in die Hölle.“

„Sie gehen zu David Kehoe — ich weiß es. Und ich rate Ihnen, nehmen Sie sich vor seinem Weibe in acht.“

„Ei — und weshalb? Gilt Frau Kehoe hier für eine so verführerische Schönheit?“

Die Dunkelheit verhinderte ihn, den Eindruck dieser leichtfertigen Frage wahrzunehmen, denn er konnte es nicht sehen, wie heiß Daisys Wangen sich gerötet hatten. Aber er hörte doch deutlich den Unwillen in ihrer Stimme zittern, als sie erwiderte: „Sie können sich wohl denken, daß es nicht so gemeint war, denn was kümmert es mich, ob eine Frau verführerisch ist oder nicht. Aber Anna Kehoe ist eine Deutsche, und ich traue ihr nicht. Sie haßt die Molly-Maguires und betrachtet es als ein Unglück, daß ihr Mann zu ihnen gehört. Ich bin überzeugt, daß sie eines Tages irgend eine Schändlichkeit begehen wird, wenn auch die anderen mich auslachen, so oft ich sie warne.“

„Ich werde die Frau beobachten, Daisy — vorausgesetzt natürlich, daß ich Gelegenheit dazu finde. Aber es scheint mir seltsam, daß ein Irländer eine Deutsche geheiratet hat. Er hätte doch, wie mich dünkt, hier in Amerika unter seinen Landsmänninnen Auswahl genug gehabt.“

„Solange er noch seine beiden Beine hatte — gewiß, denn er war damals ein starker und hübscher Bursche. Aber ein Krüppel ist nicht nach jedermanns Geschmack.“

„Wie? Kehoe ist ein Krüppel?“

„Ja. Eines seiner Beine mußte ihm abgenommen werden, nachdem es durch einen stürzenden Baumstamm zerschmettert worden war. Er arbeitete nämlich damals als Holzfäller. Und wie das Unglück geschehen war, brachten sie ihn in die Taverne des alten Abel oben in den Minen, weil es das nächstgelegene Haus war. Der Arzt meinte, es sei nicht mehr der Mühe wert, ihn nach Pottsville hinunterzuschaffen, da er ja doch sterben

müſſe, und er wollte aus dieſem Grunde auch von der Amputation nichts wiſſen. Kehoe aber, der immer bei voller Beſinnung geblieben war, beſtand darauf, daß ihm das Bein abgeſchnitten würde, denn er fühlte ſelber, daß darin die letzte Möglichkeit einer Rettung liege. Sie thaten ihm den Gefallen, und heute iſt er friſch und geſund wie je, nur daß er ſich eben mit dem Stelzfuß behelfen muß. Die Enkelin des alten Abel, die ihn während ſeiner langen Krankheit gepflegt hatte, nahm er dann zur Frau, und er iſt ſeitdem nicht mehr aus der Taverne fortgekommen. Arbeiten kann er ja nicht mehr viel, und ſeit der Alte tot iſt, führt er ſelber die Wirtſchaft."

„Das iſt ja eine ganz romantiſche Geſchichte," ſagte Dougherty, der aufmerkſam zugehört hatte, „aber ich meine, von einer Frau, die ihren Mann ſo ſehr liebt, daß ſie nicht einmal an ſeiner Krüppelhaftigkeit Anſtoß genommen, haben die Molly-Maguires nichts zu fürchten. Sie kann doch nichts gegen den Orden unternehmen, ohne damit zuerſt ihren Mann zu treffen. Und davor wird ſie ſich wohl hüten."

„Dieſe Deutſchen ſind zu allem fähig, wenn ſie meinen, daß ihr ſogenanntes Rechtlichkeitsgefühl verletzt worden ſei. Und ich ſage es noch einmal: gerade dieſer traue ich am allerwenigſten. Man hätte Kehoe ausſchließen müſſen, als er die Deutſche zur Frau nahm."

„Nun, ich werde ein ſcharfes Auge auf ſie haben, und ich danke Ihnen jedenfalls für die Warnung, Miß Daiſy. Aber ich fürchte, daß Ihr Vater unten bereits auf mich wartet."

Er ſuchte im Dunkel nach ihrer Hand, aber ſie hatte ſich, wie um ſeiner Abſicht zuvorzukommen, ſo weit zurückgezogen, daß er nur in die leere Luft griff, und mit einem kurzen, faſt befehlenden „Ja, es iſt hohe Zeit, daß Sie ſich auf den Weg machen," trieb ſie ihn von dannen.

Pat Monaghan hatte heute, wie er es mitunter zu thun liebte, ſeinem Branntwein offenbar lebhafter zugeſprochen, als es für die Klarheit ſeines Geiſtes zuträglich war. Es mußte die Langeweile geweſen ſein, die ihn dazu verführt hatte, denn in dem großen Schänkzimmer befanden ſich heute nur wenige Gäſte, und gerade von denen, die ſonſt am lauteſten zu lärmen und den dicken Wirt durch die Unſtillbarkeit ihres Durſtes beſtändig in Atem zu halten pflegten, war an dieſem Abend kein einziger zu erblicken.

„Ah, biſt du endlich da, Brüderchen?“ rief Pat mit der Zärtlichkeit eines halb Berauſchten dem eintretenden Dougherty entgegen. „Laß uns denn gehen! Aber es iſt ein Teufelswetter, und wir werden naß ſein wie zwei erſäufte Katzen, bevor wir die Spelunke unſeres Freundes Kehoe erreicht haben. Trinken wir alſo zunächſt noch ein Gläschen, um den inneren Menſchen aufzuwärmen.“

„Gegen einen ſolchen Vorſchlag habe ich niemals etwas einzuwenden,“ erwiderte Dougherty gefällig, „und es verſteht ſich: auf meine Koſten!“

Pat Monaghan ſchlug ihm gerührt auf die Schulter. „Wahrhaftig, du biſt ein Goldmenſch! Und wenn ich nicht dieſem Kerrigan mein Wort gegeben hätte — aber wozu ſollen wir davon reden? Johnny, zwei Gläſer vom beſten Monongahela. Aber nicht dieſe Fingerhüte, du Dummkopf! Hältſt du uns denn für Temperenzler?“

Er lachte über ſeinen eigenen Witz, daß er in Gefahr geweſen wäre zu erſticken, wenn Dougherty ihm nicht kräftig auf den Rücken geklopft hätte. Dann leerte er ſein mächtiges Glas auf einen Zug, und es nötigte ihm einen Ausruf der Bewunderung ab, als er ſah, daß der andere mit dem ſeinigen doch noch ſchneller fertig geworden war. Er hatte ja ſo wenig wie einer der übrigen Anweſenden bemerkt, daß Dougherty faſt den ganzen Inhalt des Trink-

gefäßes mit einer geschickten, fast unmerklichen Handbewegung verschüttet hatte. Dann warf Monaghan einen Mantel über die Schultern, stülpte einen weichen Filzhut tief in die Stirn und nahm Doughertys Arm. „Vorwärts, mein Junge! Wir haben uns ein bißchen verspätet; aber wir werden doch noch rechtzeitig hinkommen; denn wenn die Finsternis nicht gar zu schwarz ist, nehmen wir den kürzeren Weg.“

Er war zuerst nicht ganz sicher auf den Füßen, aber die kalte Nachtluft ernüchterte ihn bald wenigstens so weit, daß er die volle Herrschaft über seine Glieder zurückgewann. Nur seine Schwatzhaftigkeit gab Kunde davon, daß der Rausch noch nicht ganz verflogen war. Doch schien sein Gefährte die redselige Art des Führers keineswegs als lästig zu empfinden, da er ihn vielmehr durch Fragen und hingeworfene Bemerkungen immer aufs neue zum Sprechen herausforderte, wenn der Strom einmal zu fließen aufhörte.

Als sie die letzten Häuser der bereits in Schweigen und Dunkelheit daliegenden Stadt hinter sich hatten, fielen die eiskalten Regentropfen, die ihnen der Wind bis dahin ins Gesicht gepeitscht hatte, weniger dicht, und durch eine Lücke in dem finster geballten, sturmgejagten Gewölk trat die bleiche Scheibe des Mondes hervor, eine matte, ungewisse Helligkeit über die Landschaft ausgießend.

Der breite Fahrweg, den sie eingeschlagen hatten, führte ziemlich steil bergan, und schier unheimlich erhob sich zu ihrer Rechten wie zu ihrer Linken die riesenhafte schwarze Mauer des dichten, scheinbar undurchdringlichen Hochwaldes.

„Es ist hell genug, daß wir den Richtweg einschlagen können,“ meinte Pat Monaghan, nachdem er einen prüfenden Blick zum Himmel emporgeworfen hatte. „Der Mond kämpft sich durch. Und wenn sich die alte Schlafmütze auch wirklich wieder verkriechen sollte, so hat's doch

keine Not. Ich kenne hier jeden Baum und jeden Stein. Bleib mir nur hübsch auf den Hacken, mein Junge; dann müßt's mit dem Teufel zugehen, wenn ich dich nicht heil und gesund bei Kehoe ablieferte."

Er war in den Wald eingebogen, und er mußte seiner Sache in der That sehr sicher sein, da er trotz der Finsternis zwischen den Stämmen und dem nassen Unterholz hindurch fast ebenso schnell vorwärts drang, wie wenn sie sich noch auf der gebahnten Landstraße befänden.

Als Dougherty, der sich natürlich immer dicht hinter ihm hielt, eine anerkennende Bemerkung über seine vorzügliche Ortskenntnis machte, lachte er geschmeichelt und sagte: „Ah, das ist noch gar nichts, denn dies hier ist ein Weg, den am Ende auch andere finden würden. Aber wenn du gesehen hättest, mein Junge, wie ich vor drei Monaten die braven Burschen aus Shenandoah geführt habe, als sie den O'Connor abgethan hatten, du würdest noch einen ganz anderen Begriff von meiner Ortskenntnis bekommen. Das war ein Spaß — sage ich dir! Es waren Prachtkerle, und den will ich sehen, der sich rühmen kann, ein besseres Stück Arbeit gethan zu haben als sie."

Henry Dougherty antwortete nicht sogleich. Aber nachdem sie sich etwa zwei Minuten lang weiter durch das triefende Gestrüpp vorwärts gearbeitet hatten, sagte er: „Was war das doch gleich mit dem O'Connor? Mir ist's, als hätte ich in Tower City oder in Minersville davon sprechen hören."

„Mag schon sein; denn es war ein verwegener Streich, der allen Feinden unserer Sache von neuem einen heilsamen Schrecken in die Knochen gejagt hat. O'Connor war Ingenieur bei der Schuylkill-Grubencompagnie, die wir in einigen Jahren hoffentlich ganz zu Grunde gerichtet haben werden. Er war ein Irländer, aber der Sohn eines Grundbesitzers, und du weißt wohl, was das

für uns bedeutet. Wir konnten ihn von Anfang an nicht leiden. Und dazu war er noch scharf, wie einer. Besonders mit George Kerrigan hatte er's immer, und eines Tages, als er ihn dabei ertappte, wie er für unsere Zwecke eine kleine Menge Sprengpulver beiseite bringen wollte, ließ er ihn auf der Stelle ablohnen und meldete die Sache weiter. Er ahnte etwas und wollte uns die Polizei auf den Hals hetzen. Da mußte er natürlich daran glauben, denn jetzt wurde er uns zu gefährlich. Die Shenandoahgruppe war uns gerade eine kleine Gefälligkeit schuldig, und als unser Abgesandter die Sache ins reine gebracht hatte, schickten sie uns denn auch vier prächtige Burschen, die den O'Connor vor dem Kasino niederknallten. — Aber, zum Henker, Mann — warum packst du mich denn so fest? Meinst du, ich wäre von Eisen? Der Weg ist hier doch deutlich genug zu erkennen."

„Ich stolperte über eine Baumwurzel; deshalb griff ich unwillkürlich zu, um mich zu halten. — Und weiter? Fiel es denn keinem von den Zuschauern ein, diese — diese braven Burschen aus Shenandoah zu verfolgen?"

„Freilich! Sie waren hinter ihnen her wie die Meute hinter dem Fuchs. Aber es half ihnen wenig. Es waren genug von den Unserigen bei der Hand, die sich rechtzeitig dazwischen schoben. Und als unsere wackeren Freunde erst einmal den Wald gewonnen hatten, nahm ich, wie es verabredet war, das weitere auf mich. Ich führte sie zu einem sicheren Versteck und holte dann von David Kehoe ein Fäßchen Branntwein nebst einigem Eßbaren, damit sie sich von den Strapazen erholen könnten. Tags darauf kehrten sie in aller Gemütlichkeit nach Shenandoah zurück, und ich denke, man wird sie da empfangen haben, wie sie's verdienten."

„Es wäre freilich schlimm, wenn sie um die Belohnung kämen, die ihnen gebührt," klang es merkwürdig

dumpf hinter Pat Monaghans Rücken. Aber wenn der dicke Wirt den seltsamen Ton dieser Worte überhaupt bemerkte, was bei seinem Erzählereifer und seinem stark umnebelten Gehirn sehr wenig wahrscheinlich war, so setzte er ihn jedenfalls auf die Rechnung des Windes, der noch immer in heulenden Stößen zwischen den Stämmen daherfuhr.

Und überdies fügte Henry Dougherty fast schon in demselben Atem hinzu: „Ist das nicht ein erleuchtetes Fenster, das dort herüberschimmert? — Sind wir schon am Ziel?"

„Freilich sind wir's. Das ist David Kehoes Taverne, in der wir uns versammeln, wenn's, wie heute, was besonders Wichtiges zu verhandeln giebt. Da stört uns niemand. Denn hier hinauf wagt sich um diese Zeit keiner, der seines armen Lebens nicht überdrüssig ist. Holla, da haben wir ja auch schon einen Wachtposten! — Das Mondlicht ist schön, mein Freund!"

Die letzten Worte waren an einen Mann gerichtet, der plötzlich vor ihnen aufgetaucht war, wie wenn er aus der Erde emporgewachsen wäre, und der, wie Doughertys scharfe Augen trotz der Dunkelheit wahrnahm, einen Revolver in der Hand hielt.

„Wie die Freiheit!" klang es als Erwiderung von den Lippen des Postens zurück, und ohne etwas weiteres zu sprechen, trat er beiseite, um ihnen den Weg freizugeben.

„Das war Jack M'Donald — ich habe ihn wohl erkannt," teilte Monaghan seinem Begleiter redselig mit, während sie den letzten kurzen Weg bis zu dem niedrigen, zwischen den Bäumen fast versteckten Hause zurücklegten. „Nun, ich möchte keinem, der das Nachtpaßwort nicht kennt, raten, ihm jetzt hier zu begegnen. Er hat schon zweimal bewiesen, daß ihm das Leben eines Feindes nicht

mehr gilt, als das eines Sperlings. Jammerschade nur, daß er ein so verschlossener und wenig umgänglicher Bursche ist."

Kehoes Taverne war ein richtiges Blockhaus, aus starken, unbehauenen Baumstämmen aufgeführt wie die Wohnstätte eines Farmers im unzivilisierten Westen. Aus einem der kleinen viereckigen Fenster fiel heller Lichtschein in die Nacht hinaus, die anderen waren von innen dicht verhängt.

Pat Monaghan klopfte dreimal rasch nacheinander mit kurzen, harten Schlägen an die Thür, und nach Verlauf einer Minute wurde ihm geöffnet.

„Möge die Not des Vaterlandes bald ein Ende haben!" rief er, und eine tiefe Männerstimme antwortete von drinnen: „Schande über jeden, der nicht zu ihrer Beseitigung bereit ist!"

Dann erst that sich die schwere Thür vollends auf, und die beiden Ankömmlinge betraten den Flur des Hauses, der von einer an der Wand befestigten Stalllaterne notdürftig erhellt war. Dougherty gewahrte in dieser kümmerlichen Beleuchtung die Gestalt eines großen blonden Mannes, der nur David Kehoe sein konnte, da er statt des rechten Beines einen hölzernen Stelzfuß hatte. Trotz des mächtigen, etwas verwilderten Vollbartes, der ihm bis weit auf die Brust herabfiel, hatte der Mann ein sehr vertrauenerweckendes Aussehen, und seine hellblauen Augen blickten so treuherzig und gutmütig in die Welt, als habe sich in der Seele dessen, dem sie angehörten, noch nie ein schlechter, boshafter Gedanke geregt.

Kräftig schüttelte er zuerst Pat Monaghan und dann auch Henry Dougherty die Hand. „Treten Sie einstweilen dort in die Gaststube, Kamerad," wandte er sich an diesen. „Es ist alles versammelt, und ich denke, man wird Sie nicht lange warten lassen. Vorderhand freilich — bis ich

komme, Sie zu rufen — müſſen Sie ſchon mit der Geſellſchaft meiner Frau vorlieb nehmen."

Er öffnete eine Thür zu ſeiner Rechten und ließ den Fremden zuerſt über die Schwelle treten. Dougherty ſah ſich in einem mäßig großen Raume, der ſo niedrig war, daß er bequem mit der Hand die Balkendecke hätte erreichen können. An der einen Seite befand ſich der Schänktiſch und dahinter ein Wandbrett mit Flaſchen und Gläſern. Sonſt gab es nur noch zwei lange, roh gezimmerte Tiſche, auf deren jedem eine Kerze in einer Laterne brannte, und einige Bänke von derſelben Beſchaffenheit. Die Wände aber waren mit einer Unzahl von Bildern beklebt, die — ſoweit die mangelhafte Beleuchtung eine Beurteilung geſtattete — zumeiſt aus illuſtrierten Zeitſchriften ausgeſchnitten zu ſein ſchienen.

Eine hübſche junge Frau ſaß emſig nähend an einem der Tiſche. Sie ſah ſehr ernſt aus, und als ſie beim Eintritt der beiden Männer von ihrer Arbeit aufblickte, glaubte Henry Dougherty wahrzunehmen, daß ihre Augen von Thränen gerötet waren.

„Da iſt ein Freund, Annie, der ein wenig mit dir plaudern möchte," ſagte Kehoe, und es war merkwürdig, einen wie weichen Klang ſeine tiefe Baßſtimme angenommen hatte, als er ſich zu ſeinem jungen Weibe gewendet. „Vielleicht hat er auch Luſt, ſich mit einem Gläschen Whisky zu erwärmen. — Nichts für ungut, Kamerad, aber ich kann Ihnen dabei leider nicht Geſellſchaft leiſten."

Er humpelte auf ſeinem Stelzfuß ziemlich eilig hinaus, und Dougherty ſetzte ſich an den Tiſch, vor dem die Frau Platz genommen hatte. Sie machte Miene, ihr Nähzeug fortzulegen, und fragte, ohne ihn anzuſehen, in einem etwas fremdartig klingenden Engliſch, was ſie ihm vorſetzen dürfe.

„Ich habe jetzt kein Verlangen, etwas zu trinken,

Frau Kehoe, und ich möchte vor allem nicht, daß Sie sich durch meine Anwesenheit in Ihrer Arbeit stören lassen."

Henry Dougherty hatte diese Worte in fließendem Deutsch gesprochen, und wenn er davon auch ohne Zweifel eine ganz besondere Wirkung erwartet hatte, so mußte er sich doch überrascht fühlen durch die jähe Veränderung, die er damit in dem Aussehen und in dem Benehmen der Frau hervorgerufen. Mit einer beinahe ungestümen Bewegung hatte sie sich ihm zugewendet; wie ein Aufleuchten der Freude war es über ihr eben noch tiefernstes Gesicht geflogen, und ihre weit geöffneten Augen schienen in seinen Zügen nach etwas Bekanntem, nach irgend einer lieben Erinnerung zu forschen.

„Mein Gott," stieß sie hastig hervor, „Sie sind also ein Landsmann — ein Deutscher?"

„Nein. Ich bin ein Irländer wie Ihr Mann. Aber ich hatte in meiner früheren Thätigkeit Gelegenheit, die deutsche Sprache zu erlernen, und ich glaubte, daß es Ihnen lieber sein würde, wenn wir uns auf deutsch miteinander unterhielten."

Sie hatte sich tiefer als zuvor auf ihre Näherei geneigt und begann mit verdoppelter Emsigkeit die Nadel zu führen; Dougherty aber sah trotzdem die Thränen, die über ihre Wangen rollten und auf das weiße Linnen niedertropften.

Er wartete geduldig, bis sie ihm antworten würde, und nach einer kleinen Weile sagte sie denn auch, wenngleich noch immer mit merklich gepreßter Stimme: „Das war ein sehr freundlicher Gedanke, Herr, und ich weiß Ihnen Dank dafür. Ich glaube, es ist länger als ein Jahr, daß ich kein deutsches Wort mehr gehört habe."

„Ich glaube es Ihnen wohl. Wir Irländer verkehren nun einmal am liebsten mit unseren Landsleuten, und Ihr Mann wird davon keine Ausnahme machen."

Sie nickte bestätigend, und ein Seufzer hob ihre Brust. Aber sie erwiderte nichts, und so mußte sich Dougherty entschließen, den Faden des Gesprächs fortzuspinnen, wenn er nicht ganz abreißen sollte.

„Im ganzen haben Sie's wohl ein bißchen einsam hier oben?" fragte er. „Ich wundere mich, wie jemand auf den Gedanken kommen konnte, gerade hier, beinahe mitten in der Wildnis, eine Schänke aufzuthun."

„O, das erklärt sich sehr einfach. Als mein Großvater vor vier Jahren hierher kam, war man eben dabei, drüben den Wald abzuholzen, und außerdem wurde unten im Thal auf Kohlen gebohrt. Da wimmelte es hier von Holzfällern und Arbeitern, und die meisten von ihnen waren Deutsche. Zwar gab es damals schon verschiedene andere Wirtschaften in der Gegend, aber sie wurden alle von Irländern gehalten, und mein Großvater verließ sich darauf, daß die Deutschen lieber bei einem Landsmann verkehren würden, auch wenn sie's ein Stückchen weiter hätten bis zu ihm. Darum nahm er dies verlassene Blockhaus in Besitz, richtete es wieder wohnlich ein und eröffnete die Taverne, die denn auch bald einen sehr lebhaften Zuspruch hatte. Damals brauchten wir uns nicht über Einsamkeit zu beklagen, und es war eine sehr lustige Zeit."

„Waren Sie mit Ihrem Großvater aus Deutschland herübergekommen, Frau Kehoe?"

„Nein. Er lebte schon seit mehr als zwanzig Jahren in Amerika und hatte mich aus meiner schwäbischen Heimat zu sich gerufen, als mir im Laufe eines einzigen Jahres beide Eltern gestorben waren. Mein Vater war Volksschullehrer und hatte mir wenig hinterlassen können, so daß ich ohne den Beistand des Großvates ganz hilflos gewesen wäre."

Das lang entbehrte Glück, in ihrer Muttersprache mit

einem teilnehmenden Menſchen plaudern zu dürfen, verführte die Frau offenbar zu viel vertraulicheren Mitteilungen, als ſie ſie unter anderen Umſtänden einem Fremden in der erſten Stunde der Bekanntſchaft gemacht haben würde, und Dougherty wußte ſie durch eine hie und da eingeworfene Frage immer mehr dazu zu ermuntern. So erzählte ſie ihm denn, daß ihr Großvater gerade um die Zeit ihrer Ankunft durch die Betrügereien ſeines Teilhabers ſein ganzes ſauer erworbenes Vermögen verloren habe und trotz ſeines hohen Alters genötigt geweſen ſei, ſich einen neuen Broterwerb zu ſuchen. Auf ſolche Art ſei er dann hierher in den Minendiſtrikt gekommen.

„Und fiel es Ihnen nicht anfangs recht ſchwer, ſich in die veränderten Verhältniſſe einzugewöhnen?“ fragte Dougherty. „Als die Tochter eines Lehrers waren Sie doch ohne Zweifel bis dahin mit ganz anderen Leuten umgegangen, als mit Holzfällern und Minenarbeitern.“

„Das wohl — und zuerſt koſtete es auch einige Ueberwindung, mich unter ihnen zu bewegen. Aber es waren trotz ihrer rauhen Sitten zumeiſt brave, rechtſchaffene Leute, die keine wirklich ſchlechten Elemente unter ſich litten. Viele von ihnen waren ſogar aus den beſſeren Ständen und hatten auch einmal glücklichere Tage geſehen, ehe ſie ſich aus dieſem oder jenem Grunde nach Amerika geflüchtet. Mein Großvater aber ſtand bei all ſeinen Gäſten in großem Anſehen, und ſchon ſeinetwegen würde keiner gewagt haben, mich durch ein rohes Wort oder einen unpaſſenden Scherz zu beleidigen.“

„Man hat mir unten in Pottsville erzählt, Frau Kehoe, auf eine wie romantiſche Weiſe Sie zu der Bekanntſchaft mit Ihrem Manne gekommen ſind. Man brachte ihn ſchwer verletzt in Ihr Haus, und er hatte Ihrer Pflege ſeine Wiederherſtellung zu danken — nicht wahr?“

Die junge Frau machte eine abwehrende Kopfbewegung.

„Ich konnte wenig genug für ihn thun, und es war wohl viel mehr seine gute Natur, die ihm durchhalf, als meine Pflege. Aber im übrigen mag es mit dem, was Sie da gehört haben, wohl seine Richtigkeit haben.“

Sie war plötzlich wieder traurig und wortkarg geworden, und nur durch ziemlich einsilbige Antworten auf seine Fragen erfuhr Dougherty, daß sie am Krankenlager ihres Großvaters mit David Kehoe getraut worden sei, und daß man den alten Abel bald nachher an seinem Lieblingsplätzchen oben im Walde habe begraben müssen. Dann waren die Abholzungen in dieser Gegend eingestellt worden, und die Gesellschaft, die auf Kohlen bohrte, hatte die Bohrungen aufgegeben, da man auf kein ergiebiges Flötz stieß. Die Taverne aber hatte damit auch die letzten ihrer ständigen Gäste verloren.

„Wenn es hier jetzt so wenig zu thun giebt, haben Sie dann noch nicht daran gedacht, sich anderswo einen besseren Erwerb zu suchen?“ fragte Dougherty.

„Und ob ich daran gedacht habe! Monatelang habe ich meinen Mann Tag für Tag flehentlich gebeten, mit mir nach einem anderen Staate auszuwandern. Ich wollte ja mit Freuden die niedrigsten Arbeiten auf mich nehmen, wollte waschen und scheuern und mir die Finger wund nähen, um uns und unser Kind durchzubringen, wenn wir nur von hier fort kämen, fort aus dieser entsetzlichen Gegend. Aber er darf mir nicht zu willen sein — die anderen geben es nicht zu. Und so habe ich denn nun auch schon lange aufgehört, ihn darum zu bitten.“

Henry Dougherty neigte sich über den Tisch und streckte der jungen Frau seine Hand entgegen. „Lassen Sie den Mut noch nicht sinken, Frau Kehoe! Es kann alles anders werden — wer weiß, wie bald! Und schenken Sie mir Ihre Freundschaft! Kann ich auch in diesem Augenblick nichts zur Erfüllung Ihrer Wünsche beitragen, viel-

leicht kommt doch einmal der Tag, an dem ich Ihnen zu nützen vermag."

Sie war überraſcht und offenbar mit ſich ſelber nicht völlig darüber im reinen, wie ſie ſich dies unerwartete Freundſchaftsanerbieten zu erklären und wie ſie es aufzunehmen habe. Ihr Zögern verriet deutlich das Mißtrauen, das ſich in ihr gegen den Fremden zu regen begann. Vielleicht bereute ſie in dieſem Augenblick ſogar, ihm unbedacht einen Einblick in ihre geheimen Kümmerniſſe und Sorgen gewährt zu haben.

Statt ſeine dargebotene Hand zu nehmen, ſagte ſie mit dem Ausdruck des Erſchreckens: „Mein Gott — ich weiß nicht, wie ich dazu kam, mit Ihnen über alle dieſe Dinge zu ſprechen. Nun werden Sie es natürlich bei erſter Gelegenheit meinem Manne wieder ſagen und ich —"

Aber er hinderte ſie, ihre Befürchtung vollends auszuſprechen. „Ich müßte der elendeſte Kerl unter der Sonne ſein, wenn ich etwas derartiges thäte. Nein, Frau Kehoe, ich meine es aufrichtig gut mit Ihnen und möchte Ihnen heraushelfen aus dieſer Umgebung, in der Sie ſich unmöglich wohl fühlen können. Aber dazu müſſen Sie mir und meiner Verſchwiegenheit vertrauen, wie ich mich auf die Ihrige verlaſſe. Und von den anderen braucht es keiner zu merken, daß wir ſo etwas wie ein heimliches Bündnis geſchloſſen haben — Ihr Mann natürlich am allerwenigſten. Ich kann Ihnen jetzt weiter nichts erklären, aber möchten Sie es nicht auf mein Wort und auf mein ehrliches Geſicht hin mit meiner Freundſchaft wagen?"

Hätte er in engliſcher Sprache zu ihr geredet, ſie würde ſich gewiß noch immer bedacht haben, ja zu ſagen, aber in dem Laut der geliebten Mutterſprache war eine Kraft der Ueberredung, der ſie nicht zu widerſtehen vermochte. Und vielleicht las ſie auch in den Augen des Mannes noch mehr, als ſeine Lippen ausgeſprochen hatten. In dem

Moment, da das Knarren einer geöffneten Thür und das Stampfen von David Kehoes Stelzfuß draußen auf der Diele vernehmlich wurden, legte sie ihre Hand in die noch immer ausgestreckte Rechte Doughertys und sagte hastig: „Ja. Sie werden mich ja nicht hintergehen und werden mich nicht noch unglücklicher machen wollen, als ich es schon bin."

Als gleich darauf ihr Mann in die Schänkstube trat, saß sie wieder tief auf ihre Näharbeit geneigt, und emsig fuhr die Nadel durch das weiße, von ihren Thränen benetzte Linnen.

13.

Es war ein niedriger Raum mit roher Balkendecke und einem Fußboden von festgestampftem Lehm, in den sich Henry Dougherty von dem Einbeinigen geführt sah. Die Wände waren hier mit einer hübsch gemusterten Papiertapete verkleidet; zwischen den beiden verhüllten Fenstern hing ein Spiegel in vergoldetem Rahmen, und an der einen Längswand hatte neben der Kommode sogar ein richtiges, grün überzogenes Sofa mit Schlummerrolle und sauber gehäkelten weißen Kissenschonern seinen Platz gefunden.

Das Gemach war nicht groß, und die Versammelten, deren Zahl Dougherty auf etwa fünfundzwanzig schätzte, mußten sich um so dichter zusammendrängen, als in der Mitte ein mit einem verschlissenen Teppich belegter Raum freigehalten worden war. Am oberen Ende des Teppichs, vor dem Spiegel, stand ein schwarz verhängter Tisch, auf dem zwischen zwei brennenden Kerzen ein Totenschädel lag. Ein anderer, ebenfalls mit einer schwarzen Decke belegter Tisch war etwas abseits aufgestellt, und an ihm saß ein Mann in Arbeiterkleidung, der beim Schein einer Lampe in den vor ihm liegenden Papieren blätterte oder hie und da ein paar Worte auf eines derselben schrieb.

Obwohl Henry Dougherty seine neue Umgebung zunächst nur mit einem einzigen raschen Blick hatte in sich aufnehmen können, war es ihm doch gelungen, unter den Anwesenden außer George Kerrigan und Pat Monaghan noch verschiedene andere Männer zu erkennen, deren Bekanntschaft er bereits im „Sheridan House" gemacht hatte. Dann aber mußte er seine Aufmerksamkeit ausschließlich der Hünengestalt Michael Lawlers zuwenden, der hinter den Tisch mit dem Totenschädel getreten war, um mit einem Blick und mit einer Handbewegung Schweigen zu gebieten. Er war nicht gleich den übrigen in seiner Arbeitskleidung, sondern trug einen sauberen schwarzen Sonntagsanzug, und wenn daran auch keinerlei Abzeichen einer besonderen Würde zu bemerken war, das ihn von den anderen unterschieden hätte, so bekundeten doch die Feierlichkeit seiner eigenen Haltung, wie die Ehrfurcht, mit der jetzt alle schweigend auf ihn blickten, hinlänglich die hervorragende Stellung, die er unter seinen Ordensbrüdern einnahm.

„Schließt den Kreis," sagte er, „und lasset den Neuling in eure Mitte treten!"

Die Fünfundzwanzig scharten sich zu einer dichten, lebendigen Mauer rings um den Teppich. Pat Monaghan aber schob Dougherty mit einem wohlgemeinten Rippenstoß in den freien Raum vor dem Tische, indem er ihm zuflüsterte: „Auf die Kniee, Mann! Du mußt die ganze Zeremonie noch einmal durchmachen; sie wollen es nicht anders."

Der Eingeführte hatte die Weisung befolgt und war auf dem Teppich niedergekniet, das Gesicht dem unheimlich beleuchteten Totenschädel zugewendet. Ein kurzes Gemurmel ging durch die geschlossene Reihe der Molly-Maguires, die mit untergeschlagenen Armen unbeweglich dastanden. Dann winkte Michael Lawler wieder und wandte sich unter tiefem Schweigen der Versammlung an den Knieenden:

„Nach unseren Satzungen ist es meine Pflicht, dir zunächst die Zwecke des alten Ordens der Hibernier zu erklären, gleichviel, ob dir dieselben bereits bekannt sein mögen oder nicht. — Wir sind miteinander verbunden, um Freundschaft, Einigkeit und wahre christliche Barmherzigkeit unter unseren Mitgliedern zu fördern, indem wir Geld aufbringen, um die Alten, die Kranken, die Blinden und die Gebrechlichen zu unterstützen. Unser Wahlspruch ist: Freundschaft, Einigkeit und christliche Barmherzigkeit. Freundschaft, indem wir zu gegenseitiger Unterstützung in Krankheit und Not verbunden sind; Einigkeit, indem wir einander nach bestem Vermögen helfen und beistehen; wahre christliche Barmherzigkeit, indem wir so gegeneinander und gegen alle Menschen handeln, wie wir wünschen, daß man gegen uns handle. — Hast du meine Erklärung verstanden?"

„Ja," antwortete Dougherty mit fester Stimme, und Michael Lawler verließ seinen Platz hinter dem Tische, um dicht vor den Knieenden hinzutreten.

„Und ist es danach noch immer dein aufrichtiger, sehnlicher Wunsch, unserem Orden als Mitglied anzugehören?"

„Ja. Es ist mein aufrichtiger und sehnlicher Wunsch."

„Dein Name ist Henry Dougherty?"

Der Gefragte zögerte mit der Antwort; Lawler aber hätte ihm auch kaum Zeit zu einer solchen gelassen, denn schon fuhr er fort: „Ich frage dich nicht, welches dein Name war, bevor du zu uns gekommen bist. Ich frage auch nicht, was dich etwa bestimmt haben kann, diesen Namen gegen einen anderen zu vertauschen. Das ist deine Sache, die nur dich selbst angeht und die du uns mitteilen oder verschweigen kannst, wie es dir gefällt. Ich frage dich nur, welches der Name ist, unter dem du in unseren Bund einzutreten und als ein Freund und Bruder mit uns zu leben wünschest. Und so fordere ich

dich denn noch einmal auf, mir zu antworten. Dein Name ist Henry Dougherty?"

„Ja."

„Dein Gesuch um Aufnahme, Henry Dougherty, ist den versammelten Mitgliedern der Gruppe von Pottsville vorgelegt worden, wie es die Satzungen unseres Ordens erheischen. Und weil es eines Bürgen bedarf, habe ich, Michael Lawler, Vorstand der Gruppe, selbst die Bürgschaft dafür übernommen, daß du uns ein treuer und verschwiegener Bruder sein wirst, eher bereit, den Tod zu erleiden, als jemals zum Verräter zu werden an unserer großen und gerechten Sache. Dafür habe ich mich dem Orden verbürgt mit meiner Ehre wie mit meinem Kopfe. Die versammelten ehrenwerten Hibernier sind darauf zur Abstimmung geschritten, und ich fordere den Protokollführer auf, das Ergebnis zu verkünden."

Der Mann an dem anderen Tische erhob sich und sagte in einem Ton, als ob er ein Todesurteil auszusprechen hätte: „Dreiundzwanzig weiße Kugeln — eine schwarze."

„Das heißt, du bist mit allen gegen eine Stimme aufgenommen, Henry Dougherty," fuhr Lawler fort. „Unser Wunsch ist, als gute Irländer in Freundschaft miteinander verbunden zu sein und einander beizustehen in allen Verlegenheiten, Fährlichkeiten und Bedrängnissen, aus welcher Ursache auch immer sie entsprungen seien und welchen Namen auch immer sie haben mögen. Kein anderes Gesetz darf dabei für uns maßgebend sein, als die Verfassung des Ordens. Ihr allein sind wir unbedingten Gehorsam schuldig, und wir müssen uns ihr wie den Beschlüssen der erwählten Vertrauensmänner unweigerlich auch dann unterwerfen, wenn wir damit die Gesetze des Staates oder irgend einer anderen sogenannten Obrigkeit verletzen. Ferner wird von jedem unserer Brüder verlangt, daß er alles,

was in unſeren Verſammlungen verhandelt wird, als ein heiliges Geheimnis in ſeinem Herzen bewahre. Nichts, was auf Geheiß des Ordens gethan wird, darf gegen irgend einen Menſchen, der nicht unſer Bruder iſt, erwähnt werden, geſchähe es auch in der beſten Abſicht. Biſt du bereit, dies alles zu verſprechen?"

„Ja, ich bin bereit."

„So begrüße ich dich denn als Mitglied des alten Ordens der Hibernier und heiße dich als Freund und Bruder willkommen. Erhebe dich und laß dich nach dem Brauch unſeres Ordens umarmen."

Dieſe Umarmung und die mit ihr verbundenen Bruderküſſe auf beide Wangen mußte Henry Dougherty nicht weniger als fünfundzwanzigmal über ſich ergehen laſſen, denn jeder der Anweſenden trat auf ihn zu, um die offenbar ſtreng vorgeſchriebene Zeremonie mit aller Umſtändlichkeit und Würde zu erledigen. George Kerrigan hielt ſich ſo weit zurück, daß an ihn erſt als an einen der letzten die Reihe kam, und wenn er dann auch ſcheinbar ohne Widerſtreben dem Beiſpiel der anderen folgte, ſo glitzerte dabei doch in ſeinen dunklen Augen ein ſo wilder Haß, daß dem neuen Mitgliede in dem Moment, wo er das Geſicht des anderen vor ſich ſah, wohl auch der letzte Zweifel über die Perſon desjenigen ſchwinden mußte, der vorhin durch die ſchwarze Kugel gegen ſeine Aufnahme geſtimmt hatte.

Dougherty hatte an Charles Powell, den Sekretär der Gruppe, ein Eintrittsgeld von drei Dollars zu zahlen und ſeinen Namen unter eine Urkunde zu ſetzen. Damit waren auch die letzten Förmlichkeiten der Aufnahme abgethan, und Michael Lawler gab durch einen Schlag mit einem kleinen Hammer das Zeichen zum Wiederbeginn der Verhandlungen.

„Ich bitte jetzt um eure ganze Aufmerkſamkeit, meine

Brüder," ſagte er, „denn es iſt eine wichtige Angelegenheit, die ich zur Sprache zu bringen habe. Der Countydelegat hat mich benachrichtigt, daß auf Antrag der Gruppe in Shenandoah in einer Verſammlung von Vertrauensmännern, die er zu dieſem Zweck vor einigen Tagen nach Tamaqua einberufen, das Urteil über den Angeſchuldigten geſprochen worden ſei. Es lautet auf den Tod."

„Recht ſo!" rief eine tiefe Stimme aus der Verſammlung. „Die Toten können niemand mehr Schaden bringen, und, was das beſte iſt, ſie können auch nicht reden."

Mit beifälligem Gemurmel gaben die anderen ihre Zuſtimmung zu dieſen Worten zu erkennen.

Lawler aber klopfte mit ſeinem Hammer auf den Tiſch und fuhr fort: „Die Satzungen unſeres Ordens verbieten mir, euch den Namen der verurteilten Perſönlichkeit zu nennen. So viel jedoch darf ich euch ſagen, daß es ſich um einen Mann handelt, der den Molly-Maguires von jeher feindlich geſinnt war, und der ſich überdies in einer Stellung befindet, die ihn in den Stand ſetzt, uns empfindlich zu ſchaden. Eben jetzt trägt er ſich mit allerlei Plänen, die Bewohner des County, die nicht unſere Landsleute ſind, gegen uns aufzuhetzen. Und es giebt nur ein einziges Mittel, ihn unſchädlich zu machen — ſeinen Tod."

„Nieder mit ihm!" klang es in einem wilden Durcheinander von Stimmen, und Henry Dougherty ſah mit einemmal rings um ſich her nur zorngerötete, wutentflammte Geſichter, obwohl nicht ein einziger von all dieſen Männern auch nur den Namen desjenigen kannte, den er mit ſolcher Erbitterung aus der Liſte der Lebenden getilgt zu ſehen begehrte.

Lawler wartete, bis der Sturm ſich gelegt hatte, dann nahm er mit der ruhigen Würde, die ihn nicht einen Augenblick verließ, aufs neue das Wort: „Der Verurteilte

hat seinen Wohnsitz in Shenandoah, und unsere Freunde da drüben wissen, daß er seit langem auf seiner Hut ist. Sein Haus ist gut bewacht, und er verläßt es niemals anders als in Begleitung mehrerer Personen, die ihm gewissermaßen als Schutzwache dienen müssen. Auch wird sein Tod unfehlbar ein gewaltiges Geschrei im ganzen Minendistrikt hervorrufen. Und es kommt deshalb sehr viel darauf an, für die Vollstreckung des Urteils Männer auszuwählen, die ihrer Aufgabe in jeder Beziehung gewachsen sind."

Er machte eine Pause, und während seine Augen langsam im Kreise herumwanderten, legte sich eine tiefe, erwartungsvolle Stille auf die Versammlung.

„Die Gruppe von Shenandoah hat uns wackere Männer geschickt, als es galt, die über William O'Connor verhängte Strafe zu vollziehen. Sie ist darum vollkommen in ihrem Recht, wenn sie jetzt durch den Countydelegaten von uns ein Gleiches verlangt. Und ich habe diese Versammlung einberufen, damit von ihr die Männer bestimmt werden, die wir unseren Freunden in Shenandoah als Vollstrecker des Urteils zur Verfügung stellen. Wer zu diesem Gegenstand etwas bemerken will, der rede. Unser Bruder Patrick Monaghan hat das Wort."

Der dicke Gastwirt von „Sheridan House" schob sich in die Mitte des Kreises und sagte: „Da es sich um ein so schwieriges und wichtiges Stück Arbeit handeln soll, schlage ich vor, die Abgesandten diesmal nicht durch das Los zu bestimmen, wie das früher manchmal geschehen ist und wie es unsere Satzungen für den Notfall vorschreiben, sondern sie durch Abstimmung zu erwählen."

„Begehrt noch jemand zu diesem Antrage das Wort?" fragte Lawler, und da niemand sich meldete, fuhr er fort: „So erhebe jeder, der dafür ist, seine rechte Hand. Charles Powell, walte deines Amtes!"

„Patrick Monaghans Antrag ist einstimmig angenommen," verkündete der Protokollführer, und die fünfundzwanzig erhobenen Arme sanken wieder herab.

„So macht denn eure Vorschläge, meine Freunde, damit wir über dieselben abstimmen können," mahnte Lawler. „Und bedenket wohl, daß es gilt, eine ebenso schöne und glorreiche als gefährliche und verantwortliche Aufgabe zu erfüllen. Von den Männern, die wir diesmal aussenden, werden vielleicht nicht alle zu uns zurückkehren. Nach den Gesetzen unseres Ordens aber darf keiner die auf ihn gefallene Wahl ablehnen, aus welchem Grunde oder unter welchem Vorwand es auch immer sei. Man hat uns ersucht, nicht mehr und nicht weniger als drei Abgesandte zu schicken. Ich erwarte also aus eurem Munde ihre Namen zu hören."

„Jack M'Donald!" rief David Kehoes dröhnender Baß. „Ich kann mich ja leider nicht selber in Vorschlag bringen — meines dummen Holzbeines wegen. Aber ich denke, nach mir giebt es keinen Würdigeren als unseren Freund M'Donald."

Die im gutmütigsten und treuherzigsten Tone vorgebrachte kleine Rede wurde mit Heiterkeit und beifälligen Zurufen aufgenommen.

„Ja, so soll es sein!" schallte es von allen Seiten. „Jack M'Donald ist ein tüchtiger Bursche. Er wird uns sicher keine Schande machen."

„Wer für Jack M'Donald ist, erhebe die Hand. — Charles Powell, zähle die Stimmen!"

„Fünfundzwanzig für M'Donald. Er ist einstimmig gewählt."

„So gehe einer und rufe ihn herein. Er steht draußen auf Posten; aber ich denke, wir haben nun keine Ueberraschung mehr zu fürchten."

Wenige Minuten später erschien der Gewählte im Ver-

ſammlungszimmer, und Henry Dougherty, der vorhin in der nächtlichen Finſternis nicht viel mehr als die Umriſſe ſeiner Geſtalt wahrgenommen hatte, fand jetzt Gelegenheit, ihn genauer zu betrachten. Er ſah einen mehr als mittelgroßen, aber erſchreckend hageren Menſchen von vielleicht fünfzig Jahren. Sein Geſicht, das die ſtumpfbraune Farbe alten, verwitterten Holzes hatte, wies nicht einen einzigen Zug des charakteriſtiſchen iriſchen Typus auf, der ſich unter den übrigen Anweſenden in den mannigfachſten Spielarten zeigte. Mit ſeiner ſchmalen hohen Stirn, ſeinen dünnen Lippen und der gewaltigen Adlernaſe über dem energiſchen, faſt brutalen Kinn hätte man es viel eher für das Geſicht eines Franzoſen oder Italieners, als für das eines Irländers halten können. Jedenfalls aber war es eines von jenen Geſichtern, die man nicht anders als mit einer Empfindung des Unbehagens betrachten kann, weil alle ſchlimmen Leidenſchaften, die eines Menſchen Seele durchwühlen können, darauf ihre Spuren zurückgelaſſen zu haben ſchienen.

M'Donald mußte durch den Ordensbruder, der ihn geholt hatte, bereits von der Auszeichnung unterrichtet worden ſein, deren man ihn würdig befunden, denn er hörte ziemlich teilnahmlos zu, als ihm Michael Lawler in geſchraubten und pathetiſchen Wendungen mitteilte, welche Miſſion ihm ſoeben während ſeiner Abweſenheit durch einmütigen Beſchluß übertragen worden war.

„Wozu die vielen Worte über eine ſo einfache Sache!“ ſagte er, als Lawler geendet. „Es wäre mir ſchon recht geweſen, wenn ihr einen anderen gewählt hättet, aber da es nun einmal auf mich gefallen iſt, werde ich ſelbſtverſtändlich thun, was ich kann. Sagt mir, wann ich gehen ſoll, und ich gehe.“

Wieder ging beifälliges Gemurmel durch die Verſammlung. George Kerrigan aber, der hart neben dem Tiſche

mit dem Totenschädel stand und einige halblaute Worte mit Michael Lawler gewechselt hatte, rief mit erhobener Stimme. „Laßt uns zu Ende kommen, denn es sind noch zwei andere zu wählen. Und ich schlage euch für den einen Henry Dougherty vor, für den anderen aber mich selbst."

Es war mit einemmal ganz still geworden. Kerrigans Vorschlag hatte offenbar auf alle wie eine gewaltige Ueberraschung gewirkt, und neugierig, in gespannter Erwartung, wandten alle Blicke sich auf das eben erst aufgenommene jüngste Mitglied.

Dougherty allein schien nicht im mindesten überrascht. Seine Miene blieb unverändert gleichmütig, und mit ruhig klingender Stimme bat er um das Wort.

„Du hast es!" sagte Michael Lawler, und der Rotbärtige trat in den Kreis.

„Ihr habt den Vorschlag unseres Freundes Kerrigan vernommen," begann er, mit festem Blick von einem zum anderen sehend, „und euer Schweigen ist mir ein Beweis, daß ihr im Zweifel seid, ob ihr ihm zustimmen sollt oder nicht. Ich begreife das wohl; denn noch bin ich euch ein Fremder, und ihr könnt nicht wissen, ob ich fähig bin, eine so schwierige Aufgabe auszuführen, ohne der Gruppe von Pottsville Unehre zu machen. Wenn ich euch nun bitte, mir trotzdem eure Stimmen zu geben, so geschieht es, weil ich die Kraft in mir fühle, euer Vertrauen zu rechtfertigen. Es mögen wohl erfahrenere und geschicktere Männer unter den hier Versammelten sein; aber ich behaupte dreist, daß keiner unter euch ist, der mich an Entschlossenheit und an heiligem Eifer für unsere Sache überträfe. Laßt mich einen Beweis dafür ablegen, indem ihr mich mit M'Donald und Kerrigan nach Shenandoah sendet, und seid gewiß, daß ihr keine Ursache haben werdet, es zu bereuen."

Die Sicherheit und Entschiedenheit seines Auftretens im Verein mit seiner gewählten Ausdrucksweise übten unverkennbar eine starke Wirkung auf die Hörer. Als er zurücktrat, wurden hie und da beifällige Rufe laut, und ein paar Minuten lang schwirrten die Stimmen in lebhaftem Meinungsaustausch durcheinander. Dann erklang wieder der kurze, harte Schlag von Michael Lawlers Hammer, und es wurde still.

„Verlangt noch jemand zu dieser Angelegenheit das Wort? — Es meldet sich niemand. So schreite ich denn zur Abstimmung. Wer für George Kerrigan ist, erhebe die Hand."

Es fiel nicht schwer, das Ergebnis festzustellen, denn vierundzwanzig Arme waren gleichzeitig in die Höhe gefahren.

„George Kerrigan ist gewählt. Und ich frage nun: Wer ist dafür, daß wir als den dritten Mann unseren neu aufgenommenen Bruder Henry Dougherty nach Shenandoah entsenden?"

Es waren achtzehn Stimmen gegen sechs. Die Willensmeinung der Mehrheit war also außer allem Zweifel, und Lawler verkündete feierlich das Resultat. Die drei Erwählten traten auf den Teppich, und mit kräftigem Handschlag verpflichtete Lawler jeden von ihnen, alle Kräfte des Geistes und des Körpers, wenn es sein müsse auch Blut und Leben, an die Erfüllung der ehrenvollen Aufgabe zu setzen, die ihnen von ihren Brüdern zugeteilt worden sei.

„Schon morgen früh werdet ihr euch auf den Weg machen nach Shenandoah, und ich werde euch insgeheim den Namen des Freundes mitteilen, bei dem ihr dort Aufnahme finden sollt. Alles weitere, was euch zu thun obliegt, werdet ihr von ihm erfahren. Und so ist denn auch dieser Punkt unserer heutigen Tagesordnung erledigt

— wie ich hoffe, zum Nutzen unseres Ordens und zur Ehre der Gruppe von Pottsville! — Hat noch jemand von euch der Versammlung irgend eine Mitteilung zu machen? Es scheint, daß es nicht der Fall ist. So könnte ich denn die eigentliche Sitzung schließen. Doch bevor ich es thue, will ich euch noch von einem Zeitungsartikel Kenntnis geben, den ich heute im „Boston Pilot" gefunden, und der interessant genug ist, um eure Aufmerksamkeit zu verdienen. Er lautet:

„Die entsetzlichen Molly-Maguires treiben ihr Unwesen im Kohlenrevier neuerdings schlimmer denn je, und die Dreistigkeit, mit der sie bei der Ausführung ihrer Verbrechen zu Werke gehen, erscheint geradezu wie ein Hohn auf alle Zivilisation und staatliche Ordnung."

„Häugt ihn — den Kerl, der das geschrieben hat!" brüllte einer aus dem Hintergrunde. Aber Lawler rügte die Unterbrechung mit einem strafenden Blick und fuhr fort zu lesen:

„Die Ohnmacht der behördlichen Organe zeigt sich in einem immer kläglicheren Lichte, und wir haben längst die Hoffnung aufgegeben, daß der bedrängten bürgerlichen Gesellschaft Pennsylvaniens von dieser Seite die ersehnte Hilfe kommen könnte. Schmerzlichste Enttäuschung aber bereitet uns eine Nachricht, die wir soeben von unserem New Yorker Korrespondenten, einem durchaus zuverlässigen und wohlinformierten Manne, erhalten. Er schreibt uns, daß sich die Verwaltung der New York- und Schuylkill-Grubencompagnie, nachdem ihr Ingenieur William O'Connor in Pottsville auf offener Straße und am hellen Tage von Molly-Maguires ermordet worden war, behufs Ermittelung der Mörder und Aufspürung der Ordensgeheimnisse mit der Pinkertonschen Agentur zu Chicago in Verbindung gesetzt habe, indem sie für die Erreichung jener beiden Zwecke jede beliebige Summe zur Verfügung stellte."

„Sie müssen alle von der Erde vertilgt werden, diese verdammten Blutsauger und Gauner!“ fiel der Rufer von vorhin wieder ein.

Lawler räusperte sich unwillig, und Pat Monaghan stieß den hartnäckigen Störenfried nachdrücklich in die Seite.

„So halt doch dein Maul,“ raunte er ihm zu. „Meinst du, daß ich Lust habe, deinetwegen bis um Mitternacht mit trockener Kehle diese interessante Vorlesung anzuhören? Mir klebt schon die Zunge am Gaumen.“

Es war wieder still geworden, und jetzt konnte Lawler seinen Vortrag ohne weitere Unterbrechung zu Ende bringen.

„Allan Pinkerton kam darauf selbst nach New York und zeigte sich auch geneigt, einen seiner tüchtigsten Detektives in das Kohlenrevier zu senden. Man weiß, daß die Erfüllung dieses Versprechens beinahe schon gleichbedeutend gewesen wäre mit einer Vernichtung der Molly-Maguires, denn Allan Pinkerton genießt mit vollem Rechte den Ruf, daß er jede Aufgabe zu gutem Ende führt, die er einmal übernommen. Leider aber hat Pinkerton aus Gründen, die sich unserer Kenntnis und Beurteilung entziehen, die aber — wie wir vermuten — sehr triftige gewesen sein müssen, nach mehrtägigen Verhandlungen erklärt, daß er sich auf diese Sache nicht einlassen könne, und ist nach Chicago zurückgekehrt, ohne daß es den Direktoren der Gesellschaft gelungen wäre, seinen Sinn zu ändern. Es wird also im Kohlenrevier vorläufig alles beim alten bleiben, und wir müssen geduldig auf den Eintritt des Wunders warten, dessen es allem Anschein nach bedarf, um in einem der schönsten und reichsten Staaten der Union wieder geordnete, menschenwürdige Zustände herbeizuführen.“

Lawler faltete das Zeitungsblatt zusammen und blickte erwartungsvoll im Kreise umher.

„Ein Hurra für Allan Pinkerton!“ dröhnte David Kehoes wändeerschütternder Baß. „Wir würden uns zwar den

Teufel um seinen Detektive gekümmert haben; aber besser ist's immer noch, daß wir mit solchem Gesindel verschont bleiben."

Man lachte, und aus dem lauten Durcheinander von spöttischen Ausrufungen und Bemerkungen ließ sich entnehmen, daß so ziemlich alle die Meinung des Einbeinigen teilten und daß der Zeitungsartikel die Versammlung in die beste Stimmung versetzt hatte.

Lawler allein blieb sehr ernst, und nachdem er die Männer eine Zeitlang schweigend und lauschend hatte gewähren lassen, nahm er von neuem das Wort: „Ihr seid also wirklich so thöricht, an die Wahrheit dessen zu glauben, was in diesem Artikel steht?" fragte er mit einem Anflug von überlegenem Sarkasmus. „Ihr merkt nicht, daß es kein anderer als Allan Pinkerton selbst ist, von dem diese Mitteilung ausgeht, und daß sie von vornherein nur dazu bestimmt war, zu unserer Kenntnis zu gelangen?"

Die Mitglieder der Gruppe von Pottsville mußten sich wohl auf Grund vielfacher Erfahrungen daran gewöhnt haben, zu ihrem lebensklugen und menschenkundigen Führer als zu einer Art von Orakel aufzusehen. Sonst hätten seine Worte schwerlich einen so tiefen Eindruck machen können, als es hier geschah. Das Gelächter war schnell verstummt. Mit großen Augen und zumeist ziemlich dummen, verständnislosen Gesichtern starrten ihn die Männer an, seiner näheren Erklärungen gewärtig.

„Hol mich der Henker, wenn ich davon auch nur eine Silbe begreife!" brummte David Kehoe.

Sein dicker Nachbar Pat Monaghan aber seufzte: „Wie kann man etwas verstehen, wenn man ausgetrocknet ist wie ein Grashalm nach vierwöchentlicher Dürre!"

Und der blutdürstige O'Donnell hinter ihnen knurrte, dieser schurkische Pinkerton verdiene durchlöchert zu werden wie ein Sieb. Keiner von allen aber hatte offenbar be-

griffen, worauf Michael Lawler mit seiner Vermutung eigentlich hinauswollte, und in lautloser Spannung hörte man ihm zu, als er nach einer kleinen Pause weitersprach:

„Meine Meinung von der Sache ist nämlich die, daß sich Pinkertons Detektive — oder vielleicht sind es auch ihrer mehrere — bereits im Kohlenrevier befindet, und daß dieser erlogene Zeitungsartikel nur darauf berechnet ist, unsere Wachsamkeit einzuschläfern. Und daran, daß er uns nur die pfiffigsten und verwegensten seiner Leute auf den Hals geschickt hat, dürfen wir nicht zweifeln. Darum haben wir niemals besseren Grund gehabt, auf unserer Hut zu sein, als eben jetzt."

„Ich wollte, daß so ein Hund hierher nach Pottsville käme," schrie O'Donnell, der Pat Monaghans Rippenstoß inzwischen wieder vergessen haben mochte, „und daß er mir in die Finger liefe! Ich wollt' ihm bei lebendigem Leibe das Fell über die Ohren ziehen wie einer Katze."

„In Mahanoy haben sie vor drei Wochen einen Mann halbtot geprügelt, weil sie ihn für einen Polizeispion hielten," erzählte Kehoe, „und nachher stellte sich heraus, daß er ein brauchbarer, ehrlicher Bursche war. Nehmt euch in acht, Freunde, daß euch nicht bei eurer Detektivriecherei schließlich was ähnliches passiert. Was kann uns denn auch so ein Bürschchen Schlimmes thun? Von uns wird doch wohl keiner so dumm sein, ihm seine Geheimnisse auf die Nase zu binden."

„Lawler hat recht," tönte plötzlich Henry Doughertys klangvolle Stimme über die anderen hinweg. „Wenn unser Orden irgend etwas zu fürchten hat, so ist es Spionage und Verrat. Darum hüte jeder seine Zunge noch ängstlicher als sonst, und sei gegen jeden Unbekannten noch tausendmal mißtrauischer als bisher. Besser immer noch, daß einmal ein ehrlicher Bursche unter falschem Verdacht zu leiden hat, als daß es einem Betrüger gelingt, sich

in unſeren Bund einzuniſten, weil einer oder der andere von uns allzu ſorglos und vertrauensſelig geweſen iſt.“

M'Donald legte ihm die Hand auf die Schulter. „Ereifere dich nicht, mein Junge! Wir verſtehen uns darauf, die Betrüger von den rechtſchaffenen Leuten zu unterſcheiden. Und ein paar Lot Blei ſind bei richtiger Anwendung noch immer das beſte Heilmittel gegen allzu lebhafte Neugier geweſen.“

„Nicht ſo, M'Donald,“ fiel Lawler ein, und wieder lauſchte alles ſeinen Worten, „eine Revolverkugel mag gut ſein für einen ehrlichen Feind, für einen Spion wäre ſie wahrhaftig zu ſchade. Gelingt es uns, einen ſolchen Halunken in unſere Gewalt zu bringen, ſei es nun ein Detektive dieſes famoſen Pinkerton oder irgend ein anderer Verräter, ſo müſſen wir ihn auf eine Weiſe abthun, die anderen ein für allemal die Luſt benimmt, es ihm nachzumachen. Nach Jahren noch müſſen ſich unſere Feinde ſchaudernd erzählen, wie die Molly-Maguires einen hinterliſtigen Kundſchafter zu ſtrafen wiſſen.“

Er hatte das in ſeiner gewöhnlichen, feierlich ruhigen Weiſe geſagt, aber kein leidenſchaftliches Wutgeſchrei eines raſenden Fanatikers hätte furchtbarer ſein können, als dieſe wohlüberlegte eiſige Ruhe. Selbſt durch die Seelen der brutalen, in Gewaltthaten verhärteten Männer, denen ſeine Mahnung gegolten hatte, ſchien es ſekundenlang wie ein Schauer des Entſetzens zu zittern; denn es blieb ganz ſtill, als er geendet hatte, und in dieſe Stille hinein tönte dann ſeine gemeſſene Erklärung: „Hiermit ſchließe ich die heutige Verſammlung der Gruppe zu Pottsville. — Die Loſung, die Paßworte und das Erkennungszeichen bleiben bis zum Ablauf dieſes Monats unverändert.“

„Dem Himmel ſei Dank!“ ſagte Pat Monaghan. „Noch fünf Minuten, und ich wäre da, wo ich ſtehe, elend verſchmachtet. Machen wir denn Frau Annie unſere Auf-

wartung, meine Freunde! Ich hoffe, Henry Dougherty wird nicht geſonnen ſein, den Tag ſeiner Aufnahme ohne eine würdige Feier vorübergehen zu laſſen."

Dabei hatte er ſchon vertraulich den Arm des jungen Mannes genommen, und hinter dem eilig vorausſtelzenden David Kehoe zog die ganze Verſammlung in das Gaſtzimmer hinüber, wo die Enkelin des alten Abel noch immer über ihrer Näharbeit ſaß.

Beim Eintritt der Männer packte ſie das Linnenzeug haſtig zuſammen und zog ſich hinter den Schänktiſch zurück, ohne nur einen einzigen der freundlichen Zurufe zu beantworten, die ihr aus ſo und ſo viel rauhen Kehlen entgegenſchallten.

Die Molly-Maguires machten ſich's nach iriſcher Weiſe an den langen Tiſchen bequem, und bald hatte das Ehepaar Kehoe alle Hände voll zu thun, um wieder und wieder die großen Branntweingläſer zu füllen, deren feuriger Inhalt mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit in den durſtigen Kehlen verſchwand. Dabei gingen die Wogen der Fröhlichkeit immer höher,. und nach Verlauf einer halben Stunde war das niedrige Zimmer von einem ſo wüſten Lärm erfüllt, daß niemand mehr im ſtande war, auch nur ſeinen nächſten Nachbar zu verſtehen.

Die junge Frau, die bis dahin in ſchweigender Emſigkeit ihrem Manne zur Hand gegangen war, lehnte jetzt plötzlich, den trunkenen Zechern den Rücken zuwendend, ihren Kopf an die Wand, und ein heftiges Schluchzen erſchütterte ihren Körper.

„Was iſt dir, Annie?" fragte David Kehoe beſorgt, indem er neben ſie trat und ſeinen Arm zärtlich um ihren Nacken legte. Aber ſie antwortete nicht.

Da ſagte er in einem ſo weichen, liebevollen Ton, wie wenn er zu einem kleinen Kinde ſpräche: „Es iſt wahr — das hier iſt nichts für dich. Geh hinüber zu un-

ſerem Charley! Ich will ſchon allein mit ihnen fertig werden."

Anna Kehoe trocknete mit der Schürze die Augen, und mit einem leiſen, gepreßten „Gute Nacht, David!" ſchickte ſie ſich an, der Weiſung ihres Mannes zu folgen.

Keiner von den halb oder ganz Berauſchten achtete auf ſie, als ſie raſch an ihnen vorüberſchritt, um die Thür ihrer Schlafkammer zu gewinnen. Aber als ſie ſchon auf der Schwelle ſtand, hob ſie, wie von einer geheimnisvollen, unwiderſtehlichen Gewalt dazu getrieben, noch einmal den geſenkten Kopf und warf einen raſchen Blick nach jener Stelle hinüber, wo Henry Dougherty ſaß.

Vielleicht war es nur ein Zufall, daß ihre Augen ſich für die Dauer einer Sekunde begegneten, aber es ſchien ihr, als ob dieſe mitleidigen braunen Augen noch einmal alles wiederholten, was die Lippen des Fremden ihr vorhin an tröſtlicher Verheißung ausgeſprochen hatten. Und wenn ſie bis zu dieſem Moment noch nicht ganz mit ſich ſelber darüber im reinen geweſen war, ob ſie ihrem Manne von jener ſeltſamen Unterredung Mitteilung machen müſſe oder nicht, ſo befand ſie ſich jetzt nicht länger in Ungewißheit, was ſie zu thun habe. Welches auch immer die Pläne und Abſichten jenes Unbekannten ſein mochten, jedenfalls konnte er kein ſchlechter Menſch ſein, und ſie beging darum ſicherlich kein Unrecht, wenn ſie ihm vertraute.

„Möge uns Gott in ihm einen Retter geſchickt haben, mein armer Charley," ſeufzte ſie, während ſie an der Wiege ihres Kindes niederkniete. Und dann küßte ſie in leidenſchaftlicher Zärtlichkeit die roſigen Wangen des ahnungsloſen Kleinen.

14.

Das Städtchen Shenandoah, ein Ort, der im Jahre 1874 ungefähr neuntauſend Einwohner zählte, liegt einige Meilen nördlich von Mahanoy City und bildet gleich dieſem

und dem nahen Pottsville eines der Zentren des Kohlenbaues in Pennsylvanien. Von dichtbewaldeten Bergen umgeben, unterscheidet sich die Stadt mit ihren zahllosen qualmenden Schornsteinen und ihren schmutzigen, beständig von einer Schicht schwarzen Staubes bedeckten Straßen in nichts von dem reizlosen, wenig anmutenden Bilde, das alle diese kleinen betriebsamen Industrieorte darbieten, und das sicherlich niemand zu längerem Verweilen einladet, der nicht seines Berufes oder seiner Geschäfte wegen dazu gezwungen ist.

Es war am sechsten Abend nach der bedeutsamen Sitzung in David Kehoes Taverne, als zwei Männer in eifrigem, halblautem Gespräch durch eine der abgelegenen Straßen von Shenandoah schritten, wo nur noch in größeren Zwischenräumen vereinzelte niedrige und armselige Arbeiterhäuser standen. Beide sahen aus wie Bergleute, die sich eben auf dem Heimwege von ihrer Tagesschicht befinden; ihre Kleidung wie ihre Gesichter waren vom Kohlenstaub geschwärzt, und jeder von ihnen trug seine Grubenlampe in der Hand. Der Gegenstand ihrer Unterhaltung aber wollte ebensowenig wie ihre Ausdrucksweise zu dieser unscheinbaren äußeren Erscheinung stimmen.

„Ich weiß nicht, wie lange ich diese Situation noch werde halten können," sagte der eine, der kein anderer als der angebliche Henry Dougherty war. „Wenn ich den Blicken und dem Mienenspiel des schweigsamen M'Donald die richtige Deutung zu geben weiß, fängt er bereits an, ein gewisses Mißtrauen gegen mich zu hegen, und wenn wir nicht auf halbem Wege stehen bleiben wollen, muß ich notwendig in allernächster Zeit etwas thun, das überzeugend genug wirkt, um fortan keinen Argwohn mehr gegen mich aufkommen zu lassen."

„Ich begreife diesen Wunsch vollkommen," erwiderte der andere nach einigem Nachdenken, „aber ich sehe trotz

alles Kopfzerbrechens keine Möglichkeit, wie es ſich verwirklichen ließe. Mit der Uebernahme dieſes Mordauftrages ſpielten Sie doch vielleicht ein zu gewagtes Spiel. Ihre Klugheit und Geiſtesgegenwart in Ehren, Mr. O'Connor, aber wie Sie ſich aus dieſer Klemme ziehen wollen, ohne den Verdacht der Molly-Maguires zu erregen, iſt mir bis jetzt ein Rätſel."

„Auch ich weiß es noch nicht. Aber ich weiß, daß es mir gelingen muß, und darum wird es mir auch gelingen. Uebrigens hatte ich gar keine Wahl. Mit einer Ablehnung würde ich mir unfehlbar mein Todesurteil geſprochen haben, und dazu war es denn doch noch zu früh."

„Freilich — wenn Sie es ſo anſehen! Und Sie haben Ihre Zeit gut zu nützen verſtanden, das muß wahr ſein. Ihr Bericht, den ich heute bereits an Pinkerton weiter befördert habe, hat meine Bewunderung erregt. Das könnte ich Ihnen ſo wenig nachthun, als irgend einer meiner Kollegen. Wie in aller Welt haben Sie es nur angefangen, die Namen der vier Halunken, die Ihren armen Bruder ermordet haben, ſo ſchnell herauszubringen?"

„Da ich als Abgeſandter und Vertrauensmann einer anderen Gruppe hierher kam, war das nicht ſchwer. Ich wußte ja, daß ich ſie hier zu ſuchen hätte, und darum würde ich mich zu jenem Mordauftrage auch dann gedrängt haben, wenn man ihn mir nicht ohne mein Zuthun erteilt hätte. Daß die Burſchen es mir ſo leicht machen würden, hatte ich freilich kaum zu hoffen gewagt. Bei einem Zechgelage, das Bill Duffy, unſer Gaſtfreund, gleich am erſten Abend zu Ehren unſerer Ankunft veranſtaltete, war ich vor allem darauf bedacht, mich durch meine Geſangsvorträge bei den Brüdern von Shenandoah in Gunſt zu ſetzen. Außerdem gebärdete ich mich natürlich als ein wütender Molly-Maguire, und das Ende war, daß ich eine Stunde nach Mitternacht von jedem dieſer

Burſchen erfahren konnte, was ich nur immer zu erfahren wünſchte."

„Bill Duffy ſelbſt war alſo einer von den vieren?"

„Ja. Und ſeiner Schwatzhaftigkeit hatte ich denn auch zunächſt die Namen der drei anderen zu verdanken. Ich klopfte dann bei jedem von ihnen einzeln auf den Buſch, und keiner zögerte auch nur einen Augenblick, ſich mit Stolz zu der Heldenthat zu bekennen. Viermal mußte ich mir auf dieſe Art den Hergang mit allen Einzelheiten erzählen laſſen. Was ich währenddeſſen gelitten, und wie ich dabei an mich halten mußte, um den elenden Schuften nicht an die Gurgel zu fahren, das — das möchte ich lieber für mich behalten, Mr. Gowen."

„Kann's Ihnen nachfühlen, ohne daß Sie mir's ſchildern. Warum aber machen Sie es in Ihrem Bericht zur Bedingung, daß wir die Mörder noch länger frei herumlaufen laſſen, während ich ſie jetzt mit einem Griff alle vier in meine Gewalt bringen könnte? Ihre Angaben über die Art, wie das Verbrechen geplant und vollbracht worden iſt, müßten doch meiner Ueberzeugung nach vor jedem Gerichtshofe der Welt zu ihrer Ueberführung genügen."

Morgan ſchüttelte entſchieden ablehnend den Kopf. „Ich muß aus mehr als einem Grunde bei meiner Bedingung verharren. Erſtens fehlt es mir noch zu ſehr an greifbaren Beweiſen, mit deren Hilfe man jeden Verſuch der Mörder, ſich durch meineidige Zeugen ein Alibi zu ſchaffen, erfolgreich vereiteln könnte. Und dann würde durch einen ſolchen Prozeß meiner weiteren Thätigkeit unfehlbar mit einem Schlage ein Ziel geſetzt werden. Ich aber bin nicht nur hier, um den Tod meines unglücklichen Bruders zu rächen, ſondern ich bin nach Pennſylvanien gekommen, um den Bund der Molly-Maguires zu vernichten. Das habe ich verſprochen und das will ich halten, ſoweit meine Kräfte reichen."

„Die geängstigten Bürger dieses Staates werden Ihnen Dank dafür wissen, Mr. O'Connor. Und ich will gewiß der letzte sein, durch ein zu rasches und unbedachtes Vorgehen das Gelingen Ihres Planes zu gefährden. Nicht nur als Detektive Pinkertons, sondern auch in meiner Eigenschaft als Kapitän der Reading-Kohlen- und Eisenbahnpolizei betrachte ich mich durchaus als Ihren Untergebenen, über den Sie ganz nach Ihrem Gefallen und Ermessen verfügen können. — Was aber wird hinsichtlich des beabsichtigten Anschlages gegen Mr. Boyle nun weiter geschehen? Ich habe diese Zusammenkunft erbeten, um mich darüber mit Ihnen zu verständigen, und wir müssen uns wohl beeilen, denn man darf uns trotz meiner Verkleidung nicht zu lange bei einander sehen."

O'Connor blickte mit finsterer Miene vor sich hin. „Ich wollte, daß ich Ihnen die Instruktion zu geben vermöchte, die Sie von mir erwarten. Aber ich bin mit meiner Wissenschaft zu Ende. Boyle hat sich als Direktor der West-Shenandoahgrube durch sein Auftreten den Haß der Molly-Maguires zugezogen wie wenig andere. Dreimal in diesen fünf Tagen haben die Warnungen, die ich ihm durch Sie zukommen ließ, sein Leben zu retten vermocht; aber ich kann dies doppelte Spiel nicht fortsetzen, ohne meinen eigenen Kopf und — was viel mehr bedeutet — mein unter den günstigsten Aussichten begonnenes Werk zu gefährden. Ich zweifle fast, daß ich ein Recht hätte, ihn um diesen Preis zu schützen. Gesetzt aber auch, ich wollte es versuchen, so wäre damit für ihn im günstigsten Fall nichts weiter gewonnen, als eine kurze Galgenfrist. Die Molly-Maguires haben ihn einmal zum Tode verurteilt, und sie werden dies Urteil zu vollstrecken wissen, gleichviel, ob es heute durch M'Donald und Kerrigan oder morgen durch irgend einen anderen geschieht. Wenn Boyle sein Leben retten will, so giebt es dazu — wie ich von

vornherein betont habe — nur einen einzigen ſicheren Weg: raſche Flucht."

„Gerade dazu aber iſt der Mann nicht zu bewegen. Er hat mir erklärt, daß er auf ſeinem Poſten ſtehen und fallen will. Und nach dem Eindruck, den ſeine Perſönlichkeit auf mich gemacht hat, hege ich keine Hoffnung mehr, ſeinen Sinn zu ändern."

„So wird das Schickſal eben ſeinen Lauf nehmen müſſen. M'Donald hat den ſchauerlichen Ehrgeiz eines Henkers, dem noch nie ein Todesſtreich mißlungen iſt, und je weniger er ſpricht, deſto deutlicher iſt ihm die verzehrende Wut über die bisherige unbegreifliche Vereitelung ſeiner ſo klug erſonnenen Anſchläge vom Geſicht zu leſen. Ich weiß, daß er morgen den entſcheidenden Schlag führen will; aber diesmal kenne ich den Plan nicht, nach dem er zu handeln gedenkt. Er hat weder Kerrigan noch mir eine Mitteilung darüber gemacht, offenbar weil er anfängt, hinter jedem von uns einen Verräter zu wittern. Unter dieſen Umſtänden bleibt uns nichts anderes übrig, als die Dinge gehen zu laſſen wie ſie wollen."

Gowen wußte darauf offenbar nichts zu erwidern. Nach längerem Schweigen erſt ſagte er ziemlich unſicher: „Ich werde den Direktor durch einen meiner Beamten erſuchen laſſen, ſein Haus morgen nicht zu verlaſſen, und werde es in möglichſt unauffälliger Weiſe mit meinen Leuten umſtellen. Das iſt bei dieſer Sachlage wohl das einzige, was ich zu ſeiner Sicherheit thun kann."

„Wenn er ſich nicht entſchließt, noch in dieſer Nacht abzureiſen — ja! Daß es ihn retten wird, möchte ich freilich bezweifeln, denn mir ſcheint, M'Donald hat auch mit dieſer Möglichkeit gerechnet. — Nun, wie es auch kommen mag, daß ich nicht zu einem Morde mitwirken oder auch nur unter meinen Augen einen Mord geſchehen laſſen werde, iſt ſelbſtverſtändlich. — Jetzt nur noch eins,

Mr. Gowen, ehe wir uns trennen. Sind Sie im ſtande, mir innerhalb weniger Tage eine Anzahl gefälſchter Banknoten zu verſchaffen, gleichviel von welcher Art und in welchem Betrage?“

„Das dürfte zwar nicht ganz leicht ſein, aber ich werde natürlich alles thun, was ich kann, um es zu ermöglichen. Darf ich fragen, zu welchem Zweck Sie dieſer Falſifikate bedürfen?“

„Ich möchte darüber vorläufig noch keine Erklärung abgeben, ſchon aus dem einfachen Grunde, weil ich über den Plan, den ich mit den falſchen Banknoten verfolgen will, mit mir ſelber noch nicht völlig im reinen bin. Jedenfalls aber würde es für mich von großer Wichtigkeit ſein, die Scheine recht bald zu erhalten, und ich lege beſonderes Gewicht darauf, daß ſie ganz neu und noch nicht im Umlauf geweſen ſind.“

„Ich hoffe, Ihr Verlangen erfüllen zu können. Und Sie ſind damit einverſtanden, daß unſer ſchriftlicher Verkehr auf dem bisherigen Wege fortgeſetzt werde?“

„Gewiß! Solange wir keinen beſſeren ausfindig gemacht haben, müſſen wir uns eben mit dieſem behelfen. Der Ort, an dem wir die Briefe verſtecken, iſt ja auch ſicher genug. Aber ich empfehle Ihnen der größeren Vorſicht halber noch einmal, ſich ſtets nur der deutſchen Sprache zu bedienen. Das wird ſelbſt dann keinen Verdacht gegen mich aufkommen laſſen, wenn etwa der eine oder der andere Brief dennoch in unrechte Hände geraten ſollte.“

„Seien Sie verſichert, Mr. O'Connor, daß ich jeder Ihrer Weiſungen gewiſſenhaft nachkommen werde. Sie hätten mir alſo für den Augenblick ſonſt nichts zu ſagen?“

Der andere zögerte ein paar Sekunden lang, dann fragte er mit etwas unſicherer Stimme: „Irgend eine Nachricht über meine Mutter iſt Ihnen nicht zugekommen?“

„Nein, Mr. O'Connor. Aber wenn Sie wünschen, daß ich —"

Er wurde durch eine abwehrende Handbewegung seines Begleiters unterbrochen. „Nein, es ist am besten so. Was ich von ihr hören könnte, würde mich vielleicht nur auf meinem Wege beirren, und auch meine Mutter wird sich damit abfinden müssen, vorläufig noch ohne Nachricht von mir zu bleiben. Es ist genug, daß Sie mir versprechen, sie auf möglichst schonende Weise davon in Kenntnis zu setzen, wenn ich umkommen sollte."

Kapitän Gowen drückte ihm mit Wärme die Hand. „Ich verspreche es Ihnen. Aber ich hoffe, daß ich mich niemals in diese Notwendigkeit versetzt sehen möge."

Dann gingen sie mit kurzem Gruß nach verschiedenen Richtungen auseinander.

15.

In Mauds Verhalten gegen ihren Vater war seit dem Tage, da sie seine vertrauliche Unterhaltung mit Andrew belauscht hatte, kaum eine merkliche Veränderung eingetreten. Sie vermied es nicht, ihm zu begegnen, und wenn sie einander bei Tisch gegenüber saßen oder gelegentlich eine gemeinsame Spazierfahrt machten — eine Zeitvergeudung, die sich der allezeit thätige Ferguson übrigens nur äußerst selten gestattete — führten sie dieselben kühlen, gleichgültigen Gespräche, die von jeher zwischen ihnen üblich gewesen waren. Daß Maud stiller und ernster war als früher, konnte ihrem Vater, wenn er es überhaupt bemerkte, nicht sonderlich auffallen, denn diese Veränderung in ihrem Wesen hatte sich ja schon an jenem Vormittag vollzogen, wo sie Morgans seltsamen Absagebrief erhalten, und ihre Umgebung hatte also hinlänglich Zeit gehabt, sich daran zu gewöhnen. Auch konnte dabei von einer eigentlichen Melancholie durchaus nicht die Rede sein.

Gegen die Gäſte, die nach wie vor in dem prächtigen Palaſt an der fünften Avenue empfangen wurden, zeigte ſich Maud vielmehr ganz ſo, wie man ſie ſeit ihrer Einführung in die Geſellſchaft gekannt hatte; ihre Neigungen wie ihre Intereſſen waren ſcheinbar die alten geblieben, und den einzigen auffälligen Umſtand, der allerdings viel bemerkt und beſprochen wurde, bildete die Thatſache, daß ſie alle Teilnahme für die ſonſt ſo leidenſchaftlich geliebte Muſik verloren hatte, und ſich weder durch Neckereien noch durch Bitten bewegen ließ, zu ſpielen oder zu ſingen, wie ſie es früher ſo bereitwillig gethan.

Der junge Andrew, ein lang aufgeſchoſſener, ſtattlicher Menſch von ſechsundzwanzig Jahren, der ſich ſtreng nach der neueſten engliſchen Mode kleidete und es für ein Verbrechen gehalten hätte, anders als auf echt pariſeriſche Art zu gehen, zu ſtehen oder zu grüßen, war infolge jener Unterredung zwiſchen den beiden Vätern in der That etwas ſparſamer mit ſeinen Beſuchen geworden — zu großer Befriedigung verſchiedener anderer heiratsfähiger junger Damen, von denen jede ſich im ſtillen ein wenig Hoffnung auf ihn machte. Denn abgeſehen von dem offenkundigen Bewußtſein ſeiner Unwiderſtehlichkeit, das ihn in Mauds ſcharfblickenden Augen mit dem Fluche des Lächerlichen behaftet hatte, war James Andrew gar kein übler Burſche und konnte bei dem Reichtum ſeines Vaters getroſt überall als Bewerber anklopfen, ohne eine Abweiſung fürchten zu müſſen.

Auch in Fergusons Hauſe ſchienen ſich ſeine Ausſichten neuerdings gebeſſert zu haben. Mit einer Geſchicklichkeit, die ſeinem diplomatiſchen Talent alle Ehre machte, hatte Mr. Ferguſon ebenſo unauffällig als unermüdlich an der Verwirklichung ſeines Lieblingswunſches gearbeitet. Ohne ſeiner Tochter die Vorzüge des jungen Mannes überſchwenglich zu preiſen, hatte er in zahlloſen, ſcheinbar

gleichgültig und absichtslos hingeworfenen Bemerkungen, die durch den Verlauf des jeweiligen Gespräches vollkommen motiviert erschienen, alles erdenkliche Gute und Rühmliche von ihm zu berichten gewußt, und es hatte dabei nicht an Hinweisen gefehlt, wie eifrig einige der meist umworbenen New Yorker Schönheiten bemüht seien, sich diesen vortrefflichen jungen Mann als Ehegatten einzufangen. Und es war unverkennbar, daß Maud von ihrem anfänglichen Vorurteil gegen den jungen Andrew mehr und mehr zurückkam. Wäre es anders gewesen, so würde sie sicher nicht unterlassen haben, bei seiner Erwähnung hie und da eine jener scharfen, sarkastischen Bemerkungen zu machen, mit denen sie in Bezug auf die Gegenstände ihrer Abneigung sehr freigebig sein konnte, und sie würde bei dem persönlichen Verkehr mit James ohne Zweifel den überlegenen, ironischen Ton beibehalten haben, den sie bei den ersten Begegnungen nach seiner Heimkehr zum gewaltigen Aerger des selbstbewußten jungen Mannes angeschlagen hatte.

In der That aber geschah weder das eine noch das andere, und bei dieser fast über Erwarten günstigen Entwickelung der Dinge hatte Ferguson natürlich nicht die geringste Veranlassung, sich um das sonstige Thun und Treiben seiner Tochter angelegentlicher zu kümmern, als es früher der Fall gewesen war. Maud war unumschränkte Herrin über ihre Zeit wie über ihre Handlungen, und niemand kümmerte sich darum, wo sie ihre Stunden zubrachte, wenn sie zu Wagen oder zu Fuß das väterliche Haus verließ.

Vielleicht war es nur die Gewißheit dieser schrankenlosen Freiheit, die das junge Mädchen in den Stand setzte, ihrem Vater wie ihrer Umgebung die täuschende Komödie vorzuspielen, die sie nun schon seit mehreren Wochen durchführte. Denn ihre Gelassenheit und scheinbare Seelen-

ruhe im Verkehr mit dem Manne, den sie jetzt nur noch als den Zerstörer ihres Glückes anzusehen vermochte, war nichts als eine mühsam festgehaltene Maske, und es würde für Ferguson eine gewaltige Enttäuschung bedeutet haben, wenn er hätte in die leidenschaftlich bewegte Seele des jungen Mädchens blicken können, das ihm so ruhig gegenübersaß und gleichmütig Antwort gab auf seine Fragen.

Wohl war sie entschlossen, diese lästige Maske eines Tages von sich zu werfen und dem Vater furchtlos ihr wahres Gesicht zu zeigen. Aber dieser Tag war noch nicht gekommen, und sie besaß Selbstbeherrschung genug, mit eiserner Willenskraft an dem Plane festzuhalten, den eine Stunde bitterster Herzensqual in ihrem Geiste hatte entstehen lassen.

Fast die Hälfte ihrer Tage brachte sie seit jenem ersten Besuch bei Frau O'Connor zu, und zwischen den beiden Frauen hatte sich rasch ein inniges Verhältnis herausgebildet. Den einzigen Gegenstand ihrer täglichen Unterhaltungen bildete natürlich Morgan. Schon gab es kaum noch einen Tag in seinem bisherigen Leben, über den Maud nicht aus dem Munde seiner Mutter ausführlichen Bericht erhalten hätte, und in immer hellerem und strahlenderem Lichte erblickte sie das Bild des geliebten Mannes.

Nur über seinen gegenwärtigen Aufenthalt und über die Mission, die ihn zwang, diesen Aufenthalt zu verheimlichen, sprachen sie nie. Nicht ein einziges Mal nach jenem ersten Besuche hatte Maud es unternommen, in das Geheimnis der Greisin einzudringen, und wenn ihre Unterhaltung, wie es ja naturgemäß immer wieder geschehen mußte, sie ohne ihr Zuthun bis zu diesem Punkte führte, verstummten sie plötzlich beide, um erst nach langer Pause zögernd und beklommen von etwas anderem zu beginnen.

Aber Fergusons Tochter hätte nicht ein Weib und nicht ein leidenschaftlich liebendes Weib sein müssen, wenn sie

nicht wenigstens einen Teil der Wahrheit erraten hätte. Sie war überzeugt, daß Morgan sich unter falschem Namen in Pennsylvanien aufhalte, um den Mördern seines unglücklichen Bruders nachzuspüren, und aus der eigentümlichen Art, in der Frau O'Connor einmal des Namens Pinkerton Erwähnung gethan, hatte sie geschlossen, daß der berühmte Kriminalist in irgend welcher Beziehung zu Morgans Unternehmen stehen müsse. Doch hütete sie sich wohl, solche Wahrnehmungen und Vermutungen laut werden zu lassen, denn sie wußte ja, daß Frau O'Connor sich dadurch in ihrem Gewissen beunruhigt fühlen würde, als hätte sie das ihr anvertraute Geheimnis nicht sorglich genug gewahrt, und es gab die triftigsten Gründe, jede neue heftige Gemütsbewegung von der alten Dame fernzuhalten.

Mit Bangen und Betrübnis mußte Maud Ferguson nämlich wahrnehmen, daß der Gesundheitszustand der Frau, die ihr während der kurzen Dauer ihrer Bekanntschaft so teuer geworden war, sich fast von Tag zu Tag verschlechterte. Zwar klagte Frau O'Connor niemals, und wenn Maud besorgt nach ihrem Befinden fragte, suchte sie sie mit der Versicherung zu beruhigen, daß sie sich vollkommen wohl fühle. Aber ihr Aussehen strafte solche Worte Lügen, und bei aller Selbstbeherrschung vermochte sie doch den augenfällig zunehmenden Verfall ihrer Kräfte nicht zu verbergen. Mauds immer wiederholtes, liebevolles Drängen, einen Arzt zu Rate zu ziehen, hatte sie bisher mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen, und immer schmerzlicher regte sich bei ihrem Anblick in dem jungen Mädchen die Befürchtung, daß Morgan zu spät zurückkehren könnte, um die geliebte Mutter noch unter den Lebenden zu finden.

Bei ihrem heutigen Besuche nun hatte Frau O'Connor, die sich schlechter zu befinden schien als sonst, zum ersten-

mal ſelbſt einem ähnlichen Gedanken Ausdruck gegeben, und nach vielem inſtändigem Bitten und Zureden hatte Maud endlich die Erlaubnis erhalten, ihr einen Arzt ſchicken zu dürfen. Sie war ſogleich zu dem alten Doktor Emerſon gefahren, den ſie ſchon ſeit ihrer früheſten Kindheit kannte, und er hatte ſich bereit erklärt, noch an dieſem Abend nach der Patientin zu ſehen. Von Unruhe gequält und in banger Erwartung, die Meinung des berühmten Arztes zu vernehmen, hätte ſich Maud am liebſten noch einmal zu ihm oder zu Frau O'Connor begeben, aber Ferguſon hatte gerade heute wieder eine größere Geſellſchaft eingeladen, und die Tochter des Hauſes hätte ſich unter ſolchen Umſtänden nicht entfernen können, ohne das unliebſamſte Aufſehen zu erregen.

Der Gedanke an Morgans Mutter aber verließ ſie nicht einen Augenblick, während ſie ſich unter den Gäſten ihres Vaters bewegte. Sie hörte nur mit halbem Ohr auf das, was man zu ihr ſprach, und die Sorge um das teure Leben gab ihrem ſchönen Geſicht einen Ausdruck von Weichheit, der den meiſten Anweſenden bisher völlig fremd an ihr geweſen war.

Auch James Andrew, der ſich mit ſeinem Vater unter den Eingeladenen befand, hatte dieſe eigentümliche Veränderung wahrgenommen, und da er nun einmal gewöhnt war, alles, was ſich in ſeiner Umgebung abſpielte, in eine urſächliche Beziehung zu ſeiner eigenen werten Perſon zu bringen, ſo zweifelte er nicht, daß ſeine Anweſenheit die eigentliche Veranlaſſung zu Mauds träumeriſcher Weichheit ſei. Er nahm das natürlich für ein überaus günſtiges Zeichen, und große Entſchlüſſe reiften in ſeiner Seele.

Während des ganzen Abends hielt er ſich ſo viel als möglich in ihrer Nähe, und der Umſtand, daß ſie ihm weder widerſprach, noch eine ihrer gewohnten ſpöttiſchen Aeußerungen that, auch wenn er ſich in ſeinem Eifer,

ihr zu imponieren, zu den kühnsten und gewagtesten Behauptungen verstieg, machte ihn seiner Sache vollends gewiß. Am liebsten würde er in seiner Siegessicherheit den ersten besten günstigen Augenblick benutzt haben, um ihr den Zustand seines Herzens zu offenbaren und ihr das beglückende Geständnis ihrer Gegenliebe gleichsam im Sturm zu entreißen. Aber als ein Mann, der die Gewohnheiten vornehmer Kreise aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte, glaubte er sich eines solchen Verstoßes gegen die Etikette einer korrekten Brautwerbung nicht schuldig machen zu dürfen. Es genügte ihm für heute, sich in allerlei ritterlichen Aufmerksamkeiten zu erschöpfen, und nur hie und da gestattete er sich eine kleine, zart verschleierte Andeutung, von der er ganz sicher war, daß Maud sie verstanden habe, auch wenn sie ihn mit leerem, zerstreutem Blick ansah und ihm irgend eine Antwort gab, die gar keinen Bezug auf seine Aeußerung hatte.

Als sie ihm dann zum Abschied die Hand reichte, konnte er sich freilich nicht enthalten, diese kleine und doch so feste, energische Hand mit einer gewissen feierlichen Zärtlichkeit an seine Lippen zu führen.

„Auf Wiedersehen morgen," sagte er, „auf ein glückliches und beglückendes Wiedersehen!"

Erst lange, nachdem er fort war, fielen Maud in der Stille ihres Schlafzimmers diese vorhin halb überhörten Worte wieder ein, und jetzt erst dachte sie daran, welche Bedeutung sie aller Wahrscheinlichkeit nach hätten haben sollen.

„Es wird ihm doch nicht einfallen, mir morgen einen Antrag zu machen!" sagte sie bei sich selbst. Aber dann fügte sie bei der Erinnerung an das damals belauschte Gespräch voll heiß aufwallenden Unmuts in ihren Gedanken hinzu: „Mag er es immerhin. Es verlangt mich danach, Klarheit zu schaffen." (Fortsetzung folgt.)

Die Blume von Horta.

Erzählung von **Reinhold Ortmann.**

Mit Illustrationen von E. Ruffetti.

1.

(Nachdruck verboten.)

Es war an einem Frühlingsmorgen des Jahres 1847, als die englische Brigg „Lucy" in die Bucht von Horta, den natürlichen Hafen der Insel Fayal, einlief. Drei Tage lang war das Schiff auf dem Atlantischen Ozean ein Spielball des furchtbarsten Orkans gewesen, den man seit Menschengedenken unter diesen Breiten erlebt hatte. Wacker hatte es sich unter der Führung seines tüchtigen Kapitäns gegen Wind und Wellen gehalten, trotzdem aber schwere Havarie erlitten, und war nur als Wrack und unter Notsegeln mit Mühe in den rettenden Hafen gelangt.

Unter solchen Umständen an eine Innehaltung des bisherigen, nach dem amerikanischen Festland gerichteten Kurses zu denken, wäre offenbar Wahnwitz gewesen, und Kapitän Jones war bei aller Kühnheit nicht der Mann, das Leben seiner Leute wie das Eigentum seines Reeders leichtfertig aufs Spiel zu setzen. Er hatte also auf Fayal, das westlichste Eiland in der Inselgruppe der portugiesischen Azoren, zugehalten, und es war eine sehr ach-

tungswerte seemännische Leistung, daß er den Hafen von Horta glücklich erreicht hatte.

Dort aber war die Einfahrt eines so übel zugerichteten Seglers durchaus kein ungewöhnliches Schauspiel. Die Lage der kleinen vulkanischen Insel hat ihr von jeher eine besondere Bedeutung für die Schiffahrt gerade dadurch gegeben, daß sie den vom Mißgeschick betroffenen Amerikafahrern sichere Zuflucht zu gewähren vermag. In der Hafenstadt Horta trifft man daher fast immer Seeleute aller Nationen, die entweder auf die Ausbesserung ihrer in der Bucht vor Anker gegangenen Schiffe oder — wenn eine solche unmöglich ist — auf Abholung durch andere Fahrzeuge warten müssen.

Auch die Mannschaft der „Lucy" ging ans Land, und die Matrosen durften sich auf einige Wochen vergnüglichen Nichtsthuns gefaßt machen. Denn eine genaue Untersuchung ergab, daß das Schiff noch schwerer gelitten hatte als man glaubte, und es brauchte etwa zwei Monate, um es vollständig wieder auszubessern.

An Bord der „Lucy" hatte sich auch ein Passagier befunden, ein hochgewachsener stattlicher Mann in der Mitte der Zwanzig und von ausgesprochen englischem Typus. Seine Haltung und der Ausdruck kühler Vornehmheit auf seinem Gesicht zeigten, daß er entweder ein hochgeborener oder doch wenigstens sehr reicher Gentleman sei.

Der Fremde schien die Verzögerung seiner Reise sehr unangenehm zu empfinden. Sein Blick streifte mit unverkennbarem Mißmut über das liebliche Landschaftsbild hin, das die am grünen Berghange amphitheatralisch aufsteigende Stadt dem Auge des Landenden darbot. Er wechselte ein paar Worte mit dem Kapitän Jones, der ihn überaus respektvoll behandelte, und wandte sich dann an einen der diensteifrig herandrängenden jungen Burschen mit dem in fließendem Portugiesisch ausgesprochenen Be-

fehl, ſein Gepäck nach dem beſten Gaſthauſe von Horta zu ſchaffen. Der Weg dahin war nicht weit, und der Wirt empfing den unfreiwilligen Gaſt der Inſel mit all der unterwürfigen Höflichkeit, die er einem reichen Engländer ſchuldig zu ſein glaubte.

Gewiß hatte er zum mindeſten einen Lord in ihm vermutet, und es enttäuſchte ihn wohl ein wenig, als jener nur den einfachen Namen Henry Briggs in das Fremdenbuch ſchrieb. Aber ſeine Ehrfurcht kehrte ſogleich zurück, da Mr. Briggs den Verſuch, eine Unterhaltung über die gefährlichen Abenteuer der letzten Tage und das bedauerliche Schickſal der „Lucy“ zu beginnen, mit hochmütiger Kälte zurückwies. So unzugänglich und ſelbſtbewußt war nach der Meinung des Portugieſen nur ein wirklich vornehmer Herr.

Kaum eine halbe Stunde nach der Landung unternahm der junge Engländer ſeinen erſten Spaziergang durch die Stadt. Das bunte, vielſprachige Hafenleben ſchien ihn nicht ſonderlich zu intereſſieren, denn er bog alsbald in eine der Straßen ein, die ſteil zu den weinbewachſenen Berghängen emporführen. Hier oben hatten ſich die reicheren Bewohner von Horta ihre ſchmucken, villenartigen Häuschen inmitten wohlgepflegter, blühender Gärten erbaut; eine wohlthuende Stille herrſchte in dieſem vornehmeren Viertel, und überall boten ſich die anmutigſten Ruhepunkte für das Auge des Wanderers.

Henry Briggs aber ſchritt noch immer mit finſterer Miene dahin. Die unvorhergeſehene Unterbrechung in ſeiner Reiſe und die Ausſicht auf eine Gefangenſchaft von mindeſtens zwei Monaten hatten ihm die Laune verdorben. Da plötzlich hemmte er ſeinen Schritt, und der mißmutige Ausdruck ſchwand ſchnell aus ſeinen Zügen, während er unverwandt nach einem Punkte hinſtarrte. Das klingende Geräuſch eines etwas ungeſtüm geöffneten Fenſters hatte

Da plötzlich hemmte er seinen Schritt. (S. 72)

seine Aufmerksamkeit erregt, und was er an diesem Fenster gewahrte, war wohl danach angethan, die Falten auf seiner Stirn zu glätten.

In einem lieblichen Rahmen von schneeweißen Vorhängen und blühenden Topfgewächsen zeigte sich der schönste schwarzhaarige Mädchenkopf, den er jemals gesehen hatte. Und die großen, dunklen Augen waren voll so unschuldiger Neugier und zugleich voll so reizender Schelmerei auf ihn gerichtet, daß er unter ihrem Blick eine seltsam warme Regung in der Gegend des Herzens spürte. Wohl ein paar Sekunden lang standen sie einander so gegenüber; dann zog der Engländer mit einer Verbeugung, die gar nichts von der sprichwörtlichen britischen Steifheit hatte, seinen Hut.

Das holde Schwarzköpfchen am Fenster wurde rot, um die frischen Lippen aber huschte ein allerliebstes Lächeln, und ehe sie sich in die Tiefe des Zimmers zurückzog, erwiderte sie den Gruß mit einem freundlichen Nicken.

Dann war die anmutige Erscheinung verschwunden, und Henry Briggs wartete vergebens auf ihre Wiederkehr, obgleich er sich's nicht verdrießen ließ, wohl noch fünfmal an dem stattlichen Hause vorüber zu spazieren. Bei dieser Fensterpromenade hatte er natürlich Gelegenheit genug, auch die Umgebung etwas genauer zu mustern, und er sah, daß in der kleinen Villa unmittelbar neben der Wohnung des schönen Mädchens alle Fensterläden geschlossen waren, wie es nur bei leerstehenden Häusern der Fall zu sein pflegt. Auch die offenkundige Verwahrlosung des Gärtchens, das nur eine niedrige Hecke von dem prächtig gehaltenen Nachbargarten trennte, sprach für die Annahme, daß die Villa zur Zeit keine Bewohner habe. Henry Briggs lächelte, während er das verlassene Gebäude musterte; dann, da er inzwischen wohl die Hoffnung aufgegeben hatte, der unbekannten Schönen noch

einmal anſichtig zu werden, wandte er ſich nach der unteren Stadt zurück und ſchlug den Heimweg nach ſeinem Gaſthofe ein.

Auf einem Tiſchchen auf der offenen, dem Meere zugekehrten Terraſſe ließ er ſich bald nachher eine Mahlzeit auftragen, und als der höfliche Wirt erſchien, um ſich zu erkundigen, ob der gnädige Herr nach Wunſch bedient worden ſei, zeigte ſich der junge Engländer um vieles leutſeliger als vorhin bei ſeiner Ankunft. Er erwies dem Gaſthofsbeſitzer ſogar die Ehre, ſich in ein längeres Geſpräch mit ihm einzulaſſen und — wenn auch in nachläſſigem und gelangweiltem Tone — allerlei auf den Ort und ſeine Bewohner bezügliche Fragen an ihn zu richten.

Erſt nachdem er über die verſchiedenſten anderen Dinge Auskunft erhalten, erkundigte er ſich auch nach dem Eigentümer jenes ſtattlichen Hauſes, das, wie er ſagte, durch gewiſſe Beſonderheiten der Bauart ſein Intereſſe erregt habe.

„Nach der Beſchreibung kann es nur das Haus des alten Pollo ſein, das Euer Gnaden meinen," erwiderte der Wirt. „Der darf ſich freilich ſchon einigen Luxus geſtatten; denn er iſt einer der wohlhabendſten Männer hier in Horta."

„Ein Kaufmann vermutlich," warf der Engländer gleichgültig hin; aber der andere ſchüttelte den Kopf.

„Nicht doch! Seinem Gewerbe nach iſt er ein Gaſtwirt, wie es ſchon ſein Vater und ſein Großvater vor ihm geweſen. Seine Schänke liegt unten am Hafen. Euer Gnaden können das Haus von hier aus erblicken. Es iſt eine gewöhnliche Matroſenkneipe; aber die durſtigen Kehlen der fremden Seeleute haben die Pollos im Laufe der Jahrzehnte zu einer reichen und angeſehenen Familie gemacht. Das leichtſinnige Seevolk läßt all ſein Geld am Land ſitzen. Der Alte hätte es gar nicht mehr nötig,

hinter dem Schänktiſch zu ſtehen, aber er kann gar nicht genug zuſammenſcharren für ſeine Antonietta, die er am liebſten vom Kopf bis zum Fuß mit Gold und Edelſteinen behängen möchte."

„Die Antonietta? — Iſt das ſeine Frau?"

„O nein," verſetzte der Portugieſe. „Seine Frau hat er längſt begraben, ſie war eine Schönheit, Euer Gnaden, und auch der Pollo war in ſeiner Jugend ein anſehnlicher Kerl. Die Antonietta iſt ſein einziges Kind, das ſchönſte Mädchen auf der ganzen Inſel."

„So, ſo!"

„Ja, Euer Gnaden, wahrhaftig! Ein ſpaniſcher Señor, der vor einem Jahr hierher verſchlagen wurde wie Euer Gnaden, nannte ſie die „Blume von Horta", und den Namen hat ſie ſeitdem bei uns behalten, zum ſtillen Aerger aller anderen Mädchen und Frauen, denen noch keiner einen ſo ſchmeichelhaften Titel gegeben, obwohl manche unter ihnen wahrhaftig auch nicht übel iſt."

„Das iſt ja ſehr romantiſch," lächelte Briggs.

„Ja, Herr. Ich glaube, es giebt in Horta keinen jungen Burſchen, der nicht ſterblich in ſie verliebt wäre. Aber ſeit ſie dem Rodrigo Benar vor allen anderen den Vorzug gegeben hat, hüten ſich die übrigen wohl, etwas von ihrer Leidenſchaft merken zu laſſen, denn ſie wiſſen, daß mit dem Rodrigo nicht zu ſpaßen iſt."

Ueber das Geſicht des jungen Briten glitt ein ſpöttiſches Lächeln.

„Sind die Liebhaber hierzulande ſo wild? Wer iſt denn dieſer beneidenswerte Rodrigo?"

„Ein Fiſcher, Herr, ein hübſcher, ſtattlicher Burſche, mit dem ſich an Kraft und Gewandtheit nicht ſo leicht einer meſſen mag hier in Horta. Auch hat er ein anſehnliches Vermögen von ſeinem Vater ererbt, und da ſich doch wohl ſchwerlich ein Herzog einfinden wird, um

Antonietta zu seiner Gemahlin zu machen, so darf man schon sagen, daß sie den Besten gewählt hat, den sie haben konnte. In einigen Monaten werden sie Hochzeit feiern."

Der Engländer fragte nicht weiter. Der Gegenstand des Gespräches hatte dem Anschein nach sein Interesse für ihn verloren, und ein halb unterdrücktes Gähnen gab dem gesprächigen Wirt zu erkennen, daß es für ihn nunmehr an der Zeit sei, sich zurückzuziehen. Briggs schaute noch eine Weile gedankenvoll auf die blaue Wasserfläche hinaus; dann pfiff er leise die Melodie eines in seinem Vaterlande viel gesungenen Liebesliedes vor sich hin und rüstete sich von neuem zum Spaziergang in die Stadt.

Diesmal war es die Schänke des alten Pollo, der er zustrebte. Er mußte sich die Lage des Hauses, das ihm der Wirt vorhin von der Terrasse aus gezeigt hatte, sehr genau gemerkt haben, denn er brauchte unterwegs nicht ein einziges Mal zu fragen, um richtig ans Ziel zu gelangen. Das niedrige Gastzimmer war dicht gefüllt, und auch die Besatzung der „Lucy" befand sich beinahe vollzählig unter den Zechenden. Der Wirt, ein behäbig und gutmütig dreinschauender Mann mit feistem, etwas weinrotem Antlitz, saß mit Kapitän Jones abseits von den übrigen an einem kleinen Tische und wollte sich bei der Annäherung des eleganten Fremden respektvoll zurückziehen, der Engländer aber ersuchte ihn, seinen Platz zu behalten und bestellte bei dem Aufwärter eine Flasche vom besten Wein, bei deren Vertilgung ihm die beiden anderen auf seine Einladung Gesellschaft leisteten.

Briggs selbst trank zwar nur wenig, doch gewann er sich sogleich die Gunst des Wirtes dadurch, daß er mit Kennermiene die Güte des Gewächses lobte. Man war bald in lebhafter Unterhaltung, und im Verlauf derselben äußerte der junge Fremde beiläufig, die Insel gefalle ihm

ausnehmend, und er würde sehr gern eine längere Zeit hier zubringen, wenn sich irgendwo in dem ruhigeren Teil des Ortes eine passende Wohnung für ihn fände. Kapitän Jones machte zu dieser Bemerkung ein höchst verdutztes Gesicht, und er würde vermutlich die Lippen zu einer erstaunten Frage geöffnet haben, wenn ihm nicht ein bedeutsamer Blick des Engländers Schweigen geboten hätte. Der Schänkwirt hatte von dieser stummen Augensprache nichts bemerkt, und mit dem Eifer eines dienstwilligen Mannes ging er auf die Aeußerung des Engländers ein.

„Zu einer passenden Wohnung könnte sich schon Rat finden, Herr! Mein Nachbar, der alte Ramon, ist vor vier Wochen gestorben, und sein Häuschen steht mit der ganzen Einrichtung zum Verkauf. Die Erben werden froh sein, wenn sich ihnen Gelegenheit bietet, es auf einige Zeit zu vermieten, und ich bin gern bereit, das Nähere mit ihnen zu vereinbaren, falls es dem Herrn zu unbequem sein sollte, selber die Verhandlungen zu führen. Ich will schon sorgen, daß sie keine zu hohe Forderung stellen, und bis morgen könnte alles ins reine gebracht sein."

Henry Briggs dankte ihm für seine Gefälligkeit, die er ohne weiteres annahm, doch mit dem Hinzufügen, daß es ihm auf den Preis nicht ankomme und daß er auch in Bezug auf die Ausstattung der Wohnung nur bescheidene Ansprüche erhebe.

Man war noch in der Erörterung dieser Angelegenheit begriffen, als ein neuer Ankömmling an den Tisch herantrat, um Pollo zu begrüßen. Es war ein auffallend groß und kraftvoll gebauter junger Mann von höchstens vierundzwanzig Jahren. Sein kurzlockiges schwarzes Haar, seine feurigen Augen und der kühne Schnitt seines gebräunten Antlitzes machten ihn zu dem vollkommenen Typus eines schönen Südländers. Die trotzige Haltung

seines Kopfes und ein gewisses Ungestüm in seinen Bewegungen deutete zugleich auf einen starken Charakter und ein leidenschaftliches Temperament.

Mit freundlichem Lächeln und herzlichem Händedruck war er von dem alten Pollo empfangen worden, und der Schänkwirt hielt es für seine Pflicht, ihn auch mit den beiden Fremden bekannt zu machen.

„Rodrigo Benar, mein zukünftiger Schwiegersohn," sagte er vorstellend. — „Willst du dich nicht ein wenig zu uns setzen, mein Junge?"

Aber der junge Fischer, dessen Blick gleichgültig und beinahe hochmütig über den blonden Engländer hingestreift war, schüttelte ablehnend den Kopf.

„Schönen Dank, Vater Pollo. Ich kam nur, um mich auf acht oder zehn Tage von Euch zu verabschieden und Euch einen Gruß an Antonietta aufzutragen. Denn ich traf sie nicht zu Haus und habe leider nicht Zeit, ihre Heimkehr abzuwarten. Wind und Wetter sind günstig zum Auslaufen."

„Will es gewissenhaft ausrichten, mein Sohn. Also auf Wiedersehen und guten Fang!"

Die Männer schüttelten sich die Hände, und Rodrigo ging. Bald nachher erhob sich auch Henry Briggs, und ein stummer Wink bedeutete den Kapitän, ihn zu begleiten.

„Ihr werdet niemand auf der Insel sagen, was ich bin, und werdet nichts über meine Verhältnisse ausplaudern — hört Ihr?" wandte er sich an ihn, sobald sie das Gastzimmer hinter sich hatten. „Es könnte wirklich geschehen, daß ich Lust verspürte, meinen Aufenthalt um einige Wochen oder Monate über das Notwendige hinaus zu verlängern. Aber die Leute hier brauchen nichts Näheres über mich zu erfahren."

„Wohl, Sir! Aber was wird Ihr Herr Vater zu einem solchen Entschlusse sagen? Er wünschte doch —"

„Laßt es nicht Eure Sorge sein, Kapitän Jones, wie ich mich mit meinem Vater verständigen werde. Soviel ich weiß, habe ich mich ja auch noch niemals um Eure seemännischen Angelegenheiten gekümmert."

Der Kapitän murmelte etwas Unverständliches, das wohl eine Entschuldigung sein sollte, und an der nächsten Wegkreuzung gingen sie mit förmlichen Verbeugungen auseinander.

2.

Um die Mittagszeit des folgenden Tages schon nahm Henry Briggs von dem verlassenen Häuschen des Señor Ramon Besitz. Er fand dort mehr Behagen und Bequemlichkeit, als er nach dem Aeußeren der Villa hatte vermuten können, und die alte, halbtaube Person, die man ihm als Aufwärterin empfohlen hatte, schien ihm für die Bedienung vollständig zu genügen. Zu den Fenstern des Polloschen Hauses hatte er bei seiner Ankunft mit keinem Blick hinaufgesehen, und auch als er später einen kleinen Spaziergang durch den Garten unternahm, wanderten seine Augen nicht ein einziges Mal nach jener Seite hinüber, wo sich hinter der niedrigen Hecke die wohlgepflegten Gebüsche und duftigen Blumenbeete des Nachbargartens hinzogen. Wenn da drüben etwa zwei neugierige dunkle Mädchenaugen aus irgend einem sicheren Versteck sein Thun und Lassen beobachteten, so hatte ihre Eigentümerin jedenfalls keinen Grund zu vermuten, daß er um ihretwillen hier heraufgekommen sei. Man konnte unmöglich eine vollkommenere Gleichgültigkeit zeigen, als Henry Briggs sie in Bezug auf seine Umgebung an den Tag legte.

Um die Zeit der Dämmerung aber erregte der neue Bewohner seinerseits die Aufmerksamkeit der Nachbarschaft auf eine ganz eigene Weise. Aus den offenen Fenstern

seines Hauses nämlich erklangen die Töne eines mit Meisterschaft zur Guitarrebegleitung gesungenen schwermütigen Liedes, wie man es in Horta wohl noch niemals gehört haben mochte — eines Liedes, dessen englischer Text von den Qualen ungestillter Sehnsucht und dem tiefen Weh hoffnungsloser Liebe sprach. Nicht lange währte es, bis nebenan die in den Garten führende Glasthür geöffnet wurde, um eine schlanke Mädchengestalt in die Dämmerung hinausschlüpfen zu lassen. Zuerst war sie sorglich darauf bedacht, sich hinter schützendem Gebüsch zu verbergen; dann aber, als der Gesang leiser und leiser wurde, näherte sie sich, wie von Zaubermacht angezogen, immer mehr der Hecke, welche die Grenzlinie zwischen den beiden Grundstücken bezeichnete, und dort blieb sie endlich in entzücktem Lauschen stehen, von dem silbernen Licht des eben aufsteigenden Mondes magisch umflossen.

Sie rührte sich auch nicht von der Stelle, als der letzte Ton des Liedes weich und klagend in der tiefen Stille verklungen war. Vielleicht erwartete sie, daß der unsichtbare Sänger noch ein zweites folgen lassen würde, vielleicht auch hatte die schwermütige, herzbestrickende Weise sie in eine Traumwelt hinübergeschmeichelt, in der sie ihre wirkliche Umgebung völlig vergaß. Jedenfalls fuhr sie erschrocken zusammen, als jetzt unmittelbar neben ihr der Kies des Weges unter einem Menschentritt knirschte, und eine wohllautende Männerstimme sie in ihrer eigenen Sprache, wenn auch in fremdartigem Tonfall, mit dem landesüblichen Gruße anredete.

Henry Briggs stand vor ihr, schlank, blond und vornehm wie die Helden der englischen Romane, die sie in schlechten portugiesischen Uebersetzungen gelesen hatte. Sie wußte, daß nur er der Sänger gewesen sein konnte, und ihre leicht erregte Einbildungskraft umgab ihn unter der mächtigen Wirkung, die dieser Gesang auf sie geübt hatte,

mit allem Hohen und Herrlichen, das sie bisher in thörichten Mädchenträumen ersonnen, um ihr Männerideal zu schmücken. Und wie er nun zu ihr sprach, höflich, einschmeichelnd, mit Worten, wie sie sie bisher wohl in Gedichten gelesen, doch noch nie aus dem Munde eines Verehrers vernommen hatte, da begann ihr junges, entzündliches Herz in stürmischen Schlägen zu pochen, und das verräterische Mondlicht offenbarte dem verwegenen Fremdling die heiße Glut auf ihren Wangen.

Und doch waren es zunächst nur gleichgültige Dinge, von denen er zu ihr redete. Wenn statt der unwissenden Tochter des portugiesischen Gastwirts irgend eine vornehme englische Lady vor ihm gestanden hätte, so hätte er sich nicht rücksichtsvoller und ehrerbietiger benehmen können. Kein dreistes, zudringliches Wort, kein plumper Scherz, wie sie unter ihren einheimischen Bekannten gebräuchlich waren, beleidigte ihr Zartgefühl, und diese bisher ungekannte Ritterlichkeit machte den jungen Briten für sie vollends zu einem Wesen aus ganz anderen Welten. Sie half ihr allgemach auch über die Bangigkeit hinweg, die sie zuerst gehindert hatte, ihm anders als mit leise hingehauchten einsilbigen Erwiderungen Rede zu stehen, und sie wußte kaum, wie es geschehen war, daß sie nach Verlauf einer Viertelstunde heiter und unbefangen mit ihm plauderte wie mit einem alten Freunde.

Anfänglich hatte er nur von den Schönheiten Fayals gesprochen, die ihn seiner Versicherung nach über alle Maßen entzückt hatten; dann aber begann er von den fernen Ländern zu erzählen, aus denen er durch einen Zufall hierher verschlagen worden war, von den Wundern der europäischen Großstädte, von den Herrlichkeiten des Lebens, das ihre beneidenswerten Bewohnerinnen führen durften. So glänzend, so verführerisch lockend waren seine Schilderungen, daß Antonietta sicherlich an ihrer Wahr-

haftigkeit gezweifelt haben würde, wenn nicht dem Klang seiner Stimme, dem Blick seiner blauen Augen eine unwiderstehlich zwingende Macht innegewohnt hätte. Und es war nicht wunderbar, daß sich in ihre Seele ein Verlangen stahl, alle jene Herrlichkeiten mit eigenen Augen zu schauen, daß sie mit einer Art sehnsüchtigen Neides daran dachte, wie glückselig das Weib sein müsse, das die Wonnen dieser fremden Welt an der Seite eines Beschützers genießen dürfe, wie es der blonde Fremdling war.

Wohl eine Stunde lang sprachen sie so miteinander, und während dieser ganzen Zeit hatte sich Antonietta nicht ein einziges Mal ihres Verlobten erinnert. Sie gedachte seiner erst in dem Augenblick, als der Engländer ihr gute Nacht wünschte, und als sie nach einem kleinen Zaudern ihre schmalen Finger in seine über die Hecke hinweg dargebotene Rechte legte. So weich und fein war die Haut dieser wohlgepflegten, aristokratischen Männerhand, daß sie die Berührung wie etwas wohlig Schmeichelndes empfand, und dabei mußte sie an Rodrigos harte, schwielige Fischerfaust denken.

Die unwillkürliche Erinnerung an den abwesenden Verlobten rief kein fremdiges Regen in ihrem Herzen wach. Ihr langes Zwiegespräch mit dem Fremden wollte ihr plötzlich als ein Unrecht erscheinen, und mit einer Hast, die ihn befremden mußte, zog sie ihre Hand zurück. Auf seine Frage, ob er sie morgen abend hier wiedersehen werde, hatte sie keine andere Antwort, als ein hastiges Kopfschütteln, und noch ehe er Zeit gehabt, nach den Ursachen dieser Weigerung zu forschen, war sie mit der Behendigkeit eines erschreckten Wildes in der Richtung nach dem väterlichen Hause verschwunden.

Henry Briggs schaute ihr nach, und wieder war jenes spöttische Lächeln, das seinem hübschen Gesicht einen so wenig angenehmen Ausdruck gab, auf seinen Lippen. Ihre

eilige Flucht hatte ihn offenbar nicht im mindesten entmutigt, und er war mit dem bisherigen Verlauf seines Abenteuers vollkommen zufrieden.

Während des ganzen nächsten Tages blieb der Engländer für seine Nachbarschaft unsichtbar. Beim Einbruch der Dunkelheit aber wiederholte sich das Spiel vom verflossenen Abend, und noch weicher, sehnsüchtiger klangen seine Lieder heute durch die tiefe Stille der einsamen Gärten. In fieberischer Erwartung hatte Antonietta diesen Augenblick herbeigesehnt, obwohl sie diesmal entschlossen war, der verführerischen Lockung zu widerstehen und keinen Schritt in den Garten hinauszuthun. Nur ein wenig hatte sie die Glasthür geöffnet, die auf die Terrasse führte, und dort, von draußen völlig unsichtbar, lauschte sie klopfenden Herzens den süßen Tönen. Als das Lied zu Ende war, preßte sie die Stirn gegen die Scheiben und brach in Thränen aus. Nie in ihrem jungen Leben hatte sie sich so namenlos unglücklich gefühlt, niemals war ihr die Seele so schwer gewesen von heißem, unnennbarem Sehnen. Aber sie erkannte die ganze Größe der Gefahr; sie dachte an das Versprechen, das sie Rodrigo Benar gegeben, und sie gelobte sich, stark zu bleiben in der Versuchung. Hätte der Fremde jetzt geschwiegen, so wäre sie sicherlich auch als Siegerin aus dem harten Kampfe hervorgegangen. Doch der Unselige war sich nur zu gut der dämonischen Macht bewußt, die er bereits über sie besaß, und er zögerte nicht, sich ihrer schonungslos zu bedienen.

Wenige Minuten nur war es draußen stille geblieben, dann hörte Antonietta seine Stimme aufs neue, und diesmal so nahe, daß sie nicht zweifeln konnte, er habe die Hecke überstiegen und sich bis dicht vor das Haus gewagt. Sie wußte, er kam ihretwegen, und dieser Erkenntnis widerstand ihr Herz nicht. Mit brennenden Augen hatte sie sich aus ihrem Korbsessel erhoben, langsam streckte sie

Eine leidenſchaftlich zärtliche Stimme rief ihren Namen.
(S. 86).

die Hand nach dem Thürdrücker aus — ein kurzes Zögern noch, ein letzter, verzweifelter Kampf, dann hatte sie sie vollends aufgestoßen, und wie von fremdem Willen getrieben schritt sie die Stufen der Terrasse hinab.

Eine leidenschaftlich zärtliche Stimme rief ihren Namen, und in der nächsten Sekunde war sie von zwei starken Armen stürmisch umschlungen, fühlte sie zwei brennende Lippen auf ihrem Munde. Sie wollte sich sträuben, wollte um Hilfe rufen, doch ihre Kraft versagte, und in willenloser Hingabe sank ihr dunkles Köpfchen an die Schulter des Fremden. Rodrigo Benar war vergessen wie die ganze übrige Welt — neue Wonnen, neue, nie geahnte Seligkeiten thaten sich vor ihr auf; erst von diesem Augenblick an kannte sie das Glück. —

Abend für Abend trafen sie jetzt in der verschwiegenen Einsamkeit des Gartens zusammen. Es wurde ihnen leicht genug gemacht, ihr Geheimnis zu bewahren, denn Antonietta war die freie Herrin ihrer Handlungen, keiner von den wenigen Hausbewohnern hatte ein Recht, sich um ihr Thun und Lassen zu kümmern, und Vater Pollo kehrte regelmäßig erst gegen Morgen aus der Matrosenschänke heim, wo er noch immer goldene Schätze für seinen Liebling zusammenscharrte.

Rodrigo Benar aber war fern auf hoher See.

Sie sprachen niemals von ihm; aber über Antoniettas schönen Leib ging es wie ein Erschauern, wenn mitten in ihrem Liebesrausch das Bild des treulos Verratenen vor ihrer Seele auftauchte. In solchen Momenten schloß sie wohl erbleichend die Augen, als könne sie damit die schrecklichen Vorstellungen bannen, die sich für sie jetzt mit dem Namen Rodrigos verknüpften, aber sie vermochte es auch dann nicht, zu dem neuen Liebhaber von ihren Sorgen zu sprechen.

Einmal freilich mußte es dennoch geschehen. Für den

nächsten Tag war nach der Meldung eines heute eingelaufenen Bootes die Heimkehr der Fischer zu erwarten, und Antonietta wußte, daß Rodrigos erster Weg der Weg nach ihrem Hause sein würde. In verzweifelter Gemütsstimmung hatte sie den Tag hingebracht, und als sie um die gewohnte Stunde, Kopf und Schultern mit einem schwarzen Spitzentuche umhüllt, zu dem verschwiegenen Plätzchen ihres abendlichen Stelldicheins eilte, hatte sie sich endlich zu dem festen Entschlusse durchgekämpft, mit Henry über die Gestaltung ihrer Zukunft zu reden. Mit Küssen und tändelnden Liebesworten, wie sie bisher ihre einzige Unterhaltung ausgemacht hatten, war es nun nicht länger gethan; jetzt galt es zu handeln, denn schon ihre erste Begegnung mit Rodrigo mußte ja die Entscheidung bringen.

Zum erstenmal sträubte sich Antonietta gegen die Liebkosungen, mit denen der harrende Engländer sie begrüßte, und entwand sich seiner Umarmung.

„Nicht so, Geliebter! Wir haben heute von ernsten Dingen zu sprechen. Ich muß dir ein Geständnis machen, für das es mir bisher an Mut gebrach. Meine Liebe zu dir ist eigentlich ein Unrecht, denn als ich dir mein Herz zu eigen gab, war ich nicht mehr frei. Ein anderer hatte mein Wort."

Mit versagendem Atem, in abgerissenen Worten, deren jedes sie unsägliche Ueberwindung kostete, hatte sie ihm dies Bekenntnis abgelegt; nun aber, da ihre Stimme völlig stockte, kam Henry Briggs ihr lachend zu Hilfe:

„Du warst die Verlobte des plumpen Fischers Rodrigo Benar. Meinst du denn, Liebchen, daß mir eine solche Thatsache in diesem Nest auch nur für einen einzigen Tag hätte verborgen bleiben können?"

In grenzenlosem Erstaunen sah sie zu ihm auf. „Wie? Du wußtest es? Und doch hast du mir während dieser ganzen Zeit nicht ein einziges Mal davon gesprochen?"

„Nein! Warum auch hätte ich es thun ſollen? Was kümmert uns denn jetzt noch dieſer ungefüge Geſelle?“

„Aber er hat ein Recht auf mich, Henry! Und wenn er nun morgen zurückkommt, was, um der heiligen Jungfrau willen, ſoll ich ihm ſagen?“

Der Engländer ſtreifte mit einem raſchen Blick ihr Geſicht, aber er vermied es gefliſſentlich, ſie anzuſehen, während er nach einem kurzen Schweigen leichten Tones erwiderte: „Ja, mußt du ihm denn überhaupt ſchon morgen etwas ſagen, mein Schatz? — Könnteſt du ihn nicht einſtweilen in dem Glauben laſſen, es ſei zwiſchen euch noch alles beim alten?“

Antonietta wich um einen Schritt von ihm zurück, und ihre Augen öffneten ſich weit.

„Wie? Das könnteſt du mir zumuten — das?“

Es war etwas im Klang ihrer Stimme, das ihn ſehr eindringlich von der Notwendigkeit überzeugte, den üblen Eindruck ſeiner Frage ſo ſchnell als möglich wieder zu verwiſchen.

„Natürlich mußt du mich nicht mißverſtehen,“ fügte er eilig hinzu, „ich für meine Perſon ſähe es ſelbſtverſtändlich am liebſten, wenn dieſer Fiſcher ſeinen Fuß nie wieder über deine Schwelle ſetzen, wenn ſeine ungeſchlachte Hand dich nie wieder berühren dürfte. Nur weil ich dir unnütze Kämpfe und Aufregungen erſparen möchte, dachte ich daran, daß du ihm die Wahrheit vielleicht noch für eine kurze Zeit verbergen könnteſt, ſo lange nur, bis wir unſere Liebe offen vor aller Welt bekennen dürfen.“

„Warum aber dürfen wir das nicht ſchon morgen, Henry? Giebt es denn für mich jetzt noch einen anderen Weg als den, meinem Vater und Rodrigo alles zu offenbaren?“

Der Engländer ſchüttelte mißbilligend den Kopf. „Nein, es wäre nicht klug gehandelt, denn dein Vater würde

dann natürlich erwarten, daß ich sogleich offen um dich werbe, und dazu bin ich morgen noch nicht im stande. Meine kindliche Liebe macht mir's zur Pflicht, einen solchen Schritt nicht früher zu unternehmen, als bis ich meine Eltern davon unterrichtet und ihre Einwilligung erlangt habe. Daß sie mir zu teil werden wird, ist außer allem Zweifel, aber du weißt, mein Schatz, daß eine Reihe von Wochen vergehen muß, bevor ihre Antwort in meinen Händen sein kann, und bis dahin sollten wir unser süßes Geheimnis sorgsam vor jedermann bewahren, um zu verhindern, daß irgend etwas Feindseliges sich trennend zwischen uns stellt."

Der Ton seiner Rede, dieser weiche, einschmeichelnde Klang, dem sie von allem Anbeginne so wenig hatte widerstehen können, übte auch diesmal den alten Zauber auf sie aus. Sie schmiegte ihr Köpfchen wieder an seine Brust und fragte leise:

„Darf ich denn aber auch wirklich an so viel zukünftige Glückseligkeit glauben, mein Geliebter? Du willst mich zu deinem Weibe machen — ein so unbedeutendes, unwissendes Geschöpf — und du willst mich mit dir nehmen in deine Heimat, unter deine vornehmen Verwandten und Freunde?"

„Gewiß, mein Liebling! Und du brauchst dir von ihrer Vornehmheit durchaus keine so ungeheuerliche Vorstellung zu machen. Da drüben bin ich nur ein einfacher Mann, den alle Welt um das unverdiente Glück beneiden wird, das er mit einem so reizenden kleinen Weibchen gemacht hat. Aber du wirst mir jetzt, da ich dir den Grund genannt habe, das geringfügige Opfer bringen, vorläufig noch zu schweigen — nicht wahr?"

„Ich bin deine Sklavin," flüsterte sie, „und ich werde alles thun, was du von mir verlangst. Vielleicht ist es auch am besten so, denn Rodrigo würde dich töten, sobald

er die Gewißheit erlangt hätte, daß du es bist, der mich ihm abwendig gemacht."

„Er hat allerdings das Aussehen eines Menschen, dem man dergleichen zutrauen kann. Und wenn ich auch weit davon entfernt bin, mich vor ihm zu fürchten — hier als das Opfer eines Meuchelmörders zu fallen, habe ich doch sehr wenig Lust."

Von der schrecklichen Vorstellung mit Entsetzen erfüllt, umschlang Antonietta ungestüm seinen Nacken.

„Sprich nicht davon, Geliebter! Die Stunde, da das Fürchterliche geschähe, wäre ja auch die letzte meines Lebens. Nein, nicht früher soll Rodrigo etwas erfahren, als an dem Tage, da wir uns zur gemeinsamen Abreise rüsten. Ich werde ihm morgen durch meinen Vater sagen lassen, daß ich in einem Irrtum gewesen sei, als ich ihn zu lieben meinte, und daß ich mich entschlossen habe, überhaupt nicht zu heiraten. Es wird einen harten Kampf kosten — auch mit dem Vater, der ihm sehr wohlgesinnt ist, aber meine Liebe wird mir Kraft verleihen, ihn zu bestehen. Von da an werden wir allerdings doppelt vorsichtig sein müssen, um keinen Argwohn zu erregen. Doch es wird nur eine kurze Prüfungszeit sein — nicht wahr, mein Freund?"

„Freilich! Die Antwort meiner Eltern kann nicht lange auf sich warten lassen, und sobald ich sie erhalten habe, werde ich unverzüglich mit deinem Vater reden."

„Wenn sie — wenn sie dir nun aber ihre Zustimmung versagen?"

„Ach, daran ist nicht zu denken. Und ich würde selbstverständlich auch dann nicht von dir lassen. Habe ich dir nicht ewige Treue gelobt? Und zweifelst du an der Aufrichtigkeit meiner Schwüre?"

„Vergieb!" hauchte sie. „Nein, ich glaube an dich, wie ich an die Allmacht und Gerechtigkeit Gottes glaube.

Du kannst mich nicht hintergehen, denn du weißt ja, daß es mein Tod sein würde."

„Nun wohl, weshalb also sollen wir uns die karg gemessenen Stunden unseres verschwiegenen Glückes durch überflüssige Sorgen und Befürchtungen ohne Not verkürzen? Du bist mein — und ich bin dein! Haben wir nicht vollauf genug an dieser köstlichen Gewißheit?"

Was noch an Bangen und Zweifel in ihrer Seele war, unter seinen zärtlichen Worten, unter seinen feurigen Küssen schwand es dahin wie ein Schatten, und als sie sich trennten, war Antonietta bereit, um ihrer Liebe willen jede, auch die härteste Prüfung zu erdulden.

3.

Schwere Kämpfe waren es in der That, die ihre überraschende Erklärung, daß sie Rodrigos Gattin nicht werden könne, für Antonietta heraufbeschwor. Der alte Pollo, dem sie schon in der Frühe des folgenden Tages dies Geständnis machte, wollte anfänglich durchaus nichts davon hören und erklärte rundweg, daß er sich niemals zum Ueberbringer einer solchen Botschaft an ihren Verlobten machen werde. Als Antonietta dann in Thränen ausbrach, sich den Tod wünschte und bei allen Heiligen schwor, eher von der höchsten Klippe ins Meer zu springen, als mit dem ungeliebten Mann vor den Altar zu treten, zog er allerdings mildere Saiten auf und versuchte, sie durch liebevolles Zureden zur Vernunft zurückzubringen. Die Ursache ihrer unbegreiflichen Sinnesänderung wenigstens sollte sie ihm nennen, damit er den Rodrigo zur Rede stellen könne, falls er sie irgendwie gekränkt oder beleidigt habe, denn nicht anders als so vermochte er sich das Benehmen seiner Tochter zu erklären. Natürlich hatten alle diese Bitten und Vorstellungen ebensowenig Erfolg, als sein zorniges Gepolter, und schließlich war der gutmütige

Gastwirt nicht der Mann, den verzweifelten Klagen und heißen Thränen seines geliebten Kindes lange zu widerstehen. Der kummervolle Ausdruck ihres schönen, blassen Gesichtchens ging ihm zu sehr zu Herzen, und wenn es ihm auch noch immer nicht einleuchten wollte, wie sich eine heiße und zärtliche Liebe ohne jede greifbare Ursache innerhalb weniger Tage in ihr Gegenteil sollte verkehren können, so meinte er doch bei sich selber, es sei am Ende besser, die Freundschaft der Familie Benar als seine Antonietta zu verlieren, und nach stundenlangem Hin- und Wiederreden erklärte er zuletzt mit einem tiefen Seufzer, er wolle denn in Gottes Namen dem Rodrigo ausrichten, wie es um ihr Herz bestellt sei.

Verdrießlich wehrte er die stürmischen Liebkosungen ab, mit denen Antonietta ihm ihre Dankbarkeit kundgeben wollte, und es war jedenfalls der Ausdruck seiner innersten Ueberzeugung, als er in sorgenvollem Tone sagte:

„Meinst du denn, daß die Sache damit nun auch schon erledigt und abgethan ist? Rodrigo wird sich nicht ohne weiteres zufrieden geben, und ich fürchte, deine thörichte Laune wird uns allen noch manche üble Stunde bereiten." —

Als um die Mittagszeit die Fischerfahrzeuge mit ungewöhnlich reicher Ausbeute heimgekehrt waren, ließ sich Rodrigo kaum Zeit, seinen Leuten die notwendigsten Befehle zu erteilen, denn die Sehnsucht trieb ihn zu dem geliebten Mädchen. Nur weil sie just auf seinem Wege lag, wollte er auf einen Augenblick in Vater Pollos Schänke vorsprechen, ihm einen guten Tag zu wünschen, und es war ihm gar nicht recht, als der Alte seine Hand festhielt, um ihn mit sich fort nach der Thür der kleinen Stube neben dem Gastzimmer zu ziehen.

„Ei, was giebt's denn?" fragte er, durch die ernste, geheimnisvolle Miene seines künftigen Schwiegervaters beunruhigt. „Es ist am Ende gar etwas Schlimmes ge-

ſchehen, während ich fort war? — Antonietta iſt doch nicht krank?“

Pollo hatte ihn in das winzige Stübchen geſchoben und die Thür hinter ſich geſchloſſen. Nun erſt ſtand er ihm Rede.

„Nein, ſie iſt nicht krank,“ ſagte er, „wenigſtens nicht an ihrem Körper. Aber geſchehen iſt freilich etwas, und es mag ſchon ſein, mein Junge, daß es dir wie etwas Schlimmes vorkommt. Gott weiß, wie es ſich ereignet haben mag — ſie iſt inzwiſchen anderen Sinnes geworden, und ſie meint — ſie meint, aus der Heirat könne nichts mehr werden.“

Es war ihm herzlich ſauer geworden, damit herauszukommen, und tief aufatmend ſchaute er jetzt den jungen Fiſcher an. Rodrigo aber ſtand wie gelähmt da, alles Blut war ihm aus den braunen Wangen gewichen; er öffnete den Mund, doch kein Wort kam über ſeine Lippen. Nur ſeine breite Bruſt arbeitete, als ſäße ihm eine würgende Fauſt an der Kehle.

„Nimm es dir nicht gar ſo ſehr zu Herzen, mein Junge,“ fuhr der Alte, den dies unheimliche Schweigen noch beklommener machte, in gut gemeintem Zureden fort. „Der Himmel weiß, wie gerne ich dich zum Eidam gehabt hätte; aber ich kann das Kind doch nicht mit Gewalt vor den Altar ſchleppen. Und ſie hat geſchworen, daß ſie ſich eher in das Meer ſtürzen, als dir angehören würde. Am Ende weißt du es beſſer als ich, was ſie dahin gebracht hat.“

Da endlich löſte ſich Rodrigos lähmende Erſtarrung, und der Sturm, den der Alte gefürchtet hatte, brach mit elementarer Heftigkeit los.

„Nichts weiß ich — nichts!“ ſchrie er. „Aber das iſt ja auch ganz unmöglich — das iſt ja heller Wahnſinn! Nicht ein Wort davon glaube ich Euch! Sie hat Euch

zum besten gehabt. Denn wenn es wahr wäre — wenn es wahr wäre — bei der heiligen Jungfrau, es wäre das Ende aller Dinge!"

Der bedauernswerte Gastwirt bemühte sich nach Kräften, ihn zu beruhigen, und wenn auch seine Worte eine solche Wirkung nicht erzielten, so mußten sie dem jungen Manne doch nach und nach die volle Gewißheit beibringen, daß es sich nicht um einen üblen Scherz oder um eine vorübergehende Laune seiner bisherigen Braut, sondern um eine bitter ernst gemeinte Absage handle. Sein Ingrimm über diesen schnöden Verrat machte sich mit geradezu vulkanischem Ungestüm Luft.

„Irgend ein Elender hat sie bethört," rief er, und seine Stimme klang heiser in der furchtbaren Erregung. „Mit Zauberkünsten hat er mir sie abspenstig gemacht. Denn als ich fortging, liebte sie mich noch — mich ganz allein! Aber ich werde den Zauber zu bannen wissen, und sie soll mir den Namen des Schurken nennen, damit ich ihn zwischen meinen Fäusten zermalme."

Umsonst bot der geängstigte Pollo seine ganze Beredsamkeit auf, um ihn zu überzeugen, daß hier von Zaubereien oder sonstigen Verführungskünsten nicht die Rede sein könne, da Antonietta ihm erklärt habe, daß sie überhaupt nicht heiraten werde. Der Rasende hörte kaum noch auf seine Worte, riß sich plötzlich von dem ratlosen Alten los und stürmte hinaus. Der Gastwirt sah vom Fenster aus, daß er in der Richtung nach der oberen Stadt davoneilte, und konnte nicht wohl darüber im Zweifel sein, wohin sich jetzt die Schritte des Aufgeregten wenden würden. Seine erste Eingebung war, ihm auf der Stelle nachzulaufen; dann aber gab er diese Absicht wieder auf.

„Ihr wird er ja nichts zu leide thun," beruhigte er sich selbst, „dazu hat er sie viel zu lieb. Und wenn er

sie dahin bringt, die Absage zurückzunehmen, so ist es um so besser. Schließlich hat er doch auch ein gutes Recht, Auge in Auge eine ordentliche Erklärung von ihr zu fordern."

Er nahm sich also vor, den beiden Verlobten eine halbe Stunde für ihre ungestörte Aussprache zu lassen und sich dann erst mit eigenen Augen von dem Ergebnis derselben zu überzeugen. Im Interesse seiner Gemütsruhe und seiner Bequemlichkeit hoffte er dabei sehr stark, sie vollkommen ausgesöhnt vorzufinden.

Wie arg er sich in dieser Zuversicht betrogen, dessen wurde er mit neuer Betrübnis inne, als er nach Ablauf der vorgesetzten Frist die steile Straße emporstieg, in der sein Haus gelegen war, und Rodrigo mit dunkelrotem Antlitz, heftig gestikulierend und laut vor sich hin sprechend, von oben herabkommen sah.

Sobald der junge Fischer ihn erblickt hatte, stürzte er auf ihn zu und rief in drohendem Tone: „Es ist, wie ich gesagt habe: Teufelswerk und verfluchte Zauberei! Ein Nichtswürdiger hat meine Abwesenheit benutzt, ihr Herz zu bethören und ihre Augen zu blenden. Wie hätte sie mir sonst ins Gesicht hinein wiederholen können, daß sie mich nicht mehr liebt — ja, daß sie mich niemals geliebt habe? Hört Ihr's — niemals geliebt! Obwohl sie sich doch hundertmal in meine Arme geworfen und meine Lippen geküßt hat. Ist es möglich, daß dies mit rechten Dingen zugeht? Sagt doch selbst, ob es möglich ist!"

„Ich habe dir ja schon erklärt, mein Sohn, daß ich es ebensowenig begreifen kann wie du. Aber sie hat in diesen acht Tagen kaum zwei- oder dreimal das Haus verlassen, und immer nur in Begleitung der alten Paquita. Wann in aller Welt sollte dann jener verdammte Zauberer seinen Einfluß auf sie geübt haben?"

„Ich weiß es nicht, aber verlaßt Euch darauf: ich

werde es erfahren. Natürlich hat sie es geleugnet, aber als ich sie zwingen wollte, mir bei ihrer ewigen Seligkeit zu beschwören, daß sie mich um keines anderen Mannes willen verraten, da lief sie aus dem Zimmer und schloß die Thür hinter sich zu. Ist das ein Schuldbekenntnis, oder ist es keines?"

„Vielleicht bist du zu heftig gewesen," beschwichtigte Vater Pollo, „und sie hat sich vor dir gefürchtet. Ich glaube, es ist am besten, wenn wir ihr ein wenig Zeit lassen, sich zu besinnen. Zauberei oder nicht — mit Gewalt ist dagegen sicherlich am wenigsten auszurichten. Nach einiger Zeit wird sie wahrscheinlich ganz von selber zur Einsicht kommen."

Mit einer stolzen, fast verächtlichen Gebärde warf Rodrigo den schwarzen Krauskopf zurück.

„Meint Ihr, daß ich in Demut darauf warten werde, ob es ihr vielleicht gefällt, mich dermaleinst in Gnaden wieder aufzunehmen? Nein, wenn Ihr dergleichen von mir erwartet, so kennt Ihr mich schlecht. Mit Eurer Tochter bin ich fertig! Nur mit dem Buben, der sie mir gestohlen, habe ich noch Abrechnung zu halten. Wie er sich auch vor mir verkriechen mag, ich werde ihn entdecken, und Ihr sollt mich einen Hund nennen, wenn ich ihn lebendig aus meinen Fingern lasse."

Mit einer wilden Gebärde hatte er bei den letzten Worten beide Fäuste gegen das Haus hin geschüttelt, darinnen soeben sein kurzes Liebesglück für immer in Scherben gegangen war. Dann, von seinen leidenschaftlichen Empfindungen völlig überwältigt, stürmte er weiter, ohne abzuwarten, was der andere ihm etwa noch zu sagen gedachte.

Vater Pollo sah ihm mit sorgenvollem Kopfschütteln nach und murmelte: „Es ist schlimmer, als ich's gefürchtet habe! Das führt nimmermehr zu einem guten Ende."

Er wollte noch einmal ernſtlich mit ſeiner Tochter reden, doch die alte Paquita kam ihm ſchon in der Thür höchſt aufgeregt mit der Meldung entgegen, Antonietta liege in heftigen Weinkrämpfen auf ihrem Bette. Da konnte denn natürlich von Vorwürfen und tadelnden Worten nicht mehr die Rede ſein. Der arme gequälte Vater bot vielmehr alles auf, was in ſeinen Kräften ſtand, um den ſchluchzenden Liebling zu beruhigen, und als ſie endlich unter der Wirkung ſeines tröſtenden Zuſpruches ſanft eingeſchlummert war, hatte er auch ſchon allen Groll, den er noch ſoeben über ihre verhängnisvolle Launenhaftigkeit empfunden, ganz und gar vergeſſen.

— — — — — — — — — — — —

Die geſteigerte Vorſicht, mit der Antonietta und Henry von dieſem Tage an ihre heimlichen Zuſammenkünfte umgeben mußten, vermochte dieſen nichts von ihrem ſüßen Reiz zu rauben. Nicht der Argwohn des Vaters war es, vor dem ſie am meiſten auf ihrer Hut ſein mußten, denn der leichtgläubige Pollo hatte ſich durch ein einziges Wort Antoniettas überzeugen laſſen, daß Rodrigos Verdacht unbegründet geweſen ſei. Er ſchenkte ſeiner Tochter dasſelbe blinde Vertrauen wie zuvor und hatte ſich mit dem Geſchehenen um ſo ſchneller ausgeſöhnt, als er durch das Ausbleiben des gefürchteten Unglücks zu dem Schluß gekommen war, daß auch Rodrigo ſich wider Erwarten raſch in ſein Mißgeſchick gefunden habe. Von ſeinem Mißtrauen alſo hatten die Liebenden nichts zu fürchten; die Gefahr, die ſie bedrohte, kam von einer ganz anderen Seite.

Davon, daß der junge Fiſcher, ſtatt ſeinem Gewerbe und ſeinen Geſchäften nachzugehen, vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein in den Straßen der oberen Stadt herumſtrich, um dem Thun und Laſſen ſeiner einſtigen Verlobten nachzuſpüren, hatte der ehrliche Pollo ja keine

Ahnung. Antonietta hätte es ihm wohl erzählen können, denn für sie war das Beginnen Rodrigos längst kein Geheimnis mehr. Oft genug hatte sie ihn zu ihrem Schrecken gerade da vor sich auftauchen sehen, wo sie seine Anwesenheit am wenigsten vermutete, und seine finstere, drohende Miene, seine düster brennenden Augen hatten sie jedesmal aufs neue mit Angst und Schrecken erfüllt. Wenn sie aber dem Geliebten von den fatalen Begegnungen und von den bangen Sorgen, die dadurch in ihrem Herzen wachgerufen wurden, erzählte, so gab dieser sich immer den Anschein, als ob er dadurch nicht im mindesten beunruhigt werde, aber er unterließ doch nicht, Antonietta zur Behutsamkeit zu ermahnen, und beobachtete für seine eigene Person die äußerste Vorsicht.

Nicht mehr in den ersten Abendstunden, wie früher, sondern nach Mitternacht erst trafen sie an der versteckteſten Stelle des Polloschen Gartens zusammen, und während des ganzen Tages unterhielten sie keinerlei Verkehr miteinander. Henry Briggs war fast immer auf Ausflügen abwesend, und Antonietta verließ das väterliche Haus niemals anders als in Begleitung der alten Paquita. Ein paarmal hatte es sich wohl ereignet, daß sie einander ganz zufällig begegnet waren, aber sie hatten sich dabei mit so kühler Höflichkeit begrüßt, und zumal der Engländer hatte seine Rolle so vortrefflich gespielt, daß selbst der argwöhnischste Beobachter nichts Verdächtiges bemerkt haben würde.

So verfloß die Zeit. Die „Lucy" war inzwischen segelfertig geworden und hatte ihre Reise fortgesetzt, nachdem verschiedene lange, geheimnisvolle Unterredungen zwischen Henry Briggs und dem Kapitän Jones stattgefunden hatten. Unter den Bewohnern von Horta erregte es wohl einige Verwunderung, daß der vornehme junge Engländer, dessen stattliche Erscheinung nachgerade

jeder kannte, freiwillig auf der Insel zurückblieb. Aber man hielt ihn für einen Naturforscher und erinnerte sich, daß solche Herren schon öfter aus wissenschaftlichem Interesse längeren Aufenthalt auf Fayal genommen hatten.

Nahezu drei Monate waren nun schon seit dem Tage vergangen, an dem Antonietta zum erstenmal dem geheimnisvollen Zauber unterlegen war, welchen die Stimme des blonden Fremdlings auf sie geübt, und noch immer war der Brief seiner Eltern nicht eingetroffen, der ihn in den Stand setzen sollte, offen um sie zu werben. Sie litt unter der Aufregung dieses vergeblichen Wartens schwer. Wohl bot sie ihre ganze Kraft auf, die Unruhe, von der sie mit jedem Tage mehr erfüllt war, vor dem Geliebten zu verbergen, aber ihre Selbstbeherrschung ließ sie doch zuweilen im Stich, und da dem jungen Engländer offenbar nichts so sehr zuwider war, als Thränen und Seufzer, hatte es bei ihren letzten Zusammenkünften wiederholt unerquickliche Auseinandersetzungen gegeben.

„Bei Gott, es wird hohe Zeit, daß die „Fenimore" ankommt," sagte Henry vor sich hin, als er nach einem solchen Auftritt die trennende Gartenhecke überstieg, um in seine Wohnung zurückzukehren, „ich werde dieses Abenteuers nachgerade herzlich überdrüssig." . . .

Wie er es in der letzten Zeit gegen seine frühere Gewohnheit beinahe täglich gethan hatte, schlenderte er auch am nächsten Morgen zum Hafen hinab, um sich bei den umherlungernden Leuten in seiner gleichgültigen Art nach den neu eingelaufenen Schiffen zu erkundigen. Diesmal freilich bedurfte es solcher Fragen nicht, denn gerade, als er beim Bollwerk ankam, landete dort ein von vier Matrosen gerudertes Boot, an dessen Steuer der Kapitän saß, den Henry Briggs wohl kennen mußte, da sie höfliche Grüße austauschten, sobald einer des anderen ansichtig geworden war.

275459A

„Wartet hier auf meine Wiederkehr!“ befahl der Kapitän den Matrosen. „In einer Stunde fahre ich nach dem Schiffe zurück.“

Er stieg die Ufertreppe empor, an deren erster Stufe Henry Briggs stand. Sie reichten sich die Hände und wandten sich dann in leisem, eifrigem Gespräche einer der weniger belebten Hafenstraßen zu. Auch dieser Kapitän bewahrte, wie es seiner Zeit Jones gethan, dem jungen Engländer gegenüber eine sehr respektvolle Haltung, und es hatte ganz den Anschein, als ob er nur gekommen sei, um die Befehle des anderen entgegenzunehmen. Nach Verlauf einer halben Stunde schon war der Zweck ihrer Unterhaltung offenbar vollkommen erreicht, da Henry Briggs stehen blieb, um sich zu verabschieden.

„Bleiben Sie also vor allem eingedenk, daß ich die Insel möglichst unauffällig zu verlassen wünsche,“ sagte er mit nachdrücklicher Betonung. „Die Leute dürfen nicht vor Eintritt völliger Dunkelheit nach dem Lande rudern und müssen mit ihrem Boote an jener Uferstelle der Bucht warten, die ich Ihnen bezeichnet habe. Wann ich kommen werde, weiß ich nicht; doch wird es jedenfalls noch vor Tagesanbruch geschehen. Und treffen Sie alle Anordnungen, daß die „Fenimore“ unbedingt schon in den ersten Frühstunden die Anker lichten kann.“

„Und Ihr Gepäck? — Sollen nicht einige der Leute in Ihre Wohnung kommen, es zu holen?“

Briggs dachte einen Augenblick nach; dann schüttelte er ablehnend den Kopf. „Das würde sich nicht ohne Aufsehen bewirken lassen. Ich werde das Notwendigste mitbringen, es wird nicht mehr sein, als ich bequem selbst tragen kann. An dem ersten Hafenplatze läßt sich ja leicht alles beschaffen, was ich brauche. Aber noch einmal: Kein Wort zu irgend einem Menschen hier in Horta!“

Damit schieden sie. Briggs unternahm noch einen

ausgedehnten Spaziergang nach einigen seiner Lieblingsplätze in den die Bucht umkränzenden Bergen, dann kehrte

er in seine Wohnung zurück, und da der Sonnenhitze wegen die Jalousien vor sämtlichen Fenstern herabgelassen waren, war er vollkommen sicher, daß kein unberufener

Lauscher erspähen konnte, womit er den Rest dieses Tages hinbrachte.

4.

Nach dem kleinen Zerwürfnis der verflossenen Nacht schien Antonietta heute ihre ganze Anmut und Liebenswürdigkeit aufbieten zu wollen, um jeden Rest von Verstimmung aus dem Herzen des geliebten Mannes zu verscheuchen. Sie war niemals weicher, zärtlicher, hingebender gewesen, als an diesem Abend. Mit keinem Worte war von dem Briefe seiner Eltern die Rede, der so lange vergeblich auf sich warten ließ, und mit ängstlicher Sorgfalt vermied sie alles, was er für ein Anzeichen des Mißtrauens oder der Ungeduld hätte nehmen können. In dem Benehmen des Engländers aber war etwas Zerstreutes, Gezwungenes, das dem Mädchen unmöglich entgehen konnte und das sie ersichtlich von Minute zu Minute lebhafter beunruhigte. Ihre Beklommenheit steigerte sich bis zu wirklicher Bestürzung, da er viel früher als sonst Miene machte, das Stelldichein zu beenden, und nun war sie nicht länger im stande, ihm ihre schmerzliche Enttäuschung zu verbergen.

„Warum willst du mich schon verlassen, Henry?" flüsterte sie. „Bist du meiner schon überdrüssig?"

Henry Briggs lächelte und streichelte liebkosend ihre glühende Wange. „Welch ein Gedanke, mein Schatz! Natürlich bin ich nirgends in der Welt lieber als bei dir. Aber ich habe heute weite Spaziergänge gemacht und bin sehr ermüdet."

„Du solltest nicht immer ganz allein in den Bergen herumstreifen, Henry! Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber es liegt seit einigen Tagen auf mir wie die Vorahnung von etwas Schrecklichem. Und ich hatte in der letzten Nacht einen so furchtbaren Traum. Wenn nun Rodrigo trotz all unserer Vorsicht die Wahrheit herausgebracht

hätte! Ich ſah ihn im Traume ganz deutlich vor mir — mit wutverzerrtem Geſicht, und ein blutiges Dolchmeſſer in der Hand. O, du kannſt nicht ahnen, mit welchen Empfindungen ich erwachte und wie ich mich während des ganzen Tages nach dir geſehnt habe!"

„Du machſt dir in der That höchſt überflüſſige Sorgen, mein Liebling. Wenn du für deine Befürchtungen keine triftigere Veranlaſſung haſt als einen böſen Traum, ſo ſollteſt du dich ihnen wirklich nicht auf eine ſo thörichte Weiſe hingeben. Zum Jammern und Wehklagen iſt immer noch Zeit genug, wenn das Unglück geſchehen iſt."

Antonietta ſchüttelte heftig den dunklen Kopf. „O dann, dann würde ich nicht mehr jammern und wehklagen — dann würde ich ſterben!"

„Nun ja, da wären wir ja richtig wieder bei deinem Lieblingsthema angelangt. Ich fürchte, mein Herz, es iſt die Nachtluft, die deinen Nerven übel bekommt, und ich denke, wir thäten beide am beſten, uns zur Ruhe zu begeben. Wenn dir die lieben Engelein heute freundlichere Träume beſcheren, werde ich morgen hoffentlich wieder eine heitere Miene ſehen. Gute Nacht!"

Sie umklammerte mit beiden Armen ſeinen Hals, als ob ſie ihn gewaltſam am Fortgehen hindern wollte; da ſie aber die ungeduldige Bewegung ſeiner Schultern fühlte, gab ſie ihn plötzlich frei.

„Gute Nacht," ſagte ſie mit völlig tonloſer Stimme. „Die heilige Jungfrau nehme dich unter ihren Schutz."

Wie er es immer zu thun pflegte, geleitete Henry ſie durch den Garten bis in die Nähe des Hauſes, und erſt nachdem ſie oben hinter der Glasthür auf der Terraſſe verſchwunden war, wandte er ſich ſeiner eigenen Wohnung zu. Leicht und elaſtiſch hatte er ſich eben über die niedrige Hecke geſchwungen, als plötzlich wie aus der Erde emporgewachſen die hohe Geſtalt eines Mannes vor ihm auf-

tauchte, der mit einem halberstickten Aufschrei leidenschaftlichster Wut den rechten Arm drohend gegen ihn erhob. Trotz des ungewissen Lichtes sah Henry Briggs deutlich das Blinken eines metallischen Gegenstandes in der Hand des Menschen, und er konnte über die Absichten des Einschleichers so wenig im Zweifel sein, wie über die Person desselben. Aber das Plötzliche des Ueberfalls vermochte den jungen Briten seiner Geistesgegenwart und Entschlossenheit nicht zu berauben. Er war auf dergleichen längst vorbereitet. Gewandt sprang er einen Schritt zurück, und ehe der andere Zeit hatte, einen sicheren Stoß zu führen, traf ihn ein wohlgezielter, furchtbarer Faustschlag, wie ihn mit gleicher Kraft und Sicherheit nur ein im Boxen geübter Sohn Albions zu führen vermag. Der Schlag saß mitten im Gesicht, so daß Rodrigo — denn er war der Angreifer — mit dumpfem Schmerzenslaut zurücktaumelte.

„Behalte das zur Erinnerung!" rief ihm Briggs zu. „Vielleicht finden dich die Mädchen von Horta mit deiner zerschlagenen Nase begehrenswerter als zuvor."

Er mochte wissen, daß er während der nächsten Minuten von dem Getroffenen nichts mehr zu fürchten habe, denn er legte, ohne sich weiter um ihn zu kümmern, den kurzen Weg bis zu seinem Hause zurück.

„Der Liebestraum von Horta wäre also ausgeträumt," sagte er nur, als er das matt erhellte Zimmer betrat, das ihm während der letzten Monate als Wohn- und Arbeitsraum gedient hatte. „Und auch der dramatische Abschluß hat nicht gefehlt. Aber ich bedanke mich dafür, aus dem Helden eines Lustspiels zum Opfer einer Tragödie zu werden. Ein wahres Glück, daß die „Fenimore" da ist."

Damit warf er einen letzten Blick ringsumher und löschte die beiden Kerzen aus, die auf dem Schreibtische brannten.

— — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Am folgenden Mittag erzählte die Aufwärterin des Herrn Briggs der alten Paquita, daß ihr Herr die letzte Nacht außerhalb des Hauses zugebracht haben müsse und seltsamerweise auch bis jetzt nicht zurückgekehrt sei. Sie habe am Morgen sein Bett und seinen Toilettentisch genau in demselben Zustande gefunden, wie sie ihn abends zuvor hergerichtet, aber mit keinem Worte habe er ihr gestern von seiner Absicht gesprochen, einen größeren Ausflug zu unternehmen. Da Briggs indessen seiner Dienerin gegenüber niemals sonderlich mitteilsam gewesen war, fand sie nichts Beunruhigendes in seinem Ausbleiben, und die Sache gewann erst ein anderes Aussehen, als Paquita am Abend zu ihrer jungen Herrin von dem Verschwinden des Engländers sprach.

Eine furchtbare Veränderung ging in Antoniettas Antlitz vor, mit leidenschaftlichem Ungestüm ergriff sie den Arm der Dienerin und rief: „Geh auf der Stelle, dich zu erkundigen, ob er inzwischen zurückgekehrt ist, aber halte dich nicht einen Augenblick unnütz auf! Denke daran, daß ich die Sekunden zähle, bis du wiederkommst."

Und als nach kurzer Zeit Paquita zurückkehrte mit der Meldung, daß bisher weder Mr. Briggs selbst noch eine Nachricht von ihm eingetroffen sei, da warf Antonietta ohne ein Wort der Erwiderung ein dunkles Seidentuch über Kopf und Schultern und eilte aus dem Hause.

Einige Minuten später setzte sie ihren Fuß über die Schwelle der Nachbarwohnung, und das Erstaunen der alten Aufwärterin über den ungewöhnlichen Besuch hinderte sie nicht, die Person mit einer Flut von Fragen in Bezug auf den Verschwundenen zu überschütten. In der Hauptsache konnte die Dienerin nur wiederholen, was Antonietta bereits wußte. Einen Umstand aber brachte das junge Mädchen jetzt in Erfahrung, von dem ihr Paquita nichts erzählt hatte, und der doch von so furchtbarer

Bedeutsamkeit war, daß all ihre bangen Befürchtungen durch ihn mit einem Schlage zur schrecklichen, zermalmenden Gewißheit wurden.

Wohl zehnmal hatte sie die Aufwärterin bereits gefragt, ob sie im Hause oder im Garten denn gar nichts gefunden habe, was dazu dienen könne, den Verbleib des Herrn Briggs zu erklären, und immer hatte ihr das Weib mit Kopfschütteln geantwortet. Da plötzlich war in dem schwachen Gehirn der Alten eine Erinnerung aufgedämmert, sie hatte sich in das anstoßende Zimmer begeben und war gleich darauf zurückgekehrt, ein blinkendes Dolchmesser in der Hand.

„Das Ding da fand ich heute morgen neben der Hecke im Gebüsch," sagte sie gleichgültig. „Es sieht nicht aus, als ob es Mr. Briggs' Eigentum wäre; aber es mag doch sein, daß er es dort verloren hat."

Mit wildem Ungestüm hatte Antonietta der Frau die Waffe aus der Hand gerissen. Es war ein einfach gearbeitetes Messer mit feststehender Klinge, von der Art, wie es fast alle Fischer von Fayal zu tragen pflegen. In den hölzernen Griff aber waren von einer wenig kunstgeübten Hand zwei Buchstaben eingeschnitten — R. B. Diese konnten nichts anderes bedeuten, als den Namen ihres ehemaligen Verlobten, Rodrigo Benar. Wie Fieberschauer schüttelte es Antoniettas zarte Gestalt, ihre dunklen Augen öffneten sich weit und ihre Züge verzerrten sich.

„Mörder!" schrie sie, und noch einmal: „Mörder! Er hat ihn getötet!"

Ihre schlanken Finger krampfhaft um den Griff des Dolches klammernd, wankte sie zur Thür, wohl ohne selber zu wissen, was sie eigentlich beginnen wolle. Aber noch ehe sie die Schwelle erreicht hatte, brach sie zusammen und sank bewußtlos auf die Binsenmatte nieder.

Früh am anderen Morgen wurde Rodrigo Benar in seinem Hause unter dem Verdacht des Mordes verhaftet. Antonietta Pollo war seine Anklägerin, und was sie auf ihrem Krankenbette den durch ihren Vater herbeigerufenen Beamten mitgeteilt hatte, schien allerdings in hohem Maße geeignet, den jungen Fischer zu belasten, um so mehr, als er das ihm vorgelegte Messer sofort als sein Eigentum anerkannte, und sein zertrümmertes Nasenbein Zeugnis ablegte für einen stattgehabten Kampf.

Mit Blitzesschnelle hatte sich das Gerücht von dem rätselhaften Verschwinden des vornehmen Engländers und von der Festnahme Rodrigos in Horta verbreitet. Alle Welt wußte jetzt, warum Antonietta ihre Verlobung aufgehoben hatte, und welcher Art ihre Beziehungen zu dem blonden Fremdling gewesen waren. Und es gab in dem ganzen Orte schwerlich einen Menschen, der an der Blutschuld des als jähzornig und leidenschaftlich bekannten Rodrigo gezweifelt hätte.

Sprachen doch die Umstände mit geradezu überwältigender Wucht für die Annahme eines Mordes. Henry Briggs war spurlos verschwunden, und für die Vermutung, daß er sich heimlich entfernt haben könne, war auch nicht der kleinste Anhalt vorhanden; sie wurde vielmehr durch den Umstand, daß sich alle seine Habseligkeiten in der Wohnung vorgefunden hatten, höchst unwahrscheinlich gemacht. Dagegen konnte nach Antoniettas Aussage als feststehend angenommen werden, daß der Engländer zwischen zwölf und ein Uhr nachts die Hecke zwischen den beiden Gärten überstiegen hatte. Und gerade dort hatte die Aufwärterin wenige Stunden später das Dolchmesser Rodrigos gefunden. Die Erzählung, mit welcher der Verhaftete bei seiner zweiten Vernehmung herauskam, war jedenfalls am allerwenigsten danach angethan, den Glauben an seine Unschuld zu verstärken. Zuerst hatte er auf das

entschiedenste geleuguet, überhaupt in Mr. Briggs' Garten gewesen zu sein, und wollte durchaus nichts davon wissen, wie sein Messer dorthin gelangt sein könne. Die Verletzung im Gesicht erklärte er mit einem schweren Fall, den er am verflossenen Abend auf der Treppe seines eigenen Hauses gethan haben wollte. Schon nach vierundzwanzig Stunden indessen war er anderen Sinnes geworden und gestand unumwunden ein, daß er sich in der That an zwei aufeinanderfolgenden Abenden dort oben eingeschlichen habe, weil er dem Liebesverhältnis zwischen Antonietta und dem Engländer auf die Spur gekommen sei und den Wunsch gehabt habe, sich unwiderlegliche Beweise dafür zu verschaffen. In der ersten Nacht sei er durch ein Geräusch vorzeitig verscheucht worden, in der zweiten aber habe er die beiden deutlich gesehen und gehört, und da sei dann allerdings das Verlangen in ihm aufgestiegen, sich an dem glücklicheren Nebenbuhler zu rächen. Hinter der Hecke, welche die Nachbargärten scheidet, habe er sich auf die Lauer gelegt und sei dem nach seinem Hause zurückkehrenden Briggs mit dem Messer in der Hand entgegengesprungen.

So weit klang seine Geschichte ja glaubwürdig genug; der Schluß aber begegnete den gewichtigsten Zweifeln, denn Benar erzählte weiter, der Engländer sei mit einer fast übernatürlichen Kraft und Gewandtheit seinem Angriff zuvorgekommen, indem er ihm einen wuchtigen Schlag ins Gesicht versetzt und ihn dadurch zu Boden gestreckt habe. Halb sinnlos vor Schmerz habe er gar nicht mehr an das Messer gedacht, das ihm beim Sturze entfallen sei, sondern habe sich eilig auf den abgelegensten Wegen in seine Wohnung zurückbegeben. Dem Mr. Briggs aber habe er nicht einmal die Hant geritzt, und wenn der Mann jetzt spurlos verschwunden sei, so könnten die Herren vom Gericht das als einen weiteren Beweis dafür nehmen, daß

er überhaupt gar kein menschliches Wesen, sondern ein böser Zauberer oder gar der Satan in eigener Person gewesen sei.

Durch diese abenteuerliche Geschichte, auf die er sich obendrein erst so spät besonnen, hatte Rodrigo seine Lage keineswegs verbessert, sie wurde vielmehr fast gleichbedeutend angesehen mit einem Bekenntnis seiner Schuld, und man wartete nur noch auf den Tag, an welchem die Leiche des Unglücklichen gefunden sein würde, um seinem Mörder den Prozeß zu machen.

Dieser Tag aber wollte trotz der eifrigsten Nachforschungen nicht erscheinen. Die beiden Gärten waren vollständig umgegraben, und die Umgebung des Orts war in weitem Umkreise durchforscht worden, ohne daß man dabei auf den Körper des Erschlagenen gestoßen wäre. So mußte man zuletzt wohl der Ansicht derjenigen beipflichten, die da meinten, Rodrigo habe den Leichnam, trotz der beträchtlichen Entfernung, bis an die Bucht geschleppt und ihn dort an irgend einer entlegenen Stelle, mit Steinen beschwert, in das Meer geworfen. Es sprachen wohl viele Umstände gegen eine solche Vermutung, aber bei der Ergebnislosigkeit der mit so großer Sorgfalt betriebenen Nachsuchungen blieb kaum noch eine andere Annahme übrig. Vielleicht hatte Rodrigo einen Mitschuldigen gehabt, der ihm bei der Fortschaffung der Leiche geholfen hatte. Irgend ein fremder Matrose hatte sich gegen gute Bezahlung wahrscheinlich dazu bereit gefunden.

Jedoch konnten die Richter sich nicht ganz des Eindrucks erwehren, daß viel Rätselhaftes und Geheimnisvolles in dieser Sache sei. Denn obwohl man in Mr. Briggs' Wohnung dem Anschein nach alles genau in dem nämlichen Zustande gefunden hatte wie zur Zeit seiner Anwesenheit, war doch nirgends ein Dokument, ein Brief oder sonst eine schriftliche Aufzeichnung zu entdecken ge-

weſen, aus der ſich etwas Beſtimmtes über ſeine Herkunft, ſeine Heimat, ſeinen Stand ergeben hätte. Man wußte jetzt, da er nach der allgemeinen Ueberzeugung nicht mehr auf Erden weilte, von ihm nicht mehr als zu ſeinen Lebzeiten, und ſo war man nicht einmal in der Lage, ſeinen Angehörigen von dem traurigen Schickſal Kenntnis zu geben, dem er hier in der Fremde zum Opfer gefallen war.

Volle fünf Monate hatte man Rodrigo Benar im Gefängnis feſtgehalten; dann mußte man ihn wohl oder übel freilaſſen, da man keinen Mörder beſtrafen kann, wo kein Ermordeter iſt. Finſteren Antlitzes, dem Ausſehen nach um ein Jahrzehnt gealtert, ſchritt der Befreite durch die Straßen von Horta. Die Leute wichen ihm aus, und ſelbſt von ſeinen beſten Bekannten grüßte ihn keiner. Er vergalt ihnen den Abſcheu, den ſie dadurch gegen ihn an den Tag legten, mit verächtlichen Blicken, und nur hie und da, wenn er wahrnehmen mußte, wie einer, den er für ſeinen Freund gehalten, ſich bei ſeiner Annäherung eilig abwandte, zuckte es in ſchmerzlichem Groll über ſein Geſicht.

In der Nähe der Kirche ſtieß er auf einen Leichenzug. Singende Chorknaben ſchritten ihm voraus; unter einem weißen Baldachin wurde der mit weißem Flor überzogene Sarg getragen. Eine große Menſchenmenge folgte ihm nach. Rodrigo Benar aber ſah in dieſer Menge nur eine einzige Geſtalt, die Geſtalt des alten Pollo*).

Von einer furchtbaren Ahnung ergriffen, ſtarrte Rodrigo mit weit aufgeriſſenen, entſetzten Augen auf das feierlich düſtere Totengepränge. Seine breite Bruſt arbeitete ungeſtüm. Minuten vergingen, bevor er fähig war, ſich an einen neben ihm Stehenden mit der Frage nach dem Namen derjenigen zu wenden, die man dort

*) Siehe das Titelbild.

zu Grabe trage. Der Gefragte maß ihn mit einem Blick voll Abſcheu und Verachtung, um ihm dann ſtumm den Rücken zu kehren. Da wandte ſich Rodrigo in heller Verzweiflung an eines der halbwüchſigen Kinder, die im Zuge gingen, und die Antwort lautete, wie er es gefürchtet:

„Antonietta Pollo wird heute begraben.“

Die ſchöne „Blume von Horta“ war dahingewelkt. Buchſtäblich war in Erfüllung gegangen, was Antonietta in banger Ahnung dem Geliebten bei ihrem letzten Stelldichein vorausgeſagt: ihr Schmerz um ſeinen Verluſt hatte ſich nicht in Thränen und Klagen genug thun können, ſie hatte nicht mehr leben wollen ohne ihn. Und ihr Wille war ſtark genug geweſen, den natürlichen Widerſtand des daſeinskräftigen jungen Leibes zu brechen. Ohne eine eigentliche Krankheit war ſie geſtorben, allen Bemühungen der Aerzte, aller aufopfernden Pflege ihrer Umgebung zum Trotz — an gebrochenem Herzen. . . .

An dieſem Abend fand man Rodrigo Benar ſinnlos betrunken auf dem Pflaſter in der Hafengaſſe. Es war das erſte Mal, aber es wurde ſehr bald zu etwas Alltäglichem.

„Sein ſchlechtes Gewiſſen iſt es, das ihm keine Ruhe läßt, bis er es betäubt hat,“ ſagten die Leute, und noch mehr als zuvor gingen ſie ihm aus dem Wege.

5.

Achtundzwanzig Jahre waren ſeit dem rätſelhaften Verſchwinden des jungen Engländers vergangen, und wenn auch die Bucht von Horta jetzt etwas belebter war, als ein Menſchenalter früher, und zwiſchen den Segelſchiffen ſich jetzt häufig Dampfer im Hafen einfanden, ſo geſchah es doch heute zum erſtenmal, daß einer der großen Salondampfer in die Bucht einlief. Zwei ſtarke Schlepper hatten

Mühe, den Koloß hereinzubringen, dem draußen auf hoher See die Schraubenwelle gebrochen war und der sich deshalb seiner eigenen gewaltigen Maschinen für die Fortbewegung nicht mehr bedienen konnte. Wie ein Bienenschwarm ergossen sich die gelandeten Passagiere, denen das kleine Abenteuer jetzt nach überstandener Gefahr zumeist wohl nur als eine interessante Abwechslung erscheinen mochte, über den anmutig gelegenen Ort, und namentlich in der unmittelbaren Umgebung des Hafens waren alle die kleinen Verkaufsmagazine, in denen die Erzeugnisse der heimischen Industrie, Holzschnitzereien und Flechtarbeiten, feilgehalten werden, sehr bald mit eleganten Fremden gefüllt.

Zwei vornehm gekleidete Herren in den fünfziger Jahren schritten, ihre Cigarren rauchend, in gemächlichem Geplauder an dem Bollwerk auf und nieder. Namentlich der größere von den beiden war ein stattlicher Mann mit rosigen Wangen und fast noch jugendlich blickenden blauen Augen. Er hatte diese Augen während des Gesprächs schon wiederholt eigentümlich sinnend auf den Hügelkranz gerichtet, an dessen Hängen die Stadt Horta emporklettert, und nun sagte er, eine Bemerkung seines Begleiters unterbrechend, plötzlich ganz unvermittelt:

„Ich möchte doch einen kleinen Spaziergang da hinauf machen, aber ich weiß, daß ich Ihnen nicht zumuten darf, mich zu begleiten. Wir treffen uns also, wenn es Ihnen recht ist, in einer Stunde unten im Gasthofe."

„Ich halte Sie nicht zurück, lieber Freund," erwiderte der andere lächelnd. „Nach dem allerliebsten Roman, den Sie vor beinahe drei Jahrzehnten hier erlebt haben, muß es Sie allerdings danach verlangen, die Stätten Ihrer einstigen Freuden wiederzusehen. Vielleicht haben Sie sogar das Glück, der „Blume von Horta" als einer würdigen, von Kindern und Kindeskindern umgebenen Matrone zu begegnen."

Auch der stattliche Herr mit den rosigen Wangen lächelte. Sie schüttelten einander die Hände, und der eine bog in die nächste der bergauf führenden Straßen ein, während der andere den begonnenen Spaziergang allein fortsetzte. Er hatte kaum ein Dutzend Schritte gethan, als er sich von einer heiseren, klanglosen Männerstimme, der Stimme eines Trinkers, in äußerst mangelhaftem Englisch angeredet hörte. Er wandte sich um und gewahrte einen Greis mit schneeweißem Haar, rotem, gedunsenem Gesicht, auf dem die Merkmale des widerwärtigsten Lasters nur zu deutlich ausgeprägt waren.

„Euer Gnaden wollen gütigst verzeihen," stammelte der Alte, seine schäbige Mütze ziehend, „aber vielleicht haben Euer Gnaden dieses Tuch hier verloren."

„In der That, mein Freund, es ist das meinige," sagte der Engländer, indem er das dargereichte seidene Tuch, das jener ihm kaum zwei Minuten zuvor geschickt aus der Tasche gezogen hatte, entgegennahm. „Ich danke Ihnen und bitte Sie, dies als Finderlohn zu behalten."

Er wollte ihm eine Silbermünze reichen, doch ablehnend schüttelte der Mann den weißen Kopf.

„Nicht doch — ich that ja nur meine Schuldigkeit. Aber wenn Euer Gnaden sich mir trotzdem erkenntlich zeigen wollen, so bitte ich Euer Gnaden, mir den Namen des Herrn zu nennen, der soeben dort hinaufgegangen ist."

„Sollten Sie in ihm vielleicht gar einen alten Bekannten wiedererkannt haben? Das wäre ja sehr interessant und würde meinem Freund gewiß ein nicht geringes Vergnügen bereiten. Er heißt Henry Briggs Wharton und ist einer der reichsten Großkaufleute und Reeder Londons."

Das gedunsene Gesicht des „ehrlichen Finders" blieb bei diesen Mitteilungen ganz unverändert.

„Schönen Dank, Euer Gnaden," meinte er, „ein so großer Herr kann natürlich nicht der alte Bekannte eines armen Teufels von meinem Schlage sein. Aber es war da in der That eine gewisse Aehnlichkeit —"

„Mit der es schon seine Richtigkeit haben wird," ergänzte der gut gelaunte Engländer. „Mr. Wharton hat vor langen Jahren in der That ein paar Monate hier auf Fayal zugebracht, und es wäre nicht so wunderbar, wenn Sie damals seine Bekanntschaft gemacht hätten. Waren Sie doch zu jener Zeit ohne Zweifel ein Mann in den besten Jahren."

Der zerlumpte Portugiese, der das Englische des Fremden offenbar recht gut verstand, nickte bestätigend: „Euer Gnaden zu dienen, damals war ich erst vierundzwanzig."

„Wie?" fragte der andere verwundert. „Dann wären Sie ja jetzt nicht älter als Mr. Wharton oder ich. Und ich habe Sie für einen hohen Sechziger gehalten. Altern denn die Leute in diesem herrlichen Klima so schnell?"

„Nicht alle, Euer Gnaden, nicht alle! Und Mr. Briggs Wharton hat Ihnen vielleicht auch erzählt, weshalb er sich hier so lange aufgehalten hat?"

„Nun, nach Ihrer Frage zu urteilen, hat es ja den Anschein, als ob Ihnen die Ursache nicht unbekannt ist. Mein Freund mußte hier zwei Monate bleiben, weil sein Schiff Havarie erlitten hatte, und er verlängerte freiwillig seinen Aufenthalt um eines schönen jungen Mädchens willen, bis ihn ein anderes Schiff seines Vaters abholte. Sein Verschwinden hat der Schönen gewiß viel Herzeleid bereitet, aber Jugend hat nun einmal keine Tugend; das wissen wir ja alle aus eigener Erfahrung, nicht wahr?"

„Ja, das wissen wir alle aus eigener Erfahrung," wiederholte der Mann mit dem roten Trinkergesicht

mechaniſch. „Noch einmal ſchönen Dank, Euer Gnaden, für die freundliche Auskunft! Will doch ſehen, ob Mr. Briggs Wharton auch mich wiedererkennt — will doch ſehen.“

„Jedenfalls wird es ihm außerordentliches Vergnügen bereiten, jemanden zu finden, mit dem er alte Erinnerungen austauſchen kann. Klettern Sie ihm nur nach! Irgendwo da oben herum werden Sie ihn ſchon finden!“

Aber der Mann ſchien gut genug zu wiſſen, wo er ſeinen alten Bekannten finden werde. Eilig ſtieg er die ſteile Straße empor, in deren höchſtem Teile noch immer die beiden Häuſer ſtanden, welche einſt der Schauplatz eines verſchwiegenen Liebesglückes geweſen waren. Und da oben — ganz ſo wie der weißhaarige Mann es erwartet hatte — lehnte Mr. Henry Briggs an dem hölzernen Gartengitter und blickte zu dem Fenſter empor, in deſſen Rahmen er einſt das liebliche Köpfchen der „Blume von Horta“ zum erſtenmal geſehen hatte.

Bei dem Näherkommen des Alten wandte er ſich um, und da der andere ſtehen blieb, um nach dem beſchwerlichen Wege Atem zu ſchöpfen, redete er ihn mit herablaſſender Freundlichkeit in portugieſiſcher Sprache an:

„Lebt Ihr ſchon lange hier in Horta, guter Freund?“

Der Gefragte nahm die Mütze ab und trocknete ſich den Schweiß, der in großen Tropfen auf ſeiner Stirne perlte.

„Seit mehr als fünfzig Jahren, gnädiger Herr!“

„Dann kanntet Ihr vielleicht auch einen Gaſtwirt Namens Pollo, der vor beiläufig dreißig Jahren in dieſem Hauſe wohnte?“

„Gewiß — ich habe ihn gut gekannt.“

„Er iſt nicht mehr am Leben? — Nun, wie könnte das auch anders ſein! War er doch ſchon damals ein

bejahrter Mann. Aber er hatte auch eine Tochter. Sie hieß Antonietta, wenn ich nicht irre."

„Ja, sie hieß Antonietta, gnädiger Herr!"

„Könnt Ihr mir nicht sagen, was aus der geworden ist? Befindet sie sich noch immer hier auf Fayal?"

„Nein! Sie ist tot."

„Ah, wirklich? Und wann starb sie?"

„Vor achtundzwanzig Jahren, gnädiger Herr — sie starb aus Kummer, weil ein fremder Schuft sie bethört und verraten hatte."

Die Stimme des Alten war plötzlich fester und härter geworden, und über das rosige Gesicht des Engländers lief ein Schatten. Hastig fuhr er mit der Hand in die Tasche und brachte ein blinkendes Goldstück zum Vorschein.

„Es scheint, daß der Himmel Sie nicht überreich mit irdischen Gütern gesegnet hat, mein Freund! Nehmen Sie diese Kleinigkeit als Lohn für die erteilte Auskunft."

Der Mann schien von so viel Freigebigkeit ganz überwältigt. Er wackelte mit dem Kopfe, und seine Hand zitterte, als er sie nach dem Gelde ausstreckte.

„Wie gnädig Sie sind, gnädiger Herr — wie gütig! Ach, über mein Ungeschick! Und es wird mir so — so furchtbar schwer, mich zu bücken."

Das Goldstück war klingend zu Boden gefallen, als Wharton es dem Trunkenbold hatte reichen wollen, und nun starrte der Mensch aus seinen blöden, blutunterlaufenen Augen ganz verzweifelt darauf hin. Der Engländer that, was vermutlich jeder andere an seiner Stelle gethan haben würde, er beugte sich nieder, um die Münze aufzuheben. In diesem Moment fuhr die Rechte des anderen blitzschnell in die Tasche, ein längliches, im Sonnenschein funkelndes Etwas sauste durch die Luft, ein dumpfer

Schlag wurde vernehmlich, gleichzeitig mit einem halberſtickten, gurgelnden Schrei — und hoch aufſpritzte das rote Blut aus Mr. Henry Whartons durchſtochenem Halſe.

Mit ſtumpfſinniger, unbewegter Miene ſah Rodrigo Benar den Todeszuckungen ſeines unglücklichen Opfers zu. Als auch das

letzte Lebensfünkchen in dem hingeſtreckten Körper erloſchen war, zog er das Meſſer aus der fürchterlich klaf-

fenden Wunde und ſteckte es, ohne die Klinge vom Blute zu reinigen, wieder in die Taſche.

„Gut ſo!“ ſagte er ganz laut. „Sie ſollen mich nicht ohne Grund achtundzwanzig Jahre lang für einen Mörder gehalten haben.“

Und langſam ſtieg er die ſteile Straße wieder hinab, um unten inmitten des fröhlichen Menſchengewühls voll dumpfer Gleichgültigkeit ſeine Feſtnahme zu erwarten.

Tanzkunst und Tänzerinnen.

Aus dem Reiche Terpsichores.

Von **Rudolf Immann.**

Mit 9 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Eine Tanzschülerin.

Manch ein Jahrhundert ist vorübergerollt und im Strom der Zeiten versunken, seit man im alten Rom eines Tages ein schönes Weib zu Grabe trug, deren Name berühmter war, als der manches Imperators. Ihr Tod hatte eine tiefere Lücke im Leben der weltbeherrschenden Stadt am Tiber hinterlassen, als manchen Kaisers Abscheiden; denn ein Nachfolger in der Herrschaft ward leicht gefunden, oder er war schon lange vorhanden, aber eine Nachfolgerin der Künstlerin nicht. Es gab nur *eine* Pyrrha in der Siebenhügelstadt, und die war nun tot. Eine Marmorsäule errichtete man auf ihrem Grabe, und von liebender Hand war ihr Name darauf verzeichnet worden mit den einfachen, lakonischen und doch so beredten Worten: „Saltavit, placuit.“ Sie tanzte und fand Beifall. —

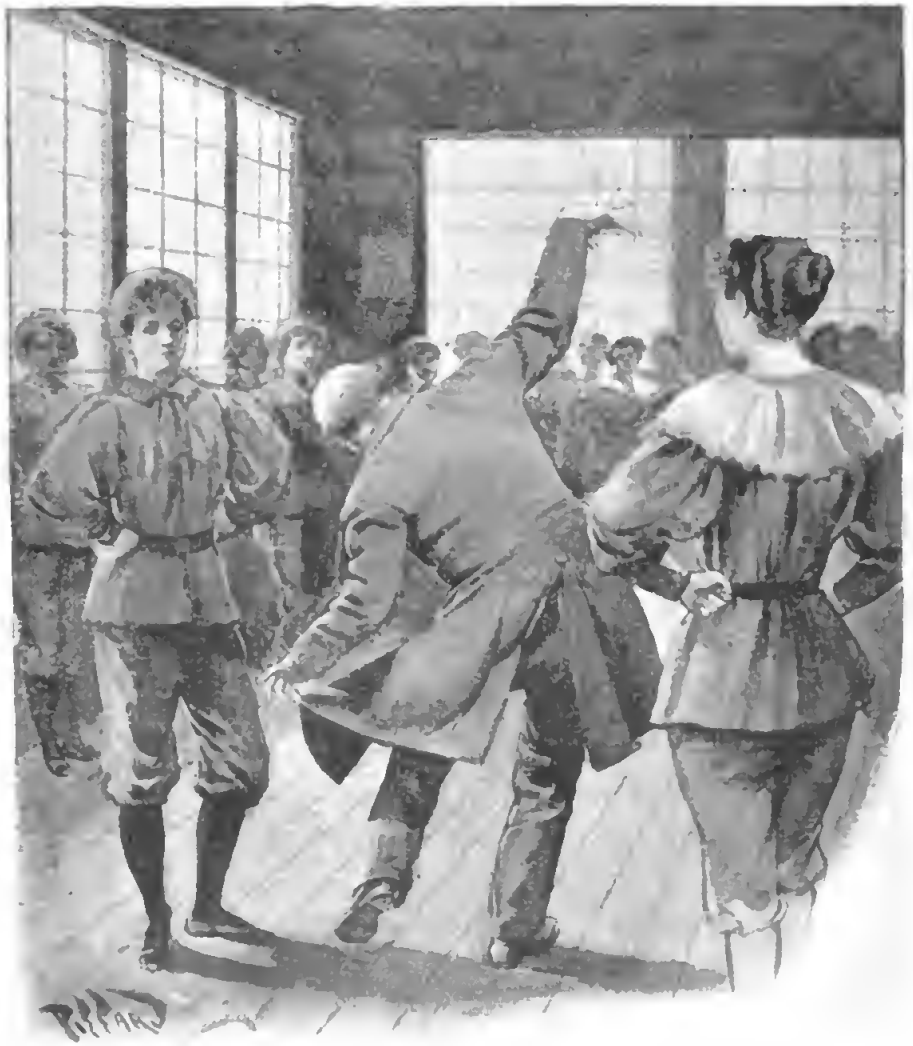
Je weiter man nach Osten wandert, desto beliebter ist die Tanzkunst. Im alten Aegypten, bei den Juden, in Babel und Ninive, in Kabul und Samarkand, an den indischen Höfen, überall war das Tanzen weit verbreitet, es wurde als Kunst betrieben und wird dort zum Teil heute

Mit verbindlichem Lächeln.

noch geübt. Bei den alten Israeliten hat das Tanzen, wie noch heute in Indien, zur Gottesverehrung gehört; denn der Bundeslade schritten die schönsten und vornehmsten Mädchen voran, die bei dem Klange der Zimbeln Loblieder zum Preise Jehovahs sangen und dazu tanzten. Und sogar von einem der jüdischen Könige, von David, wissen wir, daß er „vor dem Herrn tanzte".

Schon in den frühesten Zeiten des Altertums nahm

der Tanz eine wichtige Stelle ein, und zwar vorzugsweise zur Verherrlichung öffentlicher Feste und als Teil des Kultus; namentlich konnte in Asien der Kultus des Tanzes nicht entbehren. Am meisten wurde aber die Kunst



Der alte Ballettmeister beim Unterricht.

des Tanzes bei den Griechen ausgebildet, bei denen sie auch das ganze Gebärdenspiel mit in sich schloß und in der innigsten Vereinigung mit Gesang, Poesie und Schauspielkunst stand. Die Römer übernahmen Tänze von den Griechen, Nationaltänze hatten sie kaum. Die Histrionen

tanzten bei ihnen auf den Theatern nach dem Flötenspiel, ohne dabei zu singen, und suchten durch begleitende Pantomimen komischer Art Heiterkeit zu erregen. Von der altrömischen Bühne ging der Tanz auf die italienischen Volkstheater über, von den Italienern und dann von den Franzosen ist unsere neuere Tanzkunst ausgegangen.

Aber noch im Mittelalter war der Tanz zum Teil eine religiöse Form. Im 14. Jahrhundert tanzten am Niederrhein die Johannistänzer zu Ehren des heiligen Johannes. Heute tanzt man indes außer in Sevilla in keiner Kirche, keinem Tempel oder keiner Moschee mehr. Die Tänze haben einen ganz weltlichen Charakter angenommen und zerfallen in Nationaltänze, Gesellschaftstänze und Ballett.

Zu den Nationaltänzen wird bei den Deutschen der Walzer gerechnet, bei den Tschechen die Polka, bei den Franzosen Menuett und Française, bei den Spaniern Fandango und Sarabande, bei den Italiern der Saltarello und die Tarantella, bei den Polen Mazurka und Polonaise.

Das Kunsttanzen ist seit langem auf der Bühne heimisch geworden; der theatralische Tanz wird von künstlerisch ausgebildeten Tänzern und Tänzerinnen ausgeführt. Bei grotesken Tänzen wird mehr auf Kraft und wunderbare Sprünge gesehen, und wo die Grazie sich mit dieser Art des Tanzes vereint, kann man von den höchsten Zielen unserer Tanzkunst reden. In den Ballsälen kann leider von einer Kunst nicht mehr die Rede sein. Die Gesellschaftstänze sind meist ein ganz kunstloses Umherhüpfen und Drehen. Quadrillen und Menuette werden wohl an den Höfen und bei besonderen Gelegenheiten geübt, bei gewöhnlichen Bällen figurieren sie indessen selten noch auf der Tanzliste.

Die Poesie der Bewegung, als deren Meister lange Jahre der Franzose Vestris galt, die in Deutschland später

von der Familie Taglioni, von den beiden Elßlers, von Lucile Grahn und Adele Granzow im Berliner Opern-

Fräulein Lanners Reigenklasse.

hause, von anderen Koryphäen in der Großen Pariser Oper und im Wiener Hofoperntheater ihre Pflege fand,

erfordert ſorgfältige und lange Uebung. Für eine Solotänzerin rechnet man bei guter Anlage und den beſten körperlichen Verhältniſſen an ſechs Jahre, bis ſie allein auftreten darf. Der Ballettmeiſter iſt oft ſchon zu alt, um noch ſelber auf der Bühne auftreten zu können; aber

Schlußgruppe der Elektrageſellſchaft.

für den Unterricht wählt man mit Vorliebe ältere, erfahrene Meiſter, welche die jungen Schülerinnen in den erſten Schritten unterweiſen. Von den einfachen Figuren geht man zu den verwickelteren über, und daneben wird die Pflege der großen Zehe und des Fußes überhaupt ſyſtematiſch betrieben. Das Publikum weiß oft gar nicht, wie ſchwer gewiſſe einfach erſcheinende Wendungen ſind,

wie schwer es für den Tänzer ist, das Gleichgewicht zu halten und doch die schönen Wellenlinien dabei nicht zu vergessen, ohne die der Tanz etwas Steifes und Unbeholfenes zeigt.

Ein Fräulein Lanner leitete zum Beispiel zuerst in

Auf den Zehen.

Wien, dann in London Tanzklassen für die ersten Studien, sie dirigiert auch heute noch die großen Feen- und Elfenreigen, die für manche Aufführungen nötig sind. Aus den fähigsten Schülerinnen, deren Anlage das Auge der kundigen Lehrerin zu beurteilen weiß, gehen die Auserwählten hervor, von denen die eine oder andere dazu

beſtimmt iſt, ſpäter als erſte Solotänzerin zu glänzen. Völlige Geſundheit des Leibes iſt natürlich erſte Vorbedingung, in zweiter Linie erſt kommt das gefällige oder ſchöne Antlitz. Die Diva muß Muskeln und Sehnen von Stahl haben, die man nur durch unabläſſigen Fleiß

Schlußgruppe I im Londoner Theater.

gewinnt; wie eine junge Pianiſtin, die es zu etwas bringen will, heutzutage ſechs bis acht Stunden täglich üben muß, ſo bedarf auch die Solotänzerin, die ſich auf der Spitze der großen Zehe wirbelnd drehen können muß, langer und unabläſſiger Studien, bis ſie ſo ſicher iſt, daß ſie gleichſam ſpielend die ſchwierigſten Bewegungen ausführt, mit dem bekannten verbindlichen Lächeln auf den Lippen.

In den Tanzakademien in London und Paris findet man häufig eine glatte Holzwand, die etwas über 3½ Fuß hoch ist und von Anfängerinnen der schönen Kunst zu ersten Uebungen benutzt wird. Es kommt darauf an, den Hacken des einen Fußes in der Weise auf diese Schranke

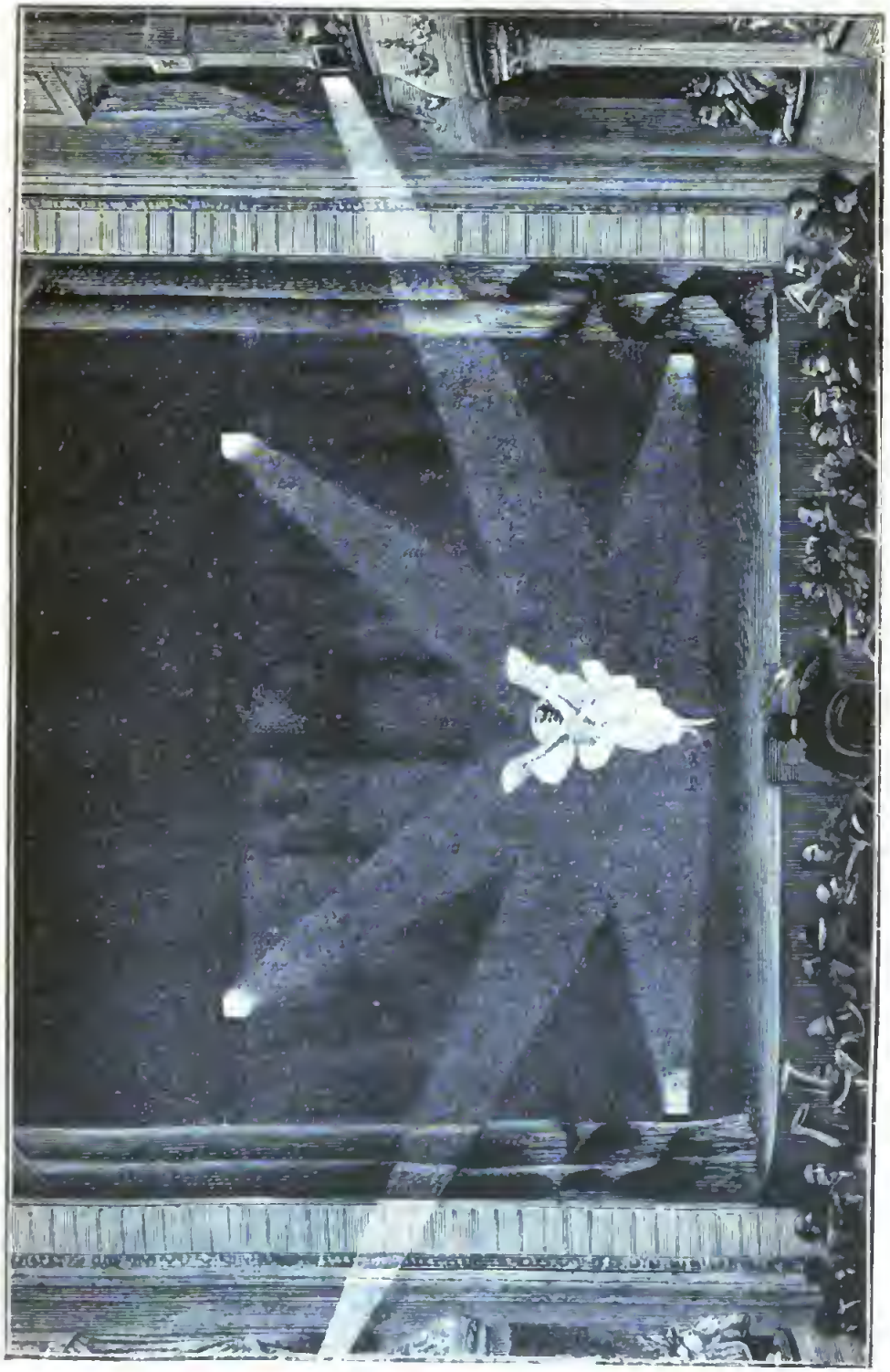
Schlußgruppe II im Londoner Theater.

zu schleudern, daß der Fuß von der Spitze der großen Zehe bis zum Hacken eine gerade Linie bildet, die der Schranke in ihrer Verlängerung parallel laufen würde. Dies ist zum Beispiel die Vorbereitung für eine Schlußgruppe der sogenannten Elektrageſellschaft, bei der die beiden links und rechts stehenden Tänzerinnen, ihre Hände

fest erfassend, die Füße so genau emporwerfen, daß dadurch ein Dreieck gebildet wird. Diese Schlußfigur ist zwar nichts weniger als schön, zeigt aber die Gelenkigkeit der Tänzerinnen, und man kann daraus entnehmen, welche Uebung vorangegangen ist, bis bei dieser schwierigen Prozedur alles „klappte". Auf solche Schlußgruppen, wie sie bei den meisten Balletts üblich sind, und ihre exakte Durchführung wird natürlich großes Gewicht gelegt.

Die Art des Tanzens auf den Zehen, so erzählt ein Fachmann, kann ungefähr in sechs bis acht Monaten, wenn Trieb und Anlagen vorhanden sind, erlernt werden, aber die Meisterschaft in der Bewegung der Beine nimmt mindestens drei Jahre und noch länger in Anspruch. In London erhalten die Tanzschülerinnen zuerst neun Mark die Woche; dieses Honorar steigert sich stufenweise bis auf fünfzehn Mark. Mit letztgenanntem Wochengehalt treten die jungen Zöglinge in das Ballettcorps ein, wo die Preise für die Leistungen bis auf dreißig Mark, aber nur sehr langsam und ganz allmählich, ansteigen. Die Koryphäen der Kunst, die Solotänzerinnen, beginnen mit zwei Pfund (vierzig Mark) die Woche. Werden sie bei Solotänzen öfters verwandt, erhalten sie drei bis vier Pfund. Die aber, welche zu Künstlerinnen erster Klasse herangereift sind, werden mit fünfzehn bis dreißig Pfund bezahlt. Berühmt gewordene „Sterne" nehmen durch Gastspielreisen noch mehr ein.

Phantastische Tänzerinnen, wie zum Beispiel die Amerikanerin Loie Fuller, die sich ihr eigenes System ersonnen hat und unabhängig von irgend einer Bühne oder Ballettschule umherreist und auftritt, gehören zu den Ausnahmen. Nachdem sie mit ihrem Serpentinentanz ganz Amerika und halb Europa durchzogen hatte, feierte sie mit einer neuen Erfindung, dem Flammentanz, in Paris Abend für Abend neue Triumphe. Die Dekoration



Der Serpentinentanz.

und das herrliche Farbenspiel ziehen bei ihren Vorstellungen fast mehr als ihre Tanzkunst an. Feierliches Dunkel umhüllt bei dieser letztgenannten Leistung die Bühne. Langsam beginnt das Auge sich hieran zu gewöhnen; endlich bemerkt man im Hintergrunde eine zauberhaft ausgestattete Grotte. Mit einemmal ein Flimmern und Glänzen, ein Rauschen und Sausen von geheimnisvollen Tönen, ein Schimmern von tausendfarbigen Lichtern, ein Strahlenwogen, ein Lichteffekt sondergleichen! Und plötzlich steht die feine, schlanke, lichtumflossene Gestalt der Tänzerin inmitten des Märchenzaubers. Ist das ein Schmetterling oder ein Blumenblatt, das Glänzende da, das sich in den Lüften zu wiegen scheint, das auf- und niedersteigt, sinkt und fällt, um blitzartig schnell wie ein Wirbelwind sich zu drehen, um auf einmal, während wieder plötzliches Dunkel eintritt, als einziger leuchtender Mittelpunkt, einer zuckenden Flamme gleich, auf der Bühne zu stehen? Wenn nach schier atemlosem Schauen die Menge durch die gewöhnliche Theaterbeleuchtung wieder aus der Feenwelt zurückgerufen wird, bricht jedesmal ein rauschender Beifallssturm aus. Die alten Meister der Tanzkunst, die in der Grisi und der Taglioni noch immer ihre Ideale sehen, rümpfen die Nase über diese Effekttänze; aber der Erfolg ist nicht wegzuleugnen.

Vielleicht kann die Kunst schöner rhythmischer Bewegung gerade in Verbindung mit unseren so bedeutend verbesserten optischen und elektrischen Hilfsmitteln die höchste Wirkung erzielen. Auch hier kann man sagen, daß das Alte stürzt und neues Leben aus den Ruinen emporblüht.

Aus dem Tagebuch eines häßlichen Mädchens.

Novelle von **Robert Misch.**

(Nachdruck verboten.)

Kölpin, 10. September.

Heute habe ich aber wirklich lachen müssen. Jetzt wird mir endlich klar, weshalb Udo in letzter Zeit so sehr auf „Zerstreuung“ und „Aufheiterung“ für mich bedacht war, weshalb er mir, wenn auch seufzend, das langersehnte Korbwägelchen, einen Zweisitzer zum Selbstkutschieren, endlich gekauft hat.

Um meinen Gram zu lindern!

Meinen Gram um den edlen Prerower, den faden Gecken — es ist zu komisch!

Die Sache spielte sich folgendermaßen ab. Es war beim Frühstück, und irgendwie kam auf die Verlobung und baldige Hochzeit des Prerowers die Rede. Es fiel mir auf, daß sie beide ablenkten, Udo und Hella. Ich kam mit der mir erb- und eigentümlichen Hartnäckigkeit natürlich immer wieder darauf zurück. Ich merkte, daß sie heimliche Blicke miteinander wechselten, sah ihre Verlegenheit, versteifte mich darauf, forderte endlich Aufklärung. Schließlich kam's zu Tage. Mein Herr Bruder und meine Frau Schwägerin glaubten, ich sei „zu Tode betrübt“, habe eine „heimliche Wunde im Herzen“.

Erſtens wäre das überhaupt ſehr albern für ein Mädchen in meiner Lebenslage und von meinem Ausſehen, und zweitens würde ich mir dann doch einen anderen als Objekt meiner Schmerzen und zerſtörten Hoffnungen ausſuchen, erklärte ich ihnen kaltblütig und ſchob ein großes Stück unſerer ſelbſtgemachten Wurſt in den Mund, um ihnen zu beweiſen, wenn das noch nötig wäre, wie gut mir das Eſſen noch immer ſchmeckt.

„Ja, aber Hetty — du haſt dir wirklich nichts aus ihm gemacht?“ fragte Udo erſtaunt.

„Habe ich mir je davon was merken laſſen?“ verſetzte ich.

„Na, man kennt euch Frauenzimmer doch! Lieber ſterben, als ſo was zeigen! Je mehr ihr auf einen ſchimpft, je mehr denkt ihr heimlich an ihn.“

„Das kann ſein. Ich habe mich immer nur luſtig über ihn gemacht. Außerdem hatte ich keine blaſſe Ahnung, daß dieſer intereſſante Jüngling meinetwegen hierher käme. Ich dachte, er langweilte ſich, ſeitdem er den bunten Rock ausgezogen hat und Vaters Kühe melken ſoll, und klapperte deswegen die Nachbarſchaft ab.“

„O nein, er hat ſehr ernſtlich auf dich ſpekuliert,“ rief Udo erleichtert. „Ich ſage abſichtlich: ſpekuliert, denn auch die Heirat mit Adele Wiesberg iſt nur 'ne Spekulation. Die Prerowers haben von jeher zuſammengeſcharrt.“

„Und da kommt er zu mir — zu uns?“

„Wie's hier eigentlich ſteht, das wiſſen bis jetzt die wenigſten. Haben wir's doch bis zu des Vaters Tod ſelbſt nicht gewußt. Der Vater hat es eben gut verſtanden, den Leuten Sand in die Augen zu ſtreuen. Kuno hat der alte Glanz beſtochen ... na kurz, ich hab' ihm eines Tages reinen Wein eingeſchenkt, ihm geſagt, daß ich im Laufe der nächſten zehn Jahre mit Hilfe von Hellas Mitgift und mit eiſernem Fleiß vielleicht die Schulden unſeres

Vaters und meine eigenen Lieutenantsschulden decken und die verkommene Wirtschaft werde hoch bringen können; daß aber außer dem Majorat, das sich wahrhaftig nicht durch seine Größe und ebensowenig durch besonders günstigen Boden auszeichnet, nichts übrig geblieben, also an eine Mitgift für dich gar nicht zu denken sei."

„Und da schrammte er ab, ohne zu muckfen?"

„Augenblicklich!"

„Na, wenn es dich beruhigt, Udo — bis an den Hals hätte der Prerower im Gold sitzen können — und Gott weiß, wie gern ich dir in deinem schweren Kampfe beistehen möchte! — ich hätte ihn doch nicht genommen."

Da haben sie's mir endlich geglaubt. Aber das beste ist: Udo thut es jetzt leid, daß er mir das Wägelchen geschenkt hat, das hätte sonst noch Zeit gehabt. Uebrigens tröstet er sich damit, daß er das Ding billig unter der Hand gekauft hat. Es war schon vier Monate im Gebrauch und ist nur neu lackiert. Ausgezeichnet!

Hätte mich auch gewundert, bei Udos jetziger Sparsamkeit! Was aus einem flotten, leichtlebigen Dragonerlieutenant nicht alles werden kann! Das nennt man „praktischen Landwirt" oder „Oekonom", weil er so „ökonomisch" ist. Udo fand den Scherz gar nicht übel und will ihn gelegentlich kolportieren.

---

14. September.

Also endlich kommt das Wundertier. Bin sehr gespannt nach Udos Erzählungen. Er sei der Klügste, der Gescheiteste vom ganzen Regiment gewesen, ein wahres Weltwunder an Gelehrsamkeit. Na, das hat nicht viel zu bedeuten bei einem der reichsten und flottesten preußischen Kavallerieregimenter. Dazu gehört nicht viel, und unter Blinden ist der Einäugige König. Daß er auch der

Flotteste war, das will schon eher etwas heißen. Freilich, wenn man ein Graf Kriewitz und Erbe eines der größten schlesischen Majorate ist, kann man sich das leisten. Er hat nun auch seinen Abschied genommen, um seinen alten Vater bei der Verwaltung der großen Güter zu unterstützen, und jetzt kommt er auf einen kleinen Jagdbesuch nach Kölpin.

Er muß Udo sehr gern haben, denn die paar Kölpiner Hasen und Rebhühner können ihn schwerlich locken. Das kann er bei sich zu Hause schöner haben. Seine Jagden sind sogar berühmt.

„Ich bin doch neugierig, ob du an dem auch etwas auszusetzen hast, wie an allen anderen," meinte Udo gestern.

„Da revanchiere ich mich bloß für die Meinung, die ich den Leuten immer einflöße," erwiderte ich.

„Du? Du gefällst doch den Leuten immer sehr gut!"

„Danke für dein brüderliches Vorurteil zu meinen Gunsten, aber —"

„Höchstens, daß sie deine scharfe Zunge fürchten, trotzdem du im Grunde ein herzensguter Kerl bist!"

„Und daß sie sich über mein Aeußeres lustig machen — weiter nichts!"

„Hella, kannst du das dem Mädel nicht ausreden? Sie bildet sich ein, sie sei häßlich," wandte sich Udo an seine Frau.

„Na, willst du das vielleicht bestreiten?" rief ich lachend; aber ich muß dabei doch wohl etwas rot geworden sein.

„Ja freilich! 'ne Schönheit bist du ja nicht gerade, deine Züge sind unregelmäßig —"

„Und etwas grob," unterbrach ich ihn schnell.

Er hatte mich verstanden und lachte hell auf. „Verzeih, du willst ja immer die Wahrheit hören! — Trotzdem kann man dich nicht häßlich nennen, du hast so etwas Inter-

essantes, wenn der Geist über dich kommt, das heißt wenn du angeregt wirst — und schöne, graue, kluge Augen."

Der gute Udo will mich trösten. Als wenn ich's nicht am besten wüßte! Puppengesichtchen sehen die Männer am liebsten, so recht fade, regelmäßige, wenn auch 'ne Portion Dummheit 'rausschaut. Je jünger und dümmer, desto besser! Unschuldig, naiv und naturfrisch soll sie sein, wie die dumme Redensart lautet. Na, das kennen wir!

---

18. September.

Der Wundermann ist seit einigen Tagen da. Hm, nicht übel, daß ich's mir selbst nur offen gestehe, er gefällt mir sogar recht gut. Er ist nicht ein bißchen hochmütig und sehr natürlich in seinem Wesen. Die Dunstwolke fehlt, die seinesgleichen sonst immer um sich verbreitet. Sie besteht aus einer Mischung von männlicher Eitelkeit, Blasiertheit, eingebildeter Unwiderstehlichkeit, Schneidigkeit nebst Stallduft, Kasernenton und Fadheit.

Im Gegenteil, er scheint mir ein recht kluger, gebildeter und im ganzen ziemlich bescheidener Mensch zu sein (soweit Männer, noch dazu wenn sie reiche Magnaten und Kavallerieoffiziere sind, überhaupt bescheiden sein können). Sogar merkwürdig belesen! Kennt Goethe aus eigener Lektüre, nicht bloß aus Kritiken und Feuilletons. Ich habe ihm auf den Zahn gefühlt, ob er etwa bloß nachschwatze — nein, wirklich nicht. Merkwürdig für einen Kavallerielieutenant! Wir unterhielten uns dann über Musik. Er spielt selber vorzüglich Chopin und Schumann; auch vierhändig trugen wir verschiedenes vor zu Udos unbändiger Freude, der selbst nur stümperhaft spielt, auch wenig Zeit dazu übrig hat, aber ein großer Musiknarr ist.

Heute früh führte ich ihn in den Stall. Er lobte „Astarte" sehr und frug mich, ob ich auch Rad fahre.

Er hat eines mitgebracht; wir könnten dann abwechselnd radeln und ausreiten. Ich verneinte und machte kein Hehl daraus, daß ich das Radfahren ein wenig von oben herunter anſähe. Eigentlich doch ein gemeiner Sport, noch dazu für einen Kavalier und ehemaligen Kavalleriſten!

Da lachte er mich aus und fragte, ob ich hochmütig ſei. Uebrigens könne er mir ſogar Dutzende von gekrönten Häuptern anführen, die —

Ich unterbrach ihn etwas unwillig. So hätte ich es natürlich nicht gemeint und ihm keine Veranlaſſung gegeben, mich für ſo albern zu halten. Ich wüßte ganz genau, daß die vornehmſten Leute heutzutage radelten — ja, es ſei auch in unſeren Kreiſen zu einer wahren Manie geworden.

„Na, wie meinen Sie es denn eigentlich?“

„Das kann ich nicht recht ausdrücken, es iſt mehr eine Sache der Sympathie und Antipathie. Ich begreife nicht recht, wie es einem Spaß machen kann, ſich auf ein ſo ſurrendes Ding aus Stahl und Gummi zu ſetzen und nun loszuſtrampeln. Na, ja, wer ſich keinen Gaul leiſten kann, für den freilich! ... Aber wenn man, ohne ſich ſelbſt unäſthetiſch abzuarbeiten und außer Atem zu bringen, auf dem Rücken eines edlen Vollbluts dahinſprengen kann —“

Er lachte. „Ach ſo, Sie ſehen es von der äſthetiſchen Seite an? Na, ich ſage Ihnen, eine hübſche Dame auf einem hübſchen Rad iſt auch etwas Schönes für modern geſchulte Augen. Und außer Atem kommt man nicht, wenn man nicht übertreibt. Auf edlem Vollblut zu ſitzen, iſt ja ein Vergnügen, aber das „Strampeln“, wie gnädiges Fräulein ſich auszudrücken belieben, iſt wahrhaftig auch eines, das man freilich erſt kennen muß, um es zu würdigen.“

„Ich will es gar nicht kennen lernen — niemals!“

„Man ſoll nichts verſchwören! Sollen wir Ihnen ein

Damenrad aus Berlin kommen lassen? Eine Depesche, und morgen ist es hier. Unterricht gebe ich Ihnen."

Ich protestierte lachend. Ein gutes Damenrad kostet drei- bis vierhundert Mark, habe ich mir sagen lassen. Udo würde mich schön angucken, da er mir jetzt erst den Wagen geschenkt hat. Ich kann's mir doch aber nicht von Kriewitz verehren lassen, obwohl er große Lust dazu zu haben schien.

Ich wollte mich aber noch nicht für überwunden erklären; darum rief ich, um einen letzten Trumpf auszuspielen: „Kann ja alles möglich sein! Aber gegen ein gutes Vollblut ist so ein Rad eine Schnecke."

Da lachte er mich furchtbar aus; man merke doch, daß ich auf dem Lande lebe. Es sei eine bekannte und anerkannte Thatsache, daß die schnellsten Renner schließlich von einem, natürlich ebenfalls hervorragenden Fahrer überholt würden; auch könnten Pferde nur in Ausnahmefällen solche Dauertouren machen. Ob ich das nie gehört und gelesen hätte.

Ich bestritt es auf das lebhafteste. Da bot er mir einen sofort zu entscheidenden Wettlauf zwischen seinem Rad und meiner „Astarte" an. Ich zögerte, in die dargebotene Rechte einzuschlagen, trotzdem ich meiner Sache ganz sicher war. Lächerlich, sein Rad und meine windschnelle „Astarte", die Stiefschwester des berühmten Derbysiegers „Astaroth", die Tochter von „Adalrich" aus der „Gewitterwolke", mit uraltem Pedigree! Gar kein Zweifel möglich!

„Schön, ich wette — aber nur unter einer Bedingung!" rief ich denn doch.

„Die wäre?"

„Wettobjekt ein beliebiges Geschenk bis zu zehn Mark."

Er zwinkerte lustig mit den Augen. „Sind Sie so geizig?"

„Geizig? Da ich doch gewinnen muß! Aber ich will nicht, daß Sie mir ein Rad schenken!"

„Schön — abgemacht!"

Ich sattelte „Astarte", und er machte sein Stahlroß fertig. Udo, den die Sache ebenfalls interessierte, mußte als Starter dienen, sein Taschentuch an einem Spazierstocke als Startflagge.

Es war sehr amüsant, aber ich habe mich jämmerlich blamiert. Er gewann glänzend. Wahrhaftig, so ein Stahldings ist schneller als Vollblut. Hätte ich nie und nimmer gedacht! Nun kann ich das Strampeldings erst recht nicht leiden. Solange er bei uns ist, soll er es nur in die Ecke stellen und auf einem von unseren Gäulen reiten.

---

20. September.

Gestern gingen wir, Udo, Kriewitz und ich, auf eine kleine Hasenstreife. Es war sehr, sehr amüsant, trotzdem wir nicht ein Haar geschossen haben — Kriewitz holte nur ein paar Rebhühner herunter, mehr aus Zufall, als mit Absicht und Vorsicht.

Udo hat Humor genug, sich selber über unsere jämmerliche Jagd lustig zu machen. Er behauptete, er kenne alle Hasen persönlich. Die zwei, drei, die wir ganz weit hinten (gewöhnlich schon auf fremdem Terrain) eiligst davonlaufen sahen, belegte er mit zärtlichen Kosenamen: „Das ist die Liese und das da der alte Hans, der schon ein paar Schrotkörner von mir im Leibe hat." Wir lachten sehr viel, frühstückten sehr gut, und Kriewitz hat mich über einen Sumpfgraben, über den ich mich trotz meiner hohen Jagdstiefel nicht recht traute, eigenhändig getragen, als Udo nicht in der Nähe war.

Ich bin etwas rot geworden, hab's mir aber gefallen lassen.

Abends Musik und ein höchst angeregtes Gespräch über Kunst, Politik, soziale Fragen. Er spricht wirklich wunderhübsch und hat ganz moderne, aufgeklärte Ansichten — gar nichts Feudales aus dem grauen Mittelalter wie so viele seinesgleichen.

„Kleine, du taust ja ordentlich auf!“ meinte Udo, als ich auch meinen Senf dazugab. Na ja, wenn man solchen Disputierhans und Zuhörer respektive Anreger hat! Udo ist ja ein kluger Mensch, aber er hat doch keine Zeit, sich jetzt mit anderen Dingen als mit seinen Schulden und der Wirtschaft zu beschäftigen. Und außerdem ist er abends so müde, daß er über der Zeitung einschläft; höchstens hat er mal Lust zu einem Skat oder Whist, den Hella und ich mit ihm dreschen.

Und bei Hella ist es dieselbe Sache mit der Wirtschaft. Und überhaupt, selbst die klügsten Frauenzimmer brauchen immer einen Mann, wenn sich das Gespräch über ein gewisses Niveau erheben soll.

Kriewitz verlängert seinen Aufenthalt noch um einige Tage. Er muß Udo doch sehr gern haben, denn die paar Hasen können den Besitzer einer, wie Udo sagt, geradezu fürstlichen Hochjagd unmöglich locken.

---

27. September.

Wir reiten jeden Tag aus, Kriewitz und ich. Udo hat jetzt so viel mit der Brennerei zu thun, die er einrichten will, Hella keine Zeit oder Lust, und so muß ich natürlich die Pflichten der Gastfreundschaft erfüllen. Ich thu's aber gerne — wirklich! Er ist ein reizender Mensch!

Heute haben wir uns zwar gezankt, das thun wir eigentlich täglich; aber mir sind die Männer verhaßt, die immer ja sagen, weil man eine Dame ist, natürlich nur, weil sie einen nicht für voll ansehen. Das ist doch eine

Nichtachtung gegen den geistigen Menschen in einem Frauenzimmer. Er widerspricht stramm, macht nie Komplimente und ist überhaupt ein furchtbarer Streithammel, aber ein wirklich lieber Kerl!

Da steht's: lieber Kerl — groß und breit, und ich kann's und will's nicht zurücknehmen. Denn wirklich, er gefällt mir ganz ausnehmend.

Hetty, Hetty — du wirst doch nicht etwa —?!

Ach, Unsinn! Davor schützt mich schon mein Spiegel. Ich brauche bloß hineinzusehen und weiß, daß ich — na, ich will nicht sagen, geradezu häßlich bin — dazu habe ich zu große, kluge und auch hübsche Augen, aber hübsch bin ich auch nicht: bleich trotz der Landluft, etwas vergrämt und herbe (ich weiß, warum), mager, nicht regelmäßig, nicht puppenhaft genug — na kurz, nicht so wie Asta, meine gefeierte, schöne Cousine Asta. Außerdem bin ich ein armes Ding, das auf einem verschuldeten, ausgesogenen Gute sitzt, während er jung, schön, reich, ein Magnat ist, dem an jedem Finger zehn Mädels bammeln, wenn er bloß die Hand aufmacht.

Zu Einbildungen und Thorheiten bin ich nicht mehr jung, nicht mehr dumm genug. Die Erfahrungen des vergangenen Jahres, der plötzliche Umschlag unserer Verhältnisse waren lehrreich. Man lernt die Menschen kennen. Siehe den edlen Prerower, der uns übrigens gestern seinen Besuch mit seiner Braut machte. Ich schlug eine Wette vor, wer von beiden fader und lächerlicher sei — es konnte aber nicht entschieden werden. Mein Gott, wenn ich Kriewitz mit so einem Menschen vergleiche! ...

---

29. September.

Wenn man vom Wolf spricht ... Vorgestern habe ich Asta erwähnt, und heute meldet sich Fräulein Cousine

bei uns auf dem stillen, langweiligen Kölpin an. Merkwürdig! Da muß sie wirklich sehr ruhebedürftig sein.

Onkel hat Udo zur Jagd nach Mürbenstein geladen. Udo aber hat dankend abgelehnt mit der Mitteilung, daß sein alter Freund Kriewitz bei ihm zu Gast sei. Darauf kam eine Depesche, er solle Kriewitz mitbringen. Kriewitz hatte aber gar keine Lust, sich in den Trubel der glänzenden Jagdgesellschaft auf dem lärmerfüllten Mürbenstein mit seinen berühmten opulenten Jägermahlen zu stürzen — er suche Ruhe, so sagte er wenigstens.

Nochmalige Ablehnung! Darauf heute Astas Brief an mich, sie suche auch Ruhe; sie sei von Karlsbad, Interlaken und Ostende so abstrapaziert und müde — nun auch noch der Jagdlärm in Mürbenstein — sie flüchte sich zu mir nach dem stillen Kölpin. Uebermorgen sei sie da. Wenn sie etwa störe oder vielleicht „gerade jetzt" unwillkommen sei, sollten wir abtelegraphieren.

Das ist wieder echt Astaisch! Als ob daraufhin ein Mensch telegraphieren könnte: „Komm nicht!" selbst wenn sie störte. Sie stört aber gar nicht; sie wird unsere kleine Gesellschaft vervollkommnen, mit der fehlenden Nuance einer lebenslustigen Weltdame bereichern. Wir werden ihr zu Ehren einige Tanzabende veranstalten.

Freilich, mit der stillen Gemütlichkeit wird's nun wohl aus sein. Selbstverständlich wird er ihr den Hof machen und mich links liegen lassen. Ihr macht man immer den Hof, sie ist dazu geschaffen, so wie ich zum Gegenteil. „Kismet!" sagen die Türken.

---

4. Oktober.

Asta ist seit einigen Tagen angekommen, strahlend schön wie immer und mit einer solchen Masse von neuen Herbsttoiletten, Hüten, Schirmen, daß ich nicht begreife, wo, wann und wie sie die alle in Kölpin tragen will.

Freilich, wenn man sich vier- bis fünfmal am Tage umkleidet, wie Asta, um die erstaunte Mitwelt stets durch neue Prachtentfaltung zu blenden! „Ganz früh", wie sie sich ausdrückt, das heißt also ziemlich spät nach unseren Begriffen, führt sie ein prächtiges Morgenneglig im Park spazieren, meist blau, auch weiß — Foulardseide, Spitzen und so weiter. Dann am späteren Vormittag kommt ein englisches Kleid an die Reihe; zu Tisch natürlich eine blendende Toilette; nachmittags Sportkostüm, Radfahrer- oder Lawntennisanzug, je nachdem — und abends wieder anders. Und fast jeden Tag was Neues.

Wie ich mir dagegen vorkomme mit meinen paar armseligen Fähnchen von der Belgarder Hausschneiderin! Asta lächelt auch immer spöttisch darüber. Gestern sagte sie bedauernd zu mir: „Armes Kind, das ist das schlimmste daran!" Damit meint sie den Umschwung unserer Verhältnisse. „Alles könnte ich entbehren, wenn mein guter Papa sein Geld verlieren würde, nur das nicht! Es muß furchtbar sein, von der Belgarder Schneiderin bekleidet zu werden."

„Du Kindskopf!" lachte ich. „Als wir noch reich waren, uns wenigstens dafür hielten, waren meine Kleider auch meist in Belgard gemacht. Du weißt, daß ich auf den Firlefanz nicht viel gebe."

„Weißt du, liebe Hetty, ich habe dich immer für ein bißchen sonderbar gehalten, aber das ist schon mehr als excentrisch, das ist Wahnsinn!" rief sie erstaunt. „Was haben wir Frauenzimmer denn für einen anderen Zweck, als hübsch auszusehen, uns zu amüsieren, zu flirten und schließlich eine gute Partie zu machen? Und dazu braucht man schöne Toiletten."

„Und Geld!" fügte ich hinzu. „Du weißt ja, wie es jetzt um uns steht. Ich kann meinem Bruder nicht noch mehr auf der Tasche sitzen. Schlimm genug, daß ich nur verzehren und nicht verdienen kann!"

„Na, zu ein paar Fähnchen aus Berlin wird's wohl noch reichen. Und wenn ich daran denke, daß du verdienen willst — du? ... Haha, das Fräulein Hetty v. Bessel-Kölpin!"

„Ach, sprich doch nicht so thörichtes Zeug!" fuhr es mir ärgerlich heraus. „Ich wäre nicht das erste verarmte Freifräulein, das arbeiten muß. Du hast wirklich keine Ahnung vom Leben, trotzdem du so viel in der Welt herumkutschiert bist."

Sie starrte mich mit ihren bildschönen blauen Augen so entsetzt und mitleidig an, als ob ich bereits als Gouvernante oder Telephonistin angestellt sei, so daß mir das Lachen aukam und ich ihr den kleinen roten Mund mit einem Kuß verschloß. Denn im Grunde ist sie ein ganz gutes Ding, ein dummes, hübsches Schäfchen — nicht ein Jota klüger wie damals als Kind, wo ich sie schon immer bemutterte.

Ich glaube, man kann sich kaum zwei größere Gegensätze vorstellen, als wir beide sind. Und vielleicht gerade darum haben wir uns trotz aller Verschiedenheit ganz gerne, wenigstens ich sie. Sie ist natürlich so verzogen, daß sie nur an sich denkt. In meinen Augen ist sie wie eine jener hübschen Puppen, mit denen ich früher so gerne gespielt habe. Aber die Männer lieben solche Püppchen.

Asta hätte sich, so jung sie auch ist, schon zehnmal verheiraten können, aber ihr Vater will mit dem bildschönen, reichen Geschöpf, seiner einzigen Tochter, natürlich sehr hoch hinaus, wie er Udo selbst erzählt hat. Alter Adel nebst entsprechendem Besitz, glänzender Kavalier, jung, schön, mit großer Carriere — anders nicht! Asta ist natürlich ganz damit einverstanden. Das Püppchen wollte auch immer hoch hinaus, und ihr Herzchen steht, glaube ich, in direktem und geradem Verhältnis zu dem bißchen Verstand.

Wie ſchlecht ich bin! Sie hat mich doch angeblich ſo gern; freilich, ich bin ihr nicht gefährlich, in keiner Beziehung!

Manchmal fragt man ſich wirklich, warum das Schickſal alle Gaben und Güter vereint auf ein einziges Haupt ausſchüttet und anderen nichts, gar nichts giebt. Oder doch nur Güter und Gaben, die ihnen nur zum Unheil ſein können. Warum mir dies glühende, ſehnſüchtige Herz, den ſcharfen Geiſt und klaren, grübelnden Verſtand?! Mir, dem armen, häßlichen Mädchen?! Wäre ich ein Mann, ſo könnte ich mir meinen Platz damit erkämpfen. Doch ſo! ...

Ob Aſta ſo ganz von ungefähr hier iſt, nur aus Ruhebedürfnis und Freundſchaft? Sollte ſie nicht die Ankunft unſeres intereſſanten Gaſtes ein wenig mitbeſtimmt haben, von deſſen glänzenden Eigenſchaften, großem Vermögen und ſo weiter ja auch bei ihren Eltern ſicherlich geſprochen wurde? Aſta verſichert mir zwar immer, daß ſie wirklich nur zum Ausruhen zu uns nach dem ſtillen Kölpin gekommen ſei; aber Aſta hat es ſtets verſtanden, die Sprache zur Verſchleierung der Gedanken zu benutzen. Freilich, wenn man den Winter zum Teil in Nizza und Paris, zum Teil in Berlin vertanzt, ſich ſeit Mai in Wiesbaden, Karlsbad, Interlaken und Oſtende herumtreibt, kann man ſchon ein bißchen abgeſpannt ſein und ſich nach Ruhe ſehnen.

Im vorigen Jahre hatte Aſta aber beinahe dasſelbe Programm hinter ſich, und doch ging ſie ſchon um dieſe Zeit mit ihrem Vater über Baden-Baden nach Pallanza. Mich wollte ſie damals mitnehmen. Dazu bin ich aber zu klug und zu ſtolz. Als dunkler Hintergrund zu Aſtas hellem Bilde im Goldrahmen diene ich doch nicht gerne.

Ich kann mir ja vorſtellen, was die Leute dann wohl hinter unſerem Rücken geziſchelt hätten: „Wer iſt denn

die?" — „Kennen Sie die nicht — Berliner Ballkönigin, Asta v. Bolldorf, hat fünf Rittergüter in der Tasche und von ihrer Großmutter mütterlicherseits noch 'ne Million zu kriegen. Und dabei so bildhübsch und liebenswürdig!" — „Donnerwetter, wer die mal kriegt! Und die andere?" — „Ach, irgend so eine Cousine aus Pommern — häßliches Mädel — hat nicht einmal Geld. Ist bloß so aus Mitleid mitgenommen worden — als höhere Gesellschaftsdame." . . .

Das hätte mir passen können!

---

8. Oktober.

Asta läßt wirklich alle ihre Künste spielen. Sie hat sich doch zu einer recht raffinierten Kokette entwickelt, seitdem ich das letzte Mal längere Zeit mit ihr zusammen war. Offenbar hat sie es auf Kriewitz abgesehen und ist nur seinethalben hergekommen. Hätte mich doch auch gewundert, wenn sie sich so plötzlich auf einige Wochen in der Kölpiner Einsamkeit ohne Grund vergraben hätte! Ja früher, als es bei uns noch lustig herging, als mein liebes, lustiges Väterchen noch lebte! Aber jetzt —

Also darum die Toiletten aus Paris und Berlin! Für uns arme Landbewohner wären sie doch auch wohl zu schade gewesen! — Natürlich fährt sie auch Rad. Das sei jetzt in der großen Welt unerläßlicher als selbst das Reiten, behauptet auch sie; und es sei ein total veralteter Standpunkt, das Pferd für den vornehmeren Sport zu halten. Nun muß ich's ja wohl glauben.

Im Grunde schien sie sich aber sehr zu freuen, daß ich mich ihnen nicht auf dem Rad anschließen kann. Auf Astas und sein (wohl nur scheinbares) Zureden habe ich sie gestern hoch zu Roß begleitet. Aber ich mußte kläglicherweise allein zurückkehren. Sie schlüpften mir einfach auf ihrem Tandem davon.

Uebrigens fällt es mir auch gar nicht ein, Leuten, die gern für sich sein wollen — na, sagen wir dreist: verliebten Leuten — es fällt mir gar nicht ein, ihnen auf Kosten meiner „Astarte" wie eine Wahnsinnige nachzutraben.

Kriewitz entschuldigte sich nachher vielmals. „Das gnädige Fräulein hat ein so wahnsinniges Tempo angeschlagen, ich mußte gegen meinen Willen . . ." und so weiter.

Und sie, die kleine Schlange, lachte! Aus ihren schönen blauen Augen blitzte der Uebermut der Ueberlegenheit, die es gar nicht der Mühe für wert hält, sich bei einer so unbedeutenden Person, wie ich es bin, zu entschuldigen. „Als wir uns nach dir umsahen, warst du schon verschwunden." Das war alles, was sie vorbrachte.

Mein Gott, sie braucht sich wirklich nicht zu entschuldigen, und Komödie braucht sie auch nicht zu spielen. Ich gönne ihn ihr. Sie passen ja so gut zu einander: beide jung, schön, reich, vornehme Gesellschaftsmenschen und gefeiert. Und außerdem mache ich mir nichts aus ihm. Wenn ich einen Moment geglaubt hatte, daß er anders, besser sei als die meisten seines Standes, weniger oberflächlich, tiefer und weniger aufs Aeußere blickend, so habe ich mich eben getäuscht. Das ist nur so ein Firnis, eine Maske, die er vornahm, um sich *da* interessanter zu machen, wo Aeußerlichkeiten allein nicht bestechen würden.

Bah, die Männer — einer wie der andere! Na, ich kann wenigstens ruhigen Herzens als unbeteiligte Dritte der Entwickelung dieser Komödie zuschauen.

Daß sie es auf ihn abgesehen hat und nur seinetwegen hierher kam, daran zweifle ich jetzt gar nicht mehr. Weshalb hätte sie denn sonst das Tandem mitgebracht? Sie wußte ganz genau, daß keiner von uns dreien, weder Udo noch Hella noch ich, Rad fahren, trotzdem sie es leugnet. Noch dazu ein Tandem, bei dem nur der vordere Sattel

für eine Dame bestimmt ist, während der hintere ein Herrensitz ist.

Ein ganz raffiniertes Ding, dieser Zweisitzer! Gerade zum Anbandeln hergestellt. Und als ich Asta am Tage ihrer Ankunft noch ziemlich ahnungslos damit neckte, hat sie sich auch verschnappt: „Ja, weißt du, besonders weil man vorn sitzt. Der Herr hat einen stets vor Augen; man kann seine hübsche Figur so graziös zeigen, und dabei sieht er doch nur das Haar und das halbe Profil. Zuweilen blickt man sich um, um ihn zu stärken und zu belohnen. Wie auf einem einsamen Schiff fährt man an den Leuten vorbei. Und wenn man umkippt — Na, kurz, eine Angel, meine Liebe, eine richtige Angel!"

Das Lachen blieb mir in der Kehle stecken. Für so raffiniert hatte ich sie denn doch nicht gehalten! Nun freilich: bei diesem Leben, das sie führt! Keine Mutter, nur ein schwacher Vater, der sie vergöttert, ihr jeden Wunsch von den Augen abliest!

---

11. Oktober.

Sehr drollig, wie sie beide mir Sand in die Augen streuen möchten! Jedesmal, wenn sie die bewußte Maschine besteigen, werde ich natürlich zum Mitreiten aufgefordert, und jedesmal weigere ich mich. Kriewitz macht dann stets, scheinbar ganz ernsthaft, den Vorschlag, daß wir lieber alle ausreiten sollten. Darauf gehe ich aber nur ein, wenn auch Kuno und Hella mitkommen. Da dies für gewöhnlich nicht der Fall ist, so weiß ich meistens eine gute Ausrede zu finden: entweder bin ich nicht ganz wohl oder „Astarte" lahmt und so weiter.

Kriewitz sagt dann immer einige bedauernde Worte, denen sich die falsche Katze Asta anschließt, und schließlich fahren sie auf ihren Rädern oder auf dem Zweisitzer ab.

Einigemal schlug ich auch selbst vor, daß wir alle drei ausreiten sollten; aber Asta behauptet, sowohl meine „Astarte" als Hellas Halbblut seien ihr zu temperamentvoll. Sie kokettiert mit ihrer Angst, spielt sich auf die zarte, allen unweiblichen Uebertreibungen abholde Mädchenblüte hinaus. Freilich, sie hat einen miserablen Sitz und fürchtet sich wirklich, wenn der Gaul mal ordentlich seine Beine streckt. Das weiß ich noch von früher.

Wie komisch das alles ist! Das heißt, es fängt an, mich ein bißchen zu langweilen. Schließlich, warum muß ich der sogenannte Elefant sein? Warum suchen sie unser stilles Kölpin auf, um sich zu finden — zwei Menschen, denen alles zu Gebot steht, die sich ebensogut in Paris und Berlin, in Nizza oder Ostende „finden" könnten?!

Asta hat auch bereits einige Andeutungen gemacht, daß sie gleich nach Weihnachten nach Nizza gehen würde. Er hat nichts gesagt, der Heuchler! Und doch wette ich, er ist im Januar in Nizza, und dort kommt es zum Klappen, wenn es nicht bereits hier oder in Mürbenstein geschieht.

Sogar der naive Udo hat etwas gemerkt. Gestern sagte er ganz harmlos zu mir: „Asta geht aber scharf ins Zeug! — Na, ja, sie passen ja auch sehr gut zu einander. Findest du nicht? Gegen den würde der Onkel auch wohl nichts einzuwenden haben. Kriewitz macht sicher noch mal 'ne große Carriere als Diplomat oder Parlamentarier — dazu das viele Geld! Und ein lieber Kerl ist er doch auch!"

War das wirklich nur so hingesagt, oder kam es mir nur so vor, daß mich Udo so sonderbar dabei ansah? Denkt er etwa — das scheint eine Manie von ihm. Erst der edle Prerower und dann Kriewitz!

---

13. Oktober.

Na also! Nun habe ich es ja mit eigenen Augen gesehen.

O, wie falsch sie sind — er wie sie! Und wie sie sich verstellen und Komödie spielen können! Wie förmlich sie bei Tisch miteinander verkehren, als wäre gar nichts zwischen ihnen vorgefallen!

Ich fragte mich nur: warum? Die Einwilligung ihres Vaters fehlt allerdings noch! Aber die ist doch bloße Formsache!

Also gestern spielte sich die Posse wiederum ab. Wieder wurde ich ersucht, doch ja mitzukommen.

„Es ist gar nicht höflich von dir, deine Gäste immer allein fahren zu lassen," schmollte das hübsche Kätzchen. Und er: „Sagen Sie mir nur, was ich Ihnen gethan habe?"

Ich sah ihn mit einem Blick an, vor dem er errötete. Ich sah deutlich, daß er es that. Dann versetzte ich ein wenig spöttisch: „Nun, Sie werden mich wohl beide nicht gar so sehr vermissen!"

Es entwischte mir so, aber ich hätte mich gleich danach auf den Mund schlagen mögen. Es trat eine kleine Verlegenheitspause ein, und Asta biß sich errötend auf die Lippen. Das freute mich eigentlich. Udo blickte mich groß an und half uns dann mit einem Scherz über die Verlegenheit fort.

Kriewitz machte ein verdrießliches Gesicht, Asta auch, und so verlief das Frühstück ziemlich kläglich. Nachher zog ich mich bald von einer Tennispartie unter dem Vorwand von Kopfschmerzen zurück. Ich will ihnen nicht immer als spanische Wand dienen. Wenn sie anbandeln oder sich gar verloben wollen, sollen sie's doch dreist thun. Alle Welt wird einem so gut zusammenpassenden Paar seinen Segen geben. Trotzdem ich ja nicht begreife, wie man mit einer solchen Erzkokette, mit einer so oberflächlichen Modepuppe wie Asta glücklich werden kann. Aber die Männer suchen ja nichts anderes, und er, der Muster-

menſch — haha! — er macht keine Ausnahme von der Regel.

Aber zur Hauptſache! Kaum eine halbe Stunde ſpäter ſah ich ſie ihre Räder beſteigen, diesmal nicht das Tandem. Freilich, wenn man nebeneinander fährt, kann man ſich noch beſſer unterhalten und in die Augen ſehen — und ſie haben ſich jedenfalls ſehr viel zu ſagen jetzt!

Ich weiß nicht, warum mich heute die Unruhe packte wie noch nie. Förmlich gegen meinen Willen zog es mich hinaus, ihnen nach. Ich ſchlich vorſichtig und heimlich in den Stall, ſattelte „Aſtarte" ſelbſt und trabte durch das hintere Thor ihnen nach.

Gewöhnlich fahren ſie die Landſtraße entlang und durch den Dramburger Wald nach der Förſterei am See. Wie von unſichtbaren Händen gezogen, ritt ich ihnen nach. Ich ſchlug dann den ſchönen Fußweg ein, der mitten durch den Wald nach dem See führt, und den ſie auch immer benutzen. Kurz vor der Waldlichtung verengt ſich der Weg und wird durch die Zweige, die einem ins Geſicht ſchlagen, ſehr unbequem für Reiter, während Radfahrer einzeln hintereinander bequem durchſchlüpfen können. Ich ſtieg alſo ab und führte „Aſtarte" am Zügel. Da ſah ich plötzlich etwas Helles durch die Zweige ſchimmern, hörte auch Stimmen — vor allem ganz deutlich die ſeine. Was ſie ſprachen, konnte ich nicht verſtehen, denn die ganze Breite der Waldblöße lag zwiſchen uns. Ich band „Aſtarte" an einen etwas zurückliegenden Baum und ſchlich mich bis zum Rande der Lichtung.

Ein Schauſpiel für Götter! Aſta ſaß auf der kleinen Holzbank, die der Oberförſter auf meine Bitte dort angebracht hat, und er — er kniete vor ihr und hielt ſie bei den Händen. Er ſchien lebhaft auf ſie einzuſprechen, während ſie ſich über ihn beugte, maleriſch an ihr Rad gelehnt. Ich konnte es nicht genau ſehen, ob er ihr auch

die Hand küßte; denn die Sonne schien mir gerade von dorther ins Gesicht, so daß es mir vor den Augen zu flimmern anfing.

Oder waren es Thränen? — Sie stiegen mir unwillkürlich auf. Ich hätte aufschreien, aufschluchzen mögen. Aber die Genugthuung wollte ich ihr doch nicht bereiten, der falschen Katze, die unter dem Scheine der Freundschaft —

Sie hat so viele, die ihr huldigen und ihr zu Füßen liegen. Mußte sie mir gerade den einzigen nehmen, der mir gefällt — den einzigen, dem auch ich ein wenig gefiel? Denn was soll ich es jetzt noch mir selbst gegenüber ableugnen? Er war mir wert — Warum denn nicht gleich die ganze, volle Wahrheit, wenn ich dir, mein stillverschwiegenes Tagebuch, Beichte ablege? Jede Thräne, die ich geweint habe, bezeugt es ja doch, daß ich ihn liebe.

Wie ich nach Haus kam, weiß ich nicht mehr. Aber ich kann mich ebensogut verstellen, wie jene beiden. So wenig sie es sich bei Tisch, als wir wieder alle zusammen saßen, merken ließen, daß sie sich gefunden und jedenfalls heimlich verlobt haben, ebensowenig sollte jemand bemerken, wie es in mir aussah.

Das gelang mir auch vortrefflich. Ich war heiter, ja geradezu lustig, wie schon lange nicht mehr. Er sollte jedenfalls sehen, wer mehr Geist und Witz hätte. Ich hatte eine wahrhaft diabolische Freude daran, Asta vor ihrem Bräutigam — das ist er ja wohl schon — einmal tüchtig zu blamieren. Ich ließ alle Minen meines Witzes springen.

Was sie für Albernheiten sagte! Von den Lücken in ihrem Wissen, die sich dabei offenbarten, will ich gar nicht reden. Darauf legen ja die Männer keinen Wert. Aber wie ich sie abtrumpfte, in die Enge trieb, bis sie ganz hilflos zappelte, das arme, dumme Schaf! Kriewitz sah

sie und mich einigemal höchst erstaunt an; und einmal lächelte er ironisch, und sie wurde blutrot, als sie es merkte.

Was nützt aber das alles? Ich bin ja doch so machtlos diesen schönen, blauen, wenn auch etwas puppenhaft-geistlosen Augen gegenüber. Sie sind stärker, als der feinste Witz und das wärmste Herz.

Ob Hella und Udo etwas gemerkt haben? Sie schauten mich ebenfalls erstaunt an; und Udo sagte einmal: „Du bist aber heute ordentlich aufgekratzt, Hetty! Laß doch die arme Asta in Ruhe!“ — Die arme Asta — hahaha!

Als ich mich gleich nach dem Kaffee in den Park begab — ich konnte die beiden nicht mehr zusammen sehen — kam mir Hella plötzlich nach. Hat sie mir nun das Geheimnis durch geschickte Fragen abgelauscht, oder konnte ich es nicht mehr auf dem Herzen behalten — kurz, ich erzählte ihr, was ich schon längst vermutet und heute gesehen habe.

„Ich glaube, du hast dich getäuscht, Hetty,“ meinte Hella. „Kriewitz denkt nicht daran. Sie kokettierte allerdings stark mit ihm —“

„Kokettieren nennst du das bloß?“ Ich sprudelte noch einiges heraus, was mir auf dem Herzen lag, lenkte aber schleunigst in anderes Fahrwasser, um Hella nichts merken zu lassen. „Jedenfalls habe ich zwei scharfe Augen im Kopf; und wenn jemand in der Waldblöße vor einem jungen Mädchen kniet und ihre Hände küßt oder wenigstens ergriffen hat, so steht oder sitzt er nicht harmlos *neben* ihr — darauf kann ich meine Hand ins Feuer legen.“

Hella schüttelte nachdenklich den Kopf. „Wie bist du überhaupt hingekommen? Ich denke, du hattest Kopfschmerzen?“

Ich stotterte verlegen etwas von Besserwerden, Bedürfnis nach frischer Luft und so weiter, fühlte, wie ich

dabei blutrot wurde und mir allmählich die dummen Thränen in die Augen kamen. Und damit sie die nicht sehen sollte, lief ich davon. Und das war noch schlimmer.

Mein Gott, was sind wir Frauenzimmer für schwache Geschöpfe!

---

15. Oktober.

Was geht denn bloß vor? Ich bin doch sonst nicht auf den Kopf gefallen, aber ich stehe wie vor einem Rätsel.

Kriewitz ist gestern früh plötzlich abgereist, angeblich durch eine dringende Depesche gerufen. Aber weder der alte Friedrich noch der Postbote wollen eine solche gebracht haben. Und Asta will heute nachmittag auch fort. Ihr Vater hätte sich ganz plötzlich entschlossen, nun doch noch zunächst nach Wiesbaden zu gehen, und beriefe sie dringend heim.

Ich würde keinen Moment daran zweifeln, daß Kriewitz nach Mürbenstein zum Onkel gefahren ist, um dort um Astas Hand zu bitten, wenn sie sich nicht offenbar in Unfrieden getrennt hätten. Er machte ein sehr ernstes, ganz merkwürdiges Gesicht, als er mir zum Abschied die Hand drückte, und Asta läuft mit einem bitterbösen, verstörten Gesicht umher.

Was mag nur vorgefallen sein? Hella, die ich darum befragte, will nichts wissen, hüllt sich in eine geheimnisvolle Wolke und behauptet, es sei kein wahres Wort an dem, was ich erzählt habe, ich müsse mich ganz entschieden getäuscht haben.

Als ich wissen wollte, ob das bloß Vermutung oder Gewißheit sei, und woher sie ihre Wissenschaft habe, wich sie mir aus. Sie könne sich auf ihre gesunden Augen verlassen, meinte sie. Es sei kein Wort davon wahr. Daß Asta ihn gerne in ihr Netz gelockt hätte, wolle sie nicht bestreiten. Aber er sei ihr durch.

Wie mag es sich verhalten? Was mag denn nur vorgefallen sein? Wahrscheinlich ein bloßer Zank zwischen Liebenden! Er wird (schriftlich oder mündlich in Mürbenstein) de- und wehmütig Abbitte leisten, wie das verliebte Männer gewöhnlich zu thun pflegen, was die raffinierte Kokette auch wohl beabsichtigt hat, um ihn noch fester ans Bändel zu kriegen, und dann Schlußapotheose — segnender Vater — Verlobung und so weiter.

15., abends.

Asta ist abgereist — wirklich sehr verstimmt und brummig! So gut hätte sie sich wohl kaum verstellen können. Hella und Udo tuscheln und zischeln immer zusammen, verstummen aber sofort, wenn ich plötzlich in der Nähe auftauche. Gott sei Dank, daß ich die falsche Katze nicht mehr zu sehen brauche!

---

18. Oktober.

Ist es möglich? Ist es denkbar? — Er ist gestern zurückgekommen. Die wichtige Angelegenheit in Berlin hätte sich sehr schnell ordnen lassen. Ehe er zu seinen heimischen Penaten zurückkehre, wolle er doch noch einige Tage, so lange, wie es seiner Zeit verabredet worden sei, seinem lieben Freunde Udo widmen und die Freuden der Jagd genießen.

Bei den letzten Worten habe ich lächeln müssen und er auch. Unsere paar elenden Hasen, die Udo numeriert und mit Namen getauft hat!...

Warum ist er also wiedergekommen? Warum? Mit der Verlobung ist es wirklich nichts. Onkel und Asta, die sich in einigen flüchtigen Zeilen für die freundliche Aufnahme bedankten, reisen schon heute nach Wiesbaden, von dort in drei Wochen direkt nach Nizza.

---

19. Oktober.

Mir ist es noch immer wie ein Traum, aus dem ich jeden Augenblick erwachen kann. Ehe dieser denkwürdige Tag ganz verstrichen sein wird, will ich es dir anvertrauen, mein Tagebuch, solange die Erinnerung noch frisch ist.

Frisch? Als ob ich es je wieder vergessen könnte!

Seit den zwei Tagen seiner Rückkehr war eigentlich nichts Besonderes vorgefallen. Gestern sind die Herren auf die Hühnerjagd gegangen. Natürlich eine magere Ausbeute, über die sich Udo wieder lustig machte.

Zu heute waren sie vom Oberförster zu einer Treibjagd eingeladen. Kriewitz lehnte aber ab, was Udo sehr lieb war, der irgendwo mit irgendwem eine geschäftliche Besprechung hatte.

Hella verschwand bald nach dem Frühstück in der Wirtschaft, und Kriewitz und ich blieben allein zurück. Wir plauderten über dies und das, recht interessant und anregend, wie ich nur mit ihm sprechen kann — ganz wie in der ersten Zeit, ehe der schöne Störenfried auftauchte. Plötzlich forderte er mich zu einem kleinen Spazierritt auf.

Das Wetter war verlockend; nach dem gestrigen Regen ein herrlicher, klarer Herbsttag. Am durchsichtigsten Blau des Himmels hie und da ein kleines weißes Wölkchen.

„Heute werden Sie mir hoffentlich keinen Korb geben," sagte er lächelnd.

Ich schluckte die Erwiderung, die mir auf der Zunge schwebte, herunter. Man soll nicht alles sagen, was einem einfällt. Ich nahm mit einem Kopfnicken die Einladung an. Wir ließen satteln und trabten davon.

Ohne zu zögern oder mich erst um meine Zustimmung zu fragen, schlug er den Weg nach dem Forste ein, was mich ein wenig in Erstaunen setzte. Noch mehr erstaunte ich, als er in den bewußten Waldweg einbog.

„Hier hinein? Der Weg ist beschwerlich zum Reiten, wie Sie wissen," bemerkte ich.

„O, nicht doch!" sagte er leichthin. „Bitte, folgen Sie mir, thun Sie es mir zuliebe!"

Merkwürdig! Wir ritten schweigend nebeneinander, bis der Weg immer enger und enger wurde. Dann stieg er ab und forderte mich auf, ein gleiches zu thun.

Ich war so erstaunt, daß ich mich ruhig vom Pferde heben ließ. Er schritt, ohne ein Wort zu sagen, den Gaul am Zügel führend, stracks auf die Waldblöße zu; und ich folgte ihm — fassungslos, verblüfft. Was hatte das zu bedeuten? Was wollte er gerade hier?

Er ging quer über die Lichtung auf die kleine Holzbank zu und forderte mich mit einer stummen Handbewegung auf, Platz zu nehmen, während er seinen und meinen Gaul an einen Baum band.

Ich stand wie unter einem magischen Banne — ich gehorchte stumm, während mir das Herz bis zum Halse schlug.

„Sehen Sie, mein gnädiges Fräulein, hier kniete ich," — er kniete wirklich bei diesen Worten — „hier saß Fräulein Asta, und hier stand die Maschine, in deren Gummireifen ich Luft einpumpte. Deshalb kniete ich nämlich nieder. Das konnten Sie aber von da hinten, irgendwo hinter meinem Rücken, wohl nicht bemerken."

„Sie wissen —" Ich sprang entsetzt auf.

Er drückte mich mit sanfter Gewalt wieder auf die Bank. „Bleiben Sie sitzen, Fräulein Hetty — liebes Fräulein Hetty! Woher ich alles weiß, sollen Sie später erfahren. Für jetzt beantworten Sie mir eine Frage: Glauben Sie mir, daß es so war und nicht anders?"

Ich hauchte ein leises „Ja" und muß wohl blutrot geworden sein, denn mir brannten die Wangen wie Feuer. Er bedeckte meine Hand mit Küssen.

„Das freut mich! Und sehen Sie, vor Ihnen kniee ich auch ohne Zweirad und Luftpumpe, Sie liebe kleine — dumme Hetty! Sie waren also eifersüchtig auf das Puppengesichtchen. Also haben Sie mich ein bißchen gern und also — also" — dazwischen immer glühende Küsse auf meine Hand — „also würden Sie nicht nein sagen, wenn ich —"

Das letzte sprach er nicht aus, denn er hatte sich dabei neben mich auf die Bank gesetzt, seinen Arm um mich geschlungen und küßte mich — der liebe, unverschämte Kerl!

Mir blieb also keine Zeit und Gelegenheit, etwas zu erwidern — ich küßte ihn einfach wieder. Das schien ihm auch zu genügen, und wir setzten diese anmutige Beschäftigung noch eine ganze Weile fort, bis ich ihn endlich fragte: „Aber meine Cousine Asta ist doch viel schöner als ich."

„Findest du wirklich?" sagte er kühl.

Er duzte mich ohne weiteres.

„Ich mache mir aus solchen Puppengesichtern gar nichts, und noch weniger aus einem Puppenherzen und einem Puppenverstand, wie sie deine Cousine hat!"

Da schlechte Beispiele ansteckend wirken, so sagte ich unwillkürlich auch „du".

„Bin ich dir denn wirklich hübsch genug? Ich bin so blaß und mager."

Häßlich wollte ich denn doch nicht sagen.

„Meine liebe Hetty, die Freude wird deine Wangen röten, und das Glück sie voller machen, wenn ich sie auch gar nicht anders haben will. Und den gewissen herben, stolzen Zug um den Mund, den will ich dir wegküssen. Und wenn du auch kein Puppengesichtchen aus dem Modejournal hast, ich liebe den Geist, der aus deinen Zügen spricht und aus deinen schönen, großen, klugen Augen. Ich will's dir nur gestehen, die haben's mir zuerst an-

gethan. Es liegt so viel Seele, so viel Klugheit und Güte und ein klein wenig auch Schelmerei und überlegene Bosheit darin. Na, das genügt dir wohl? Sonst sage ich dir nämlich noch, daß du eine herrliche, schlanke Reiterfigur hast und wie eine Dame der großen Welt aussiehst trotz der Landluft."

Es genügte mir. Aber er hat mir sonst noch einiges gesagt. Das will ich aber lieber selbst dir, du mein getreues Tagebuch, verschweigen. Auf dem Heimweg, den wir erst ziemlich spät antraten — es saß sich so hübsch im Schatten des großen Baumes — mußte er mir beichten.

Hella hatte natürlich ihrem Mann brühwarm mitgeteilt, was ich ihr unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut hatte. Beide waren dann zu dem Resultat gekommen, beim Prerower hätten sie sich zwar getäuscht, aber diesmal sicher nicht.

Udo nahm sich also als guter Freund, der sich dem Jugendfreund gegenüber schon etwas erlauben darf, Franz beiseite. (Er heißt Franz — alle Kriewitzer Majoratsherren heißen seit dreihundert Jahren so.) Durch einen Zufall, deutete Udo an, habe er erfahren, in welche Beziehungen Franz zu Asta getreten sei — Beziehungen, die natürlich wohl bald durch eine Verlobung öffentlich werden sollten. Wenn Franz es wünsche, wolle er den Vermittler spielen: entweder den Onkel zur schleunigen Herreise einladen oder selber mit Asta nach Mürbenstein fahren und den Onkel auf Franzens Besuch vorbereiten. Franz möge es ihm nicht übelnehmen, daß er sich einmische; aber da es gerade in Kölpin so weit gekommen sei, könnte eine fernere Geheimthuerei zu Unannehmlichkeiten für die beiden Liebenden und für ihn selbst führen, wenn der Onkel etwa von anderer Seite eine vertrauliche Mitteilung erhielte.

Franz hatte diese Rede stumm über sich ergehen lassen und nur schließlich gefragt, ob Udo übergeschnappt sei.

Was Udo denn eigentlich meine. Zwischen ihm und Asta bestünde nicht das allermindeste geheime Verhältnis. Worauf Udo etwas erregter und deutlicher wurde und die Kniefallscene in der Waldblöße erwähnte, natürlich ohne meinen Namen zu nennen.

Da lachte Franz hell auf: „In der Waldblöße habe ich freilich vor deiner Cousine gekniet — aber nur, um ihrer Maschine Luft einzupumpen.“ Und dann trieb er Udo in die Enge, bis dieser endlich gestehen mußte, wer die Urheberin des Gerüchtes sei. Und dabei mag wohl der liebevoll besorgte Bruder einige Andeutungen gemacht haben, auf die Kriewitz blaß und rot wurde. Er drückte Udo die Hand und sagte einfach: „Ich verstehe ... und werde darum abreisen. Aber wenn du erlaubst und deine Cousine dann vielleicht auch abgereist ist, komme ich wieder.“

Und er soll, wenn auch als Weltmann und ohne die Formen zu verletzen, sehr, sehr kühl gegen Asta gewesen sein, so daß diese merken mußte, ihr Spiel sei durchschaut. — —

Als wir nach Hause kamen, gab's eine große Rührscene — Thränen, Küsse und so weiter. Nach dem Mittagessen habe ich mich, Ermüdung und aufgeregte Nerven vorschützend, auf kurze Zeit zurückgezogen. Ich mußte doch Asta sofort von der Verlobung Mitteilung machen. Und dann bedauerte ich lebhaft, daß sie gerade jetzt abgereist sei und sich nicht persönlich mit mir über mein Glück freuen könne, an dem sie doch sicher den innigsten Anteil nähme. Aber meiner Hochzeit im Januar müsse sie bestimmt beiwohnen. Wenn sie jedoch Nizza nicht verlassen wolle, würden wir sie auf der Hochzeitsreise besuchen, und wir könnten dann einige Tage „glücklich und vergnügt“ zusammen verleben. Und wir beabsichtigten, jedes Jahr einige Monate in Berlin zuzubringen und

dort ein Haus zu machen. Meine liebe Asta sei schon jetzt eingeladen, bei uns zu wohnen.

Hoffentlich nimmt sie mich nicht beim Wort! Es ist ja unrecht, daß ich heute, wo ich nur Glück und Dankbarkeit fühlen sollte, so boshaft bin. Der liebe Gott wird es mir hoffentlich vergeben. Aber ich müßte kein Frauenzimmer sein, und es würde mir das Herz abgedrückt haben, wenn ich ihr das alles nicht geschrieben hätte!

Franz habe ich den Brief freilich nicht vorgelesen. Er soll mich für besser halten, als ich bin. Gewisse Illusionen darf man den Männern nie rauben.

Ach Gott, wie bin ich glücklich!

Morgen lerne ich Rad fahren. Franz muß ein Tandem anschaffen. Ich will auch meine Haare und mein halbes Profil bewundern lassen.

So kann man von jedem Menschen etwas lernen!

Genoſſenſchaften im Tierreich.

Naturgeſchichtliche Studie von **Dr. P. Stein.**

Mit 14 Illuſtrationen.

(Nachdruck verboten.)

Ob unſere Urahnen, die vorgeſchichtlichen Menſchen, einſt nur familienweiſe gehauſt, oder ob ſie in größeren Geſellſchaften zuſammen gelebt haben, darüber ſtreiten die Gelehrten ſchon lange hin und her, doch dürfte dieſe Frage gleich vielen anderen wohl zu den für uns überhaupt unlösbaren zählen. Man kann nur aus Analogien in dem Daſein der heutigen Naturvölker und der Tiere Schlüſſe ziehen, deren Wert und Tragweite allerdings anfechtbar bleibt.

Vielleicht hat es bei den Urmenſchen beide Arten der Vergeſellſchaftung nebeneinander gegeben, wie wir ſolches ja auch in der Tierwelt überall beobachten können. Da giebt es ſolche, die man nur zu Paaren und zeitweiſe zu Familien vereinigt antrifft, während andere die Geſelligkeit in viel ausgedehnterem Maße lieben und ſich ſtets zu zahlreichen Trupps oder ganzen Herden zuſammenthun. Aus dem Reiche der Säugetiere, unter denen der Trieb, größere Geſellſchaften zu bilden, vorherrſchend iſt, führten wir unſeren Leſern bereits im Band XIII des Jahrgangs 1896 intereſſante Beiſpiele vor. Nachſtehend

mögen noch weitere folgen, ohne daß damit freilich dieses anziehende Thema auch nur annähernd erschöpft wäre.

Am häufigsten kann man die Bildung von größeren Genossenschaften bei Tieren, die sonst zwar allerdings

Viscacha vor ihren Höhlen.

gesellig, aber doch nur in kleineren Verbänden hausen, beobachten, wenn die Not sie zu Wanderungen zwingt, die ja eines der bemerkenswertesten Kapitel der gesamten Tierkunde ausmachen. In der Regel ist es Nahrungs- oder Wassermangel, der solche, den Völkerwanderungen

der Vorzeit vergleichbare Züge veranlaßt; diese sind bald unregelmäßig, bald gehen sie — dem Wechsel der Jahreszeiten entsprechend — zu bestimmten Zeiten mit großer

Lemminge auf der Wanderung.

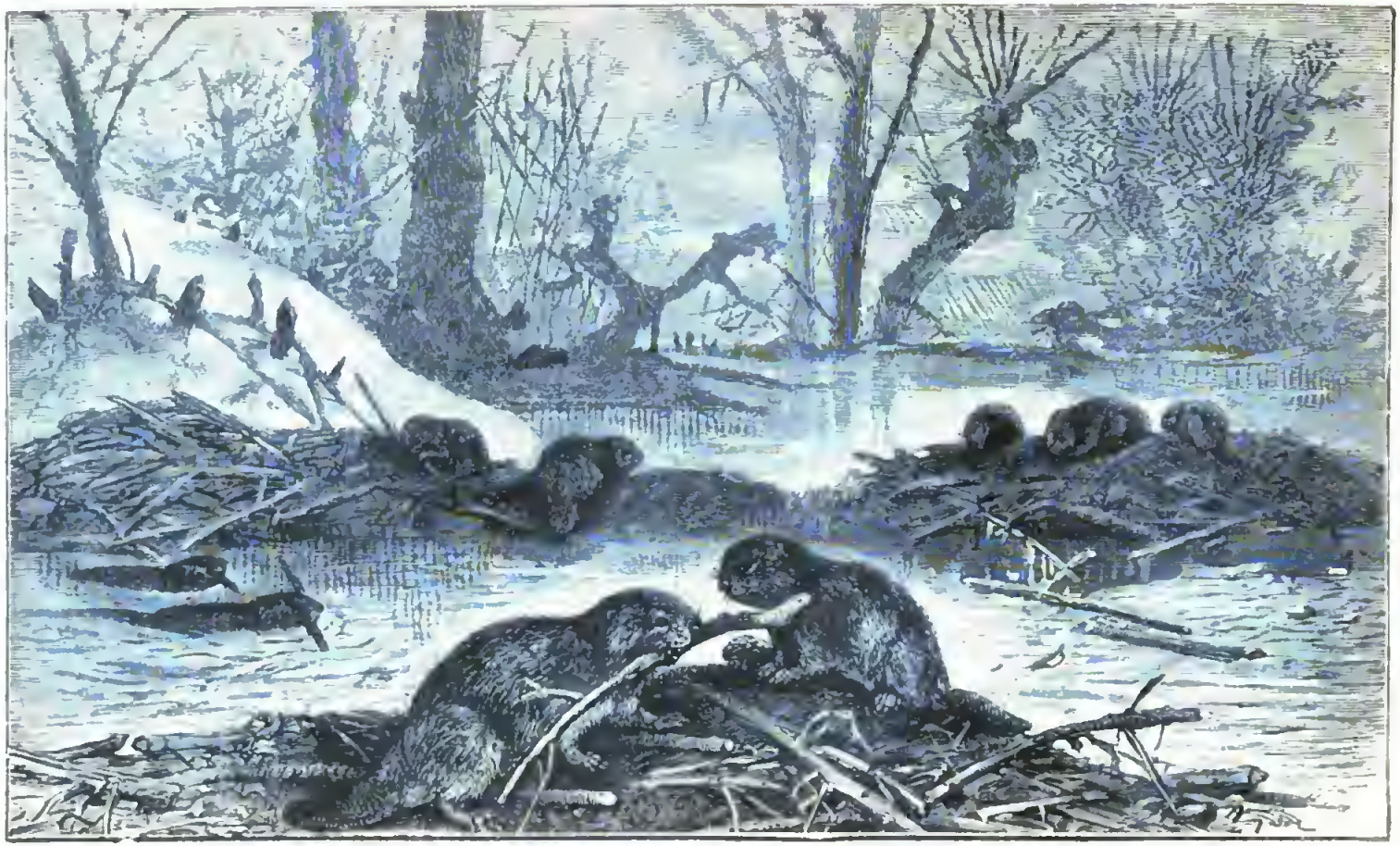
Regelmäßigkeit vor sich und führen die betreffenden Tiere in umgekehrter Richtung stets wieder zu den alten Wohnsitzen zurück.

Seit Jahrhunderten bereits werden in Skandinavien und dem nördlichen Sibirien die Züge der Lemminge beobachtet, kleiner, kurzschwänziger Nagetiere mit großem Kopf, die zur Familie der Wühlmäuse gehören und gesellig

in kleinen Höhlungen leben. Sie sind ungemein gefräßig, und bei dem nicht selten in weiten Gebieten der nordischen Tundra eintretenden Nahrungsmangel rotten sich die Tiere eines solchen Bezirks zusammen und beginnen zu wandern. „Derselbe Trieb," sagt Alfred Brehm, „regt sich rechtzeitig in vielen und überträgt sich auf an-

Mara auf der Flucht.

dere; zu der einen Rotte gesellen sich mehrere; aus Herden werden Heere; diese ordnen sich in Reihen, und wie ein rieselndes Gewässer ergießt sich ein lebendiger Strom von den Höhen herab in die Niederungen. Alle eilen in bestimmter, jedoch nach Oertlichkeit und Gelegenheit vielfach wechselnder Richtung ihres Weges dahin; allgemach bilden sich lange Züge, in denen ein Lemming so dicht



Biber und ihre Burgen.

auf den anderen folgt, daß er mit seinem Kopfe auf dem Rücken des vorhergehenden zu ruhen scheint, und unter dem Getrippel der leichten Geschöpfe graben sich endlich tiefe, von weitem sichtbare Pfädchen in den Moosteppich der Tundra. Je länger der Zug währt, um so mehr steigert sich die Eile der wandernden Lemminge. Gierig fallen sie über alle Pflanzen auf und am Wege her und verschlingen, was genießbar ist; ihrer Menge gegenüber verarmt aber auch ein noch unbeweidetes Gebiet binnen wenigen Stunden, und wenn die vordersten wirklich noch einige Nahrung finden, bleibt doch für die nachkommenden nichts mehr übrig: der Hunger mehrt sich von Minute zu Minute und beschleunigt gleichmäßig den Zug, läßt jegliches Hindernis als überwindlich, jede Gefahr als nichtig erscheinen und treibt dadurch Millionen in den Tod."

In dieser anschaulichen Schilderung haben wir ein typisches Beispiel jener Wanderungen von Tieren vor uns, die, durch Nahrungsmangel veranlaßt, infolge des unterwegs erfolgenden Anschlusses vieler kleiner Abteilungen zuletzt die Entstehung eines gewaltigen Heeres herbeiführen.

Ein anderer Nager, der zur Familie der Hasenmäuse gehört, die Chinchilla, wandert nicht; die Tierchen bewohnen aber zu Tausenden nebeneinander die Felsen der südamerikanischen Kordilleren. Zu der gleichen Familie zählt die Viscacha, deren Baue, jeder mit 40 bis 50 Gängen versehen, sich gleichfalls unmittelbar aneinander reihen, so daß der Boden in ihrer Heimat, den südamerikanischen Pampas von Buenos Ayres bis Patagonien, oft meilenweit unterminiert ist. Wie unsere wilden Kaninchen spielen sie gegen Abend gern vor ihren Höhlen, um beim leisesten Geräusch unter lautem Geschrei blitzschnell darin zu verschwinden.

Dschiggetai.

Ein merkwürdiger Nager aus der Familie der Hutpfötler ist die Mara, ein scheues Wüstentier mit außerordentlich scharfen Sinnen, das in mancher Hinsicht an unseren „Lampe" erinnert und in Gesellschaften bis zu 40 Stück die buschreichen Einöden Patagoniens bewohnt. Wenn Gefahr droht, so ergreift eine solche Gesellschaft schleunigst die Flucht, einem Leittier in kurzen, aber ununterbrochenen Sätzen folgend, ohne dabei von der geraden Linie abzuweichen. Früher war die Meinung verbreitet, daß die Mara ausschließlich Löcher bewohne, welche die Viscachas gegraben hätten; Darwin ist jedoch der Ansicht, daß sie sich eigene Höhlen macht.

Ein Nagetier ist auch der an Flüssen meist paarweise, in sehr stillen Gegenden auch zu kleineren oder größeren Familien vereinigt lebende Biber, der ehemals auch in Deutschland überall vorkam und seine merkwürdigen „Burgen" baute. Jetzt findet er sich bei uns nur noch ganz vereinzelt, wo er durch strenge Jagdgesetze geschützt ist; viel zahlreicher ist er in Mittel- und Nordsibirien, Labrador, Neufundland und Kanada. In letzterem Lande leben die wegen ihres geschätzten Pelzes viel verfolgten Tiere, für die der seltsame, abgeplattete und beschuppte Schwanz bezeichnend ist, auch jetzt noch in größeren Gesellschaften, obschon sie dort auch bereits seltener zu werden beginnen. Sie errichten sich außer unterirdischen Zufluchtsstätten in den Wasserläufen hügelförmige „Burgen" aus dicken abgeschälten Aesten und Holzstücken, Erde, Lehm und Sand und ziehen zum Schutz dieser oberirdischen Wohnungen bis zu 200 Meter lange, an 3 Meter hohe Dämme quer durch das Wasser. Der Biber verläßt seine Niederlassungen nicht gern, und es sind Biberburgen, die mehrere hundert Jahre alt waren, gefunden worden. —

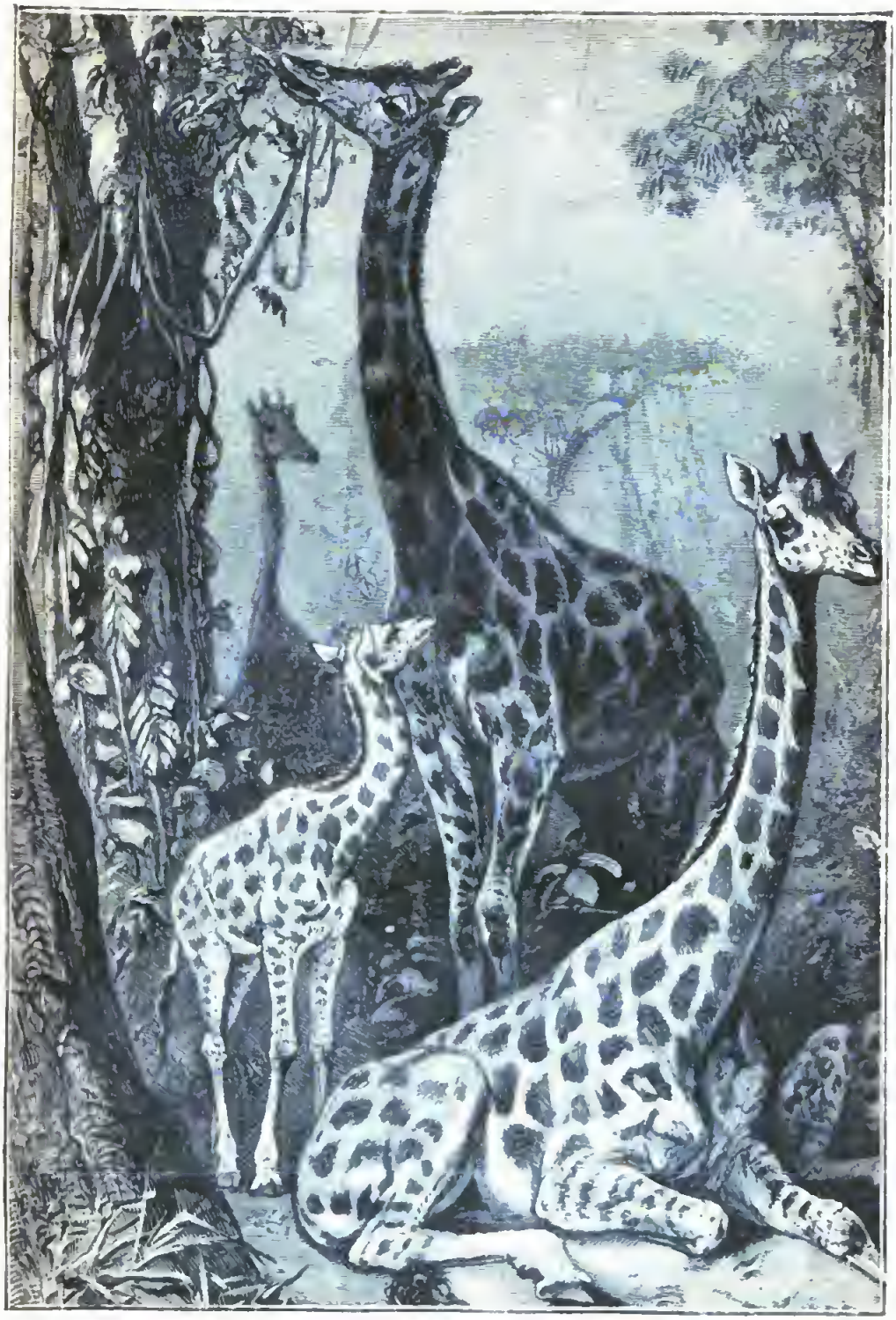
Durchweg sind die Einhufer gesellige, in kleineren oder

Ein Rudel von Edelhirſchen.

größeren Gesellschaften zusammen lebende Tiere. Dies gilt namentlich von den Wildpferden, unter denen das weitaus schönste und stolzeste Tier der Dschiggetai oder Kulan ist, in dem wir den mutmaßlichen Stammvater unseres Pferdes erblicken dürfen. Seine Heimat sind die asiatischen Steppen. Die einzelnen, bis zu 50 Stück starken Trupps stehen je unter der Führung eines Hengstes, treten im Sommer, wenn auch nur vorübergehend, zu größeren Herden zusammen und weiden gemeinschaftlich. Sie unternehmen regelmäßig in jedem Jahre noch vor Eintritt des Winters Wanderungen, auf denen sich die Einzeltrupps und -Gesellschaften zu Herden von Tausenden und darüber vereinigen, um mit Eintritt der Schneeschmelze wieder zu ihren Sommerrevieren zurückzukehren.

Erheblich zahlreicher sind die Herden wilder Pferde, welche in den Pampas und Llanos von Südamerika umherschwärmen, von denen manche bis zu 12,000 Stück stark sind.

Wenig geselligen Hang zeigt der Elch der nordischen Waldungen, wogegen man in unseren großen, zusammenhängenden Forsten noch immer größere Rudel von Edelhirschen trifft. Die Weibchen bilden, von den Gesellschaften der älteren Hirsche getrennt, Trupps, während die ganz alten Kapitalhirsche mit Ausnahme der Brunftzeit als Einsiedler umherziehen. Gewöhnlich steht ein Hirschrudel unter Führung einer Hirschkuh; während des Sommers halten sie sich ziemlich hoch im Gebirge, um erst im Winter mehr in die Tiefe herabzusteigen. Die gleiche Lebensweise führt der Virginiahirsch in den nordamerikanischen Waldungen. Auch der ostindische Axishirsch lebt in starken Trupps beisammen, während die südamerikanischen Pampashirsche gleich unseren Rehen sich nur paarweise oder zu ganz kleinen Gesellschaften zusammenthun.



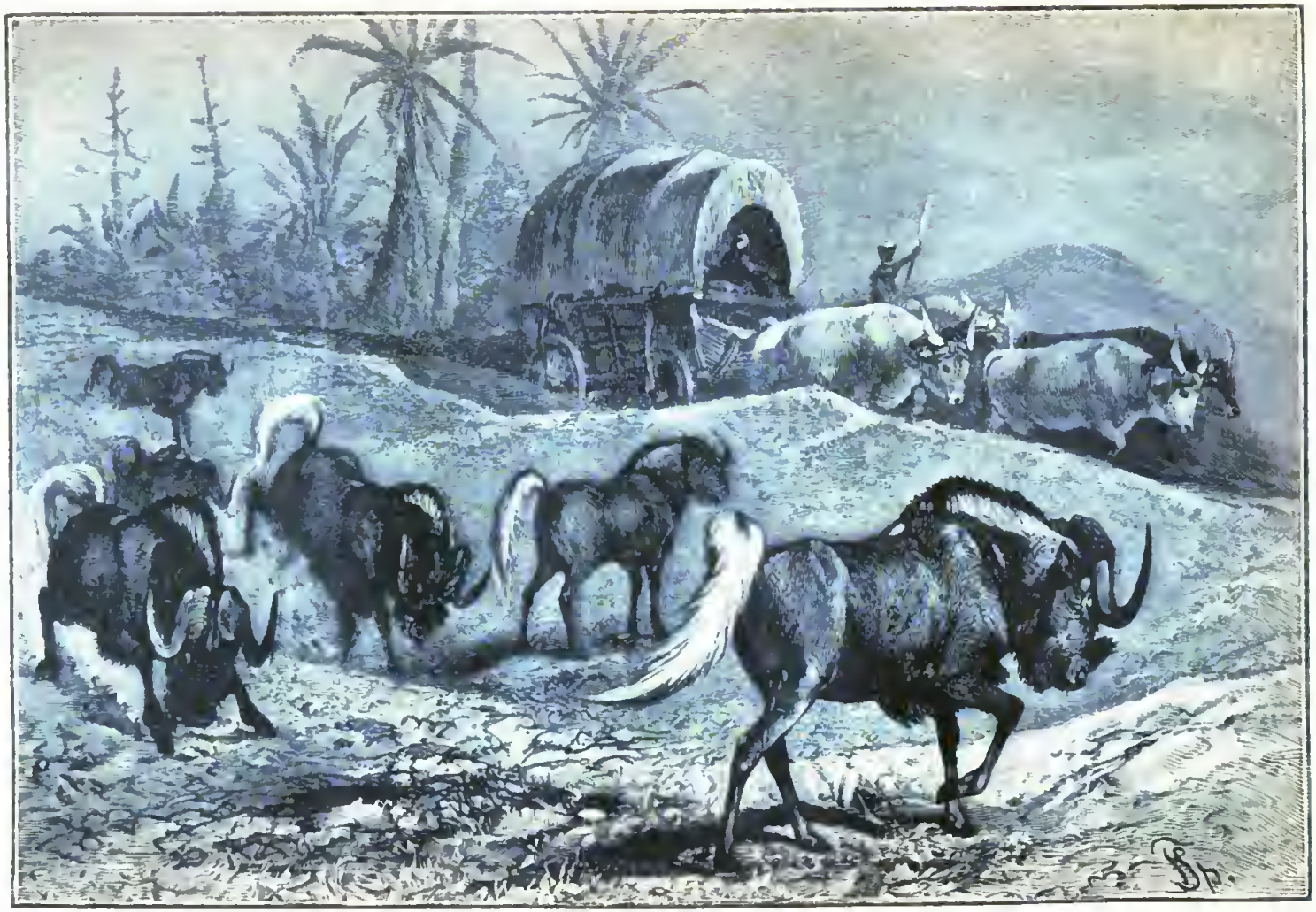
Giraffen.

Die Heimat der prächtigen Giraffen ist die vorwiegend mit Mimosen bestandene Steppe von Mittel- und Südafrika. Wo diese Tiere sich in völliger Sicherheit glauben, schließen sich die sechs bis acht Stücke zählenden Trupps gern zu größeren Vereinigungen bis zu 60 Köpfen zusammen. Bei weitem zahlreichere Tiergenossenschaften bilden die größeren Antilopenarten, die in Herden von mehreren Tausenden zusammentreten, namentlich die Gnus, Springböcke, Kuh- und Elenantilopen.

Das Gnu wandert, mit Springböcken und Quaggas oft kameradschaftlich vereint, in großen Herden im Inneren Südafrikas umher, die alljährlich durch den zur Zeit der Dürre herrschenden Wassermangel zu weiten Wanderungen veranlaßt werden. Kommt der Ochsenwagen eines Ansiedlers in ihre Nähe, so umkreisen sie ihn oft unter mutwilligen Sprüngen. Keine Antilopenart tritt aber in jenen Gegenden zahlreicher und häufiger auf als der Springbock, eine der schönsten und anmutigsten Gazellen, die wir kennen. Wenn die Not zum Wandern zwingt, so bilden sie förmliche Heere, die in den Ebenen ganze Geviertmeilen bedecken und mit den die Sonne verdunkelnden Heuschreckenschwärmen zu vergleichen sind. Dort, wo sie gezogen sind, bleibt kein Halm übrig; was ihnen in den Weg kommt, wird zertreten oder mit fortgerissen, und erst mit Eintritt der Regenzeit kehren sie in ihre alte Heimat zurück.

In großen Herden beleben auch die Buntböcke, die Bläßböcke und Hirschkuhantilopen oder Hartebeests (sämtlich Kuhantilopen) die Hochebenen im Inneren von Südafrika, meist in treuer Gemeinschaft mit Gnus, Springböcken und mit Straußen, die sich auf Wanderungen gleichfalls zu ganzen Herden zusammenrotten.

Den fremden Antilopenarten können wir die Gemse,



Gnus einem Ochsenwagen begegnend.

das vielfach verfolgte Kind unſerer Gebirge, anſchließen, die als der Vertreter einer eigenen Unterſippe gilt und ſich als höchſt geſelliges Tier zu Rudeln von mitunter ſehr beträchtlicher Anzahl vereinigt. In den Bergen des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates und Oberbayerns ſind Rudel von 30 bis 50 Stücken keine Seltenheit, und bei großen Treibjagden kann man dort Hunderte an ſich vorübereilen ſehen. In jedem Rudel übernimmt eine alte, erfahrene Geiß die Leitung, der in der Regel die Führerrolle bei den Wanderungen und auf der Flucht zufällt.

Durchweg geſellig ſind alle Ziegen, die am liebſten in größeren oder kleineren Geſellſchaften zuſammenleben. So findet man den Bergſteinbock der Pyrenäen in Rudeln von 100 Stücken und mehr, Böcke und Weibchen meiſt in getrennten Geſellſchaften, eine jede unter der Leitung des ſtärkſten, erfahrenſten und älteſten Tieres. Dieſes Leittier geht ſtets voran, lugt und wittert vorher, ob die Luft rein iſt, und läßt erſt dann den Trupp nachkommen, für deſſen Sicherung es unabläſſig beſorgt iſt. Wenn das Rudel weidet, ſo halten immer mehrere Wache, jede drohende Gefahr ſofort durch einen Pfiff anmeldend.

Ausnahmslos geſellige Tiere ſind die Rinderarten aller Zonen, die in der Freiheit — zumal auf Wanderungen — oft Herden von Tauſenden bilden, deren wiederum jede von einem alten, erfahrenen Mitgliede geführt wird. Das gilt von dem Grunzochſen der nordiſchen Tundra wie von dem Jak der tibetaniſchen Hochgebirge, der aber nur auf ergiebigen Weideplätzen in großen Herden, ſonſt durchweg in kleineren Geſellſchaften auftritt. Der Kafferbüffel in Süd- und Mittelafrika bildet gemeiniglich Herden von 40 bis 60 Stücken, doch ſah Cumming auch ſolche von 600 bis 800 Stücken. Geradezu unzählig waren vor einigen Jahrzehnten noch die Biſons oder Büffel der

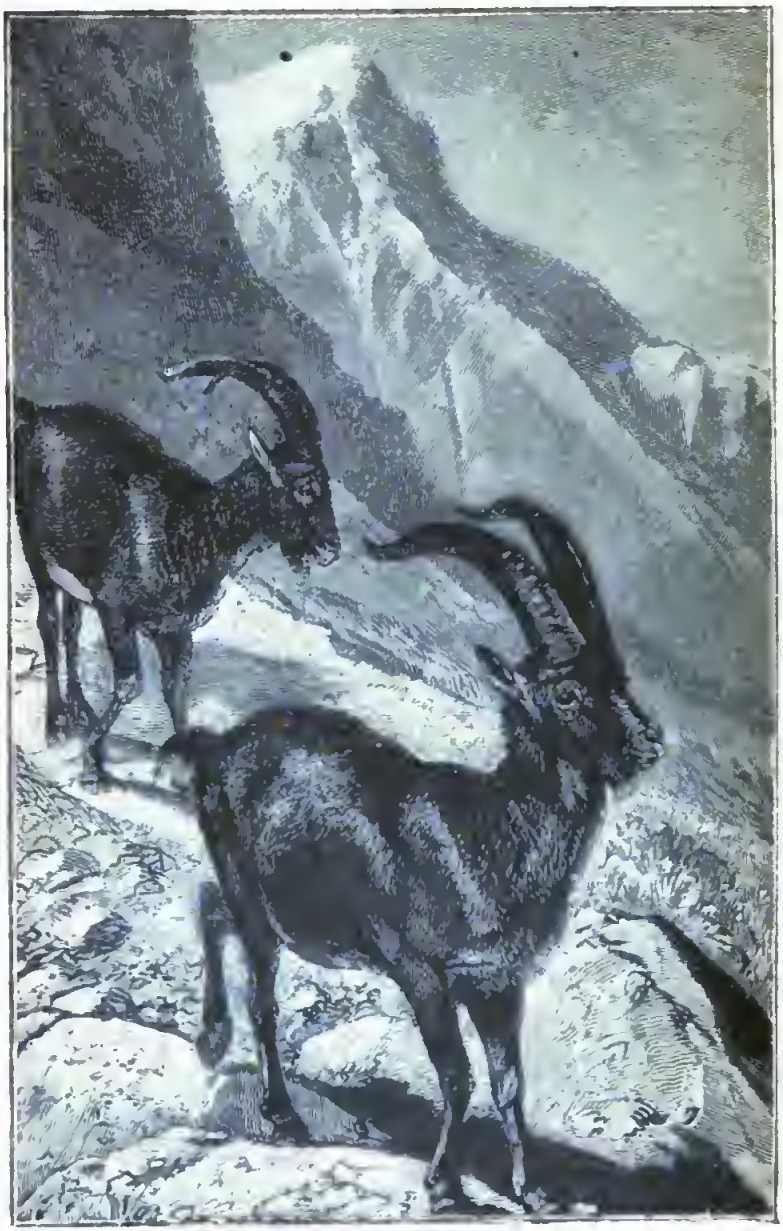
nordamerikaniſchen Gebiete, die aber infolge des unſinnigen Mordens unter ihnen in weiten Strecken bereits

Springböcke.

ganz ausgerottet ſind und mehr und mehr auf den Ausſterbeetat gelangen.

Ein gleiches Schickſal droht in vielleicht gar nicht mehr

ferner Zeit dem wegen des kostbaren Elfenbeins so gierig verfolgten Elefanten, so daß man sich in Indien wie in



Leittiere der Bergsteinböcke.

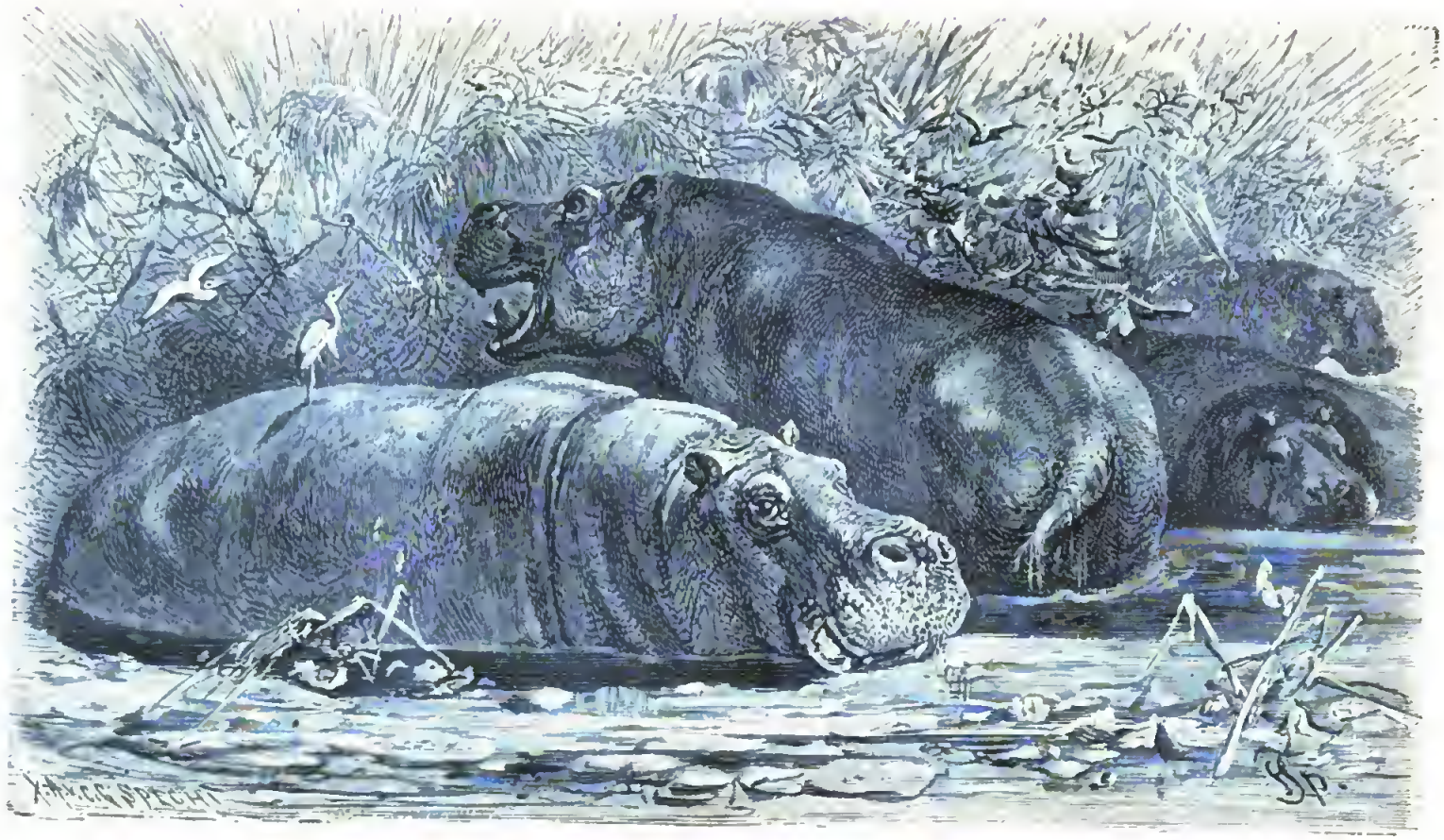
Afrika bereits hie und da zu Schutzmaßregeln veranlaßt gesehen hat. Die Gesellschaften dieser interessanten Dickhäuter umfassen zehn bis mehrere hundert Mitglieder, unter die keine fremden Elefanten aufgenommen werden;

Buntböcke und Strauße.

selbst ein auf zufällige Weise von der Herde abgekommenes Tier bleibt fortan von der Gemeinschaft ausgeschlossen. Der klügste Elefant ist der Führer einer Herde, dem unbedingter Gehorsam gezollt wird, alle Reisenden rühmen aber auch die Vorsicht, Wachsamkeit und hohe Intelligenz dieser Leittiere. Die riesigen Tiere führen ein sehr unstetes Leben und bewegen sich so rasch, daß sie heute hier, morgen schon 200 Kilometer weiter sein können. Sie folgen dabei regelmäßig bestimmten Wechseln und legen auf diese Weise in den Urwäldern förmliche Straßen an.

Sehr gesellig sind die Wildschweine, die in Rudeln zusammenhalten, wie die afrikanischen Warzenschweine in Herden. Die Nilpferde, die übrigens aus Aegypten und Nubien längst verschwunden sind, dagegen in den größeren innerafrikanischen Strömen und Seen noch immer eine häufige Erscheinung bilden, kommen fast nie einzeln vor; man sieht sie gewöhnlich in Trupps zu vieren oder sechsen. Bei Tage verlassen sie nur in ganz menschenleeren Gegenden das Wasser, um auf Sandbänken im Fluß oder am Ufer im tiefen Schilfe behaglich der Ruhe zu pflegen. Dabei treiben stets mehrere Vögel ihr Wesen neben und auf den bequem dahingestreckten Ungetümen. Der Regenvogel rennt unablässig um sie herum, wobei er Kerbtiere und Egel aus ihrer dicken Haut pickt, während man die kleinen Kuhreiher auf ihrem Rücken herumspazieren und ihnen denselben Dienst erweisen sieht. Wie die ostsudanesischen Araber versichern, soll der Regenvogel das Nilpferd warnen, wenn eine Gefahr naht; zuverlässige Beobachter bestätigen auch in der That, daß die Tiere auf das Geschrei dieser kleinen Gesellschafter achten und sofort wieder ins Wasser gehen, wenn jene sich besonders aufgeregt zeigen.

Unter den vorstehend erwähnten Wandersäugetieren befinden sich verschiedene, die bei ihren Zügen ganz er-



Nilpferde.

hebliche Strecken durchmeſſen; dieſe erſcheinen jedoch winzig, wenn wir ſie mit denen vergleichen, welche Wale und Robben zurücklegen. In ihrem flüſſigen Element können ſie ſolche allerdings leichter und mühe- wie gefahrloſer ausführen, als die Vierfüßler zu Lande, da aber das Waſſer doch auch im großen und ganzen überall ſo ziemlich die gleichen Lebensbedingungen und Annehmlichkeiten ſeinen Bewohnern gewährt, ſo iſt es einigermaßen verwunderlich, daß manche Seeſäugetiere, in erſter Linie die Wale, zu den wanderluſtigſten Geſchöpfen gehören, die wir überhaupt kennen. Es wird ſogar verſichert, daß viele, wenn nicht die meiſten von ihnen, ihr ganzes Daſein in ſtetem Wandern verbringen.

Die Wale ſchwimmen das ganze Jahr über, bald paarweiſe, bald in mehr oder weniger zahlreichen Scharen, die der Seemann als „Schulen" bezeichnet, von einer Gegend des Weltmeeres in die andere, wobei manche jährlich zweimal mehr als ein Viertel des Erdenrundes durchwandern. Namentlich die Weibchen ſind in hohem Grade geſellig und vereinen ſich mitunter zu erſtaunlich großen Scharen, um unter der Führung einiger Männchen zu beſtimmter Zeit und auf ganz beſtimmten Wegen den Ozean zu durchſtreifen, wobei die einen auf hoher See bleiben, während die anderen ihren Kurs längs der Küſten nehmen.

In kleineren Trupps ſchwimmen Grönlandswale und Schwertfiſche, dagegen in dichtgedrängten Haufen die Delphine. Die bis 6 Meter langen Narwale, für die der große, ſpiralig gefurchte Stoßzahn charakteriſtiſch iſt, bringen den größten Teil des Jahres im Norden zu und ziehen erſt im ſtrengſten Winter gen Süden. Sie bilden dabei Herden von Tauſenden, aus Männchen und Weibchen beſtehend.

Durchweg ungeſellige, einſiedleriſche Tiere ſind die ſogenannten Zahnarmen, welche die Wendekreisländer der

Narwale.

Alten und Neuen Welt bewohnen und sämtlich dem Verhängnis des Aussterbens verfallen zu sein scheinen. Diese Ordnung umfaßt die Familien der Faul- und Gürteltiere, sowie die Ameisenfresser; ihre Tage sind gezählt. Ihre Blütezeit ist ohne Zweifel in den vorge-

Kängurus.

schichtlichen Epochen der plumpen Lurche des Festlandes, der Flugechsen der Lüfte und der Meerdrachen gewesen, und das Gleiche gilt auch von den vorzugsweise in

Auſtralien zu findenden Beuteltieren, die man gewiſſermaßen als Ueberreſte vergangener Schöpfungsabſchnitte, als Vorläufer der höher entwickelten Geſtalten zu betrachten hat.

Auch unter den Beuteltieren iſt der Trieb zur Geſelligkeit nur wenig entwickelt, am meiſten noch bei dem Zuckereichhorn und bei den merkwürdigen Känguruhs, welche Herden von 50 bis 100 Stück bilden. Jede dieſer Herden behauptet einen Weideplatz oder mehrere beſtimmte, die nicht ſelten durch ausgetretene Pfade verbunden werden. Ein altes Männchen ſteht einer ſolchen Genoſſenſchaft vor, dem alle Mitglieder derſelben blindlings folgen, wie Schafe ihrem Leithammel, bei der Flucht wie bei der Aeſung, die am frühen Morgen und in der Abenddämmerung ſtattfindet. Tagsüber ruhen dieſe intereſſanten Springbeuteltiere, die gegenwärtig auch ſchon in faſt allen von Europäern beſiedelten Gegenden des fünften Erdteils völlig zurückgedrängt worden ſind.

Aus den Kinderjahren der Telegraphie.

Ein Jubiläums-Rückblick von **Ulr. Myers.**

(Nachdruck verboten.)

Im März 1848, also vor nunmehr fünfzig Jahren, kamen von New York zwei Amerikaner in Hamburg an, welche unter den Namen Chapin und Robinson als Gäste in Zinggs Hotel Quartier nahmen. Sie hatten außerordentlich viel Gepäck, bestehend aus Kisten, Kasten und Fässern, und sie hüteten diese sehr sorgsam. Niemand wußte, was darin war.

Gerade in diesem Monat befand sich ganz Europa, vor allem aber Deutschland, in gewaltiger Aufregung. Die Revolution hatte begonnen. Jedenfalls hatten die Amerikaner den Moment schlecht gewählt, um eine neue Erfindung den Hamburger Kaufleuten vorzuführen, und doch bedeutete ihr Erscheinen den Beginn eines neuen Zeitabschnittes im Verkehrsleben, der mindestens so wichtig ist, ja vielleicht wichtiger, als die politischen Ereignisse des Jahres 1848 für die politische Entwickelung unseres Vaterlandes.

Die beiden Amerikaner waren Vertreter der in New York gegründeten Morseschen Telegraphengesellschaft, also jener Telegraphengesellschaft, die den Morseapparat, der heute noch in der ganzen Welt gebräuchlich ist, anwendete

und mit seiner Hilfe zuerst auf weite Entfernungen und im großen Stile zu telegraphieren angefangen hatte. Chapin und Robinson waren nach Hamburg auf Veranlassung eines Hamburger Kaufmanns gekommen, der bei seinem Aufenthalt in New York von den großen Vorteilen der elektrischen Telegraphie gehört und auch praktische Beobachtungen gemacht hatte. Die Amerikaner versuchten mit Hilfe ihres Hamburger Freundes die großen Handelsfirmen für die elektrische Telegraphie zu interessieren; aber sie fanden kein Gehör. In den meisten Fällen wurde ihnen entgegnet, man halte die Sache für Schwindel, für amerikanischen Humbug.

Es gab damals schon eine optische Telegraphie. Diese bediente sich der Signalmasten, wie sie heute noch im Eisenbahnverkehr üblich sind. Nur hatte ein solcher Signalmast nicht zwei, sondern sechs bis acht Arme. Solche Signalmasten waren auf Türmen, auf anderen hohen Gebäulichkeiten, auf Hügeln aufgestellt, und auf jeder Station befanden sich zwei Beamte, von denen jeder beständig nach einer anderen Richtung hin Ausguck hielt, um zu sehen, ob bei dem Nachbartelegraphen das Zeichen gegeben wurde, daß eine Depesche befördert werden solle. Die preußische Regierung hatte schon im Jahre 1830 eine telegraphische Verbindung zwischen den Rheinlanden und Berlin herstellen lassen, und es galt für etwas geradezu Fabelhaftes, daß eine Depesche auf dieser Strecke in der ersten Zeit acht und in späterer Zeit nur sechs Stunden zur Beförderung brauchte. Das preußische Telegraphenwesen, der Dienst des optischen Telegraphen stand unter der Aufsicht des Generalstabes der Armee. Stabsoffiziere waren die Direktoren, und die Telegraphie wurde nur für Staatszwecke benutzt. Sie war mit dem strengsten Geheimnis umgeben, und die Beamten, selbst die zur Probe angenommenen, mußten einen Eid betreffs der Wahrung des

Geheimnisses schwören, dessen Schlußpassus lautete: „Insbesondere gelobe ich, nicht nur für die Dauer meiner Dienstzeit bei der Telegraphie, sondern auch für meine ganze Lebenszeit die unverbrüchlichste Verschwiegenheit über alles, was durch die Beförderung telegraphischer Depeschen zu meiner Kenntnis gelangt, es werde mir von den Vorgesetzten oder von Behörden übergeben oder es komme zufällig in meine Hände; die Chiffrebücher sowohl als die Depeschen selbst und alles, was dahinein schlägt, will ich als höchst wichtige Staatsgeheimnisse stets mit größter Sorgfalt verwahren, auch selbst keinem bei der Telegraphie Angestellten, dem sie nicht ebenfalls übergeben sind, darin Einsicht gestatten. Die telegraphischen Nachrichten, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, gelobe ich, keiner anderen Person einzuhändigen oder mitzuteilen, als allein derjenigen, welcher dieselben mitzuteilen ich Befehl von meinen Vorgesetzten erhalte."

Im Anfang der vierziger Jahre wurde zwischen Hamburg und Cuxhaven von einer Privatgesellschaft ein optischer Telegraph errichtet, der dazu bestimmt war, den Hamburger Reedern Nachricht über das Ein- und Auslaufen der Schiffe in Cuxhaven zu übermitteln. Dieser Telegraph nahm auch Privatdepeschen an, und die Gesellschaft war im Begriff, ihre Thätigkeit von Hamburg aus südlich nach Hannover und anderen deutschen Orten auszudehnen, als die beiden Amerikaner erschienen.

Da sie nun bei ihrem Rundgang in den Comptoiren der reichen Hamburger Reeder so wenig Entgegenkommen gefunden hatten, wandten sie sich an den Vorstand der Börsenhalle und baten um die Erlaubnis, der Hamburger Handelswelt nach Schluß der Börsenstunden eine Probe ihrer Kunst geben zu dürfen. Aber selbst die Bewilligung dieser Probe war nicht ohne weiteres zu haben. Es lehnten sich einzelne große Handelsfirmen dagegen auf, daß die

ehrwürdige Börsenhalle für Schwindler hergegeben werden sollte, die sich doch nur blamieren würden. Mit Mühe und Not wurde endlich die Bewilligung zu der Probe erteilt, welche ganz und gar auf Kosten der Amerikaner stattzufinden hatte, und bei welcher sie die Verantwortlichkeit für allen entstehenden Schaden übernehmen mußten.

Jetzt packten die Amerikaner ihre Fässer, Kisten und Kasten aus. Sie zogen Kupferdrähte in der großen Börsenhalle, stellten Batterien und Apparate auf und errichteten zwei Stationen an den entgegengesetzten Enden des Raumes. Die vorhandenen Vorbereitungen hatten natürlich die Neugier der Börsenbesucher an dem Apriltage, an dem die Probe stattfinden sollte, erregt, und so blieben fast ausnahmslos sämtliche Besucher da, um den „Reinfall" der Amerikaner sich anzusehen. An dem einen Apparat nahm Mr. Chapin, an dem anderen Mr. Robinson Platz, und letzterer forderte den Vorstand der Börse auf, ihm irgend etwas zu diktieren. Das erste Diktat lautete:

„I hope you will do your duty!" — Ich hoffe, Sie werden Ihre Pflicht thun!

Robinson klapperte auf seinem geheimnisvollen Apparat, und nach einigen Minuten kam ein Bote von Chapin, welcher diese Worte als übermittelte Depesche säuberlich aufgeschrieben zurückbrachte. Die Hamburger Kaufleute staunten, aber sie ließen sich nicht verblüffen. Immer und immer wieder ließen sie Proben machen, immer wieder machten sie Versuche, irgend einen Schwindel bei der Sache zu entdecken. Aber der Telegraph siegte über ihre Ungläubigkeit. Von Minute zu Minute schwand der Zweifel an der neuen Erfindung, und als die Probe zwei Stunden lang gedauert hatte, waren die intelligenten Hamburger Kaufleute überzeugt, daß dieser Telegraph eine riesige Zukunft habe.

Nicht alle Kaufleute dachten jedoch so. Die Gegner

behaupteten, diese neue Sache lasse sich ganz gut in einem Saale vorführen, wenn aber erst die Drahtleitung meilenweit über das Land ginge, dann würde die Sache schon versagen. Die Amerikaner waren sofort bereit, auch eine größere Probe zu veranstalten, indem sie eine Leitung hinaus nach Blankenese legen wollten. Sie begannen auch sofort Telegraphenstangen in den Straßen aufzustellen, da erschien aber die Baupolizei und untersagte es ihnen auf das strengste, weil dadurch die Straßen verschimpfiert würden. Die intelligenten Kaufleute ließen sich aber durch die Gegner nicht abschrecken. Sie gründeten eine Aktiengesellschaft, welche sofort den Bau einer telegraphischen Verbindung zwischen Cuxhaven und Hamburg beschloß. Dieser Bau hatte unsägliche Schwierigkeiten zu überwinden. Die Stationen sollten natürlich innerhalb der Stadt liegen. In der Stadt aber durften keine Telegraphenstangen aufgestellt werden, es mußten demnach die Drähte unterirdisch verlegt werden. Nun besaß man damals noch nicht die Kabel, auch der Kautschuk als Isoliermaterial war noch nicht bekannt, und so mußte man sich entschließen, die bloßen Drähte in die Erde zu verlegen. Das gab natürlich dort, wo der Boden feucht war, Nebenströme und ungeheuerliche Störungen im Betriebe.

Doch es gab eine noch größere Schwierigkeit. Ins Wasser legen konnte man die Drähte nicht. Versuche, die schon vorher in Amerika gemacht worden waren, hatten sehr ungünstige Resultate ergeben. Legte man den Draht ins Wasser, so wurde nicht nur die Leitung durch elektrische Nebenströme gestört, sondern der Draht war auch täglich dem Zerreißen durch Schiffe, durch Anker, selbst durch größere Fische ausgesetzt. Da Cuxhaven aber auf dem linken Ufer der Elbe liegt, während Hamburg auf dem rechten Ufer sich befindet, mußte die Leitung über den Strom auf das jenseitige Ufer hinübergeführt werden.

Man mußte also die Elbe überschreiten und wählte dazu eine Stelle zwischen Hamburg und Harburg, wo sie sich in mehrere Arme teilt. Da diese aber von vielen Elbkähnen befahren werden, welche hohe Masten führen, mußten die Drähte turmhoch über den Fluß gespannt werden. Eine Zeitlang kamen die Unternehmer auch auf die Idee, die Hamburger Kirchtürme als Ruhepunkte für die Drähte zu benutzen, aber dagegen erhob sich ein furchtbares Geschrei von allen Seiten. Einerseits erklärten die Gegner, man würde eine solche Profanierung der Kirchtürme nicht dulden, andererseits wurde behauptet, es sei ein unerhörter Frevel, den Blitz direkt auf die Gotteshäuser zu leiten, denn daß diese durch die Luft gespannten Drähte bei einem Gewitter gefährliche Wege für den Blitz seien, das glaubte alle Welt. Es blieb also nichts übrig, als auf riesenhohen Masten den Elbstrom nach Harburg zu überbrücken. Der erste Mast wurde ans Hamburger Ufer gesetzt, den zweiten setzte man jenseits des ersten Elbarmes auf der Insel Wilhelmsburg. Die Masten mußten 130 Fuß hoch sein und tief in die Erde gerammt werden, um den nötigen Widerstand zu leisten. Uebte doch der Sturm, der vom Meere kam, durch den Draht, der zwischen den Masten gespannt war, auf diese einen außerordentlichen Druck aus.

Die Insel Wilhelmsburg war sumpfig, enthielt mehrere Teiche und, wo der Boden halbwegs trocken war, auch Triebsand. Die beiden Masten, die auf dieser Insel aufgestellt wurden, verursachten daher ungeheure Kosten und noch mehr Mühsal. Der Triebsand warf sie wieder aus dem Boden heraus, eine Ueberschwemmung, die im April eintrat, riß sie um, der Draht zerriß, weil er nicht genügend gespannt war; erst unter Schwierigkeiten, von denen man sich heute kaum eine Vorstellung machen kann, wurden endlich die fünf Masten errichtet, welche die Drähte über die Elbe hinüberleiteten. Jedes Hochwasser, jeder

Eisgang legte sie in den nächsten Jahren immer wieder um, aber unermüdlich stellte die Gesellschaft sie aufs neue auf.

Doch bleiben wir bei der ersten Entwickelung der Telegraphie von Hamburg nach Cuxhaven. Das linke Elbufer war erreicht, und nun war es verhältnismäßig leicht, die Telegraphenleitung von Harburg über Stade nach Cuxhaven zu leiten. Man kam auf hannöversches Gebiet, und die hannöversche Regierung, die wohl auch den Nutzen der neuen elektrischen Telegraphie einsah, zeigte sich sehr entgegenkommend und beauftragte ihre sämtlichen Beamten und Behörden, der neuen Telegraphengesellschaft allen möglichen Vorschub zu leisten.

Mit Schrecken sahen inzwischen die Aktionäre der optischen Telegraphengesellschaft Cuxhaven-Hamburg das Fortschreiten des Baues der elektrischen Linie. Sie ahnten es, daß sie einfach aufhören mußten zu bestehen, wenn erst die elektrische Telegraphie im Gange war, und so boten sie alles mögliche auf, um den Bau zu verhindern. Als ihre Vorstellungen bei der hannöverschen Regierung nichts halfen, machten sich die Beamten der optischen Telegraphie daran, die Bauern der Gegend zwischen Hamburg und Cuxhaven aufzuhetzen, indem sie ihnen einredeten, die elektrische Telegraphie sei ein großes Unglück, da sie bei Gewitter den Blitz anzöge. Als das nicht verfing, verbreitete die optische Telegraphengesellschaft Flugschriften unter den Bauern, in welchen mitgeteilt wurde, daß die durch die Luft gespannten Drähte nicht nur den Blitz, sondern auch alle Feuchtigkeit an sich zögen, was zur Veranlassung haben würde, daß binnen kurzer Zeit Dürre das Land unfruchtbar machen müsse, daß man bereits im nächsten Jahre auf keine Kartoffelernte mehr rechnen dürfe, und eine Hungersnot unvermeidlich sei. Das wirkte endlich! Die bethörten Bauern griffen zur Selbsthilfe, zogen

nachts heimlich aus, riſſen die Telegraphenpfähle aus, zerſchnitten die Drähte und zertrümmerten die Iſolierglocken.

Das geſchah immer und immer wieder, und die Aktionäre der neuen Geſellſchaft wollten faſt verzweifeln. Die hannöverſche Regierung erließ gegen die Bauern energiſche Befehle und ſchickte endlich auch Militär, welches die Leitung bewachte. So gelang es ſchließlich, die Linie über Stade hinaus nach Cuxhaven zu bauen. Sie funktionierte vortrefflich, die Hamburger Großkaufleute ſahen bald ein, welche Vorteile die elektriſche Telegraphie für ſie hatte, und alles ſchien in Ordnung. Die Aktionäre der optiſchen Telegraphie, die jetzt nur noch ſehr wenig zu thun hatte, wollten bereits verzweifeln, als ihnen die Natur ſelbſt zu Hilfe kam.

In den letzten Julitagen des Jahres 1848 zog vom Meere her zur Nachtzeit ein furchtbares Gewitter herauf. Dieſe von der See nach dem Lande ziehenden Gewitter ſind ſtets ſehr ſchwer. In dem Dorfe Harſtädt, ſechs Meilen jenſeits Stade, ſah der Nachtwächter, ſchon ehe das Gewitter ganz heraufgekommen war, elektriſche Lichtblitze an den Telegraphendrähten entlang laufen. Als das Gewitter aber über Harſtädt ſtand, folgten hintereinander drei entſetzliche Schläge. Der erſte traf einen Pfahl der elektriſchen Telegraphie, der Blitz lief am Draht bis nach Stade und richtete noch beim Eindringen in die Station Unheil an den Gebäuden an. Der zweite Blitzſtrahl traf ein Bauerngehöft und legte es vollſtändig in Aſche, der dritte war ein ſogenannter kalter Schlag. Jetzt hatte es ſich nach Meinung der Leute deutlich gezeigt, daß die elektriſche Telegraphenleitung bei Gewittern ungeheuer gefährlich für die Nachbarſchaft ſei. Die Direktoren der optiſchen Telegraphengeſellſchaft verbreiteten aufs neue Flugblätter, in denen die Bauern darauf aufmerkſam gemacht wurden, daß ſie mit ihrem ganzen Hab und Gut verloren ſeien,

wenn sie noch länger in der Nähe ihrer Dörfer die den Blitz anziehenden Leitungen dulden würden. Die Bauern gerieten in Schrecken und Wut, rotteten sich zusammen, bewaffneten sich und zerstörten an einem Tage auf viele Meilen weit die gesamte Telegraphenleitung. Aber auch die hannöversche Regierung war ängstlich geworden. Die Leitung durfte nicht erneuert werden, bevor nicht eine Anzahl von Gelehrten um ihre Meinung gefragt worden war, und die Gelehrten gaben erst nach Wochen ihr Urteil und zwar dahin ab, daß die Telegraphenleitung zum mindesten für die Häuser mit Strohdächern gefährlich sei.

Mit Stroh gedeckt waren aber in damaliger Zeit fast alle Bauernhäuser. Die Gelehrten behaupteten, der Blitz, der an den Telegraphenstangen entlang liefe, sei nicht besonders gefährlich, wenn man sich ihm nicht direkt in den Weg stelle, aber er könne von dem Draht auf ein Gebäude abspringen, und wenn dieses ein Strohdach habe, so würde dasselbe unfehlbar in Brand geraten.

Nun galt es, die Leitung so zu verlegen, daß sie nicht durch Dörfer hindurchführte. Das ließ sich ja, wenn auch mit großen Kosten, ermöglichen, aber dort, wo sich Stationen befanden, mußten die Drähte doch durch einen Ort geleitet werden, und da sich in der Nähe der Drähte kein Strohdach befinden durfte, war die Gesellschaft gezwungen, auf ihre Kosten den Besitzern der umliegenden Häuser Ziegeldächer machen zu lassen.

Trotzdem hörten natürlich die Feindseligkeiten nicht auf. Immer wieder fand man umgehauene Telegraphenstangen, zerrissene Drähte, zertrümmerte Isolatoren, und ununterbrochen mußten Arbeiter und Inspektoren unterwegs sein, um die Leitung zu überwachen und auszubessern. So zeigte es sich denn auch an dieser ersten Telegraphenleitung, für welche vor jetzt fünfzig Jahren die ersten entscheidenden

Schritte in Hamburg geschahen, daß das Neue, sei es auch noch so nützlich, schwer Eingang findet und erst mühsam gegen Unverstand, Aberglauben und Eigennutz sich durchkämpfen muß.

Aber alle Widersacher der elektrischen Telegraphie vermochten auf die Dauer nichts gegen dieselbe, weil nicht nur die Kaufleute, sondern auch die Behörden bald einsahen, welch riesigen Nutzen die telegraphische Verbindung und Nachrichtenbeförderung brachte. Hannover war der erste Staat, welcher im Anschluß an Hamburg von der elektrischen Telegraphengesellschaft eine Leitung legen ließ, und bald folgten die anderen Staaten Deutschlands. In Preußen wurde im Jahre 1849 die Telegraphie dem Publikum zugänglich gemacht, und schon im Jahre 1850 bildete sich der deutsch-österreichische Telegraphenverband, welcher aus den Staaten Oesterreich-Ungarn, Preußen, Bayern, Sachsen, Baden, Württemberg bestand.

Es ist interessant, die Dienstvorschrift für die Beamten dieses ersten deutschen, ja europäischen Telegraphenverbandes durchzulesen. Das Aufgeben einer Depesche war nicht so leicht, wenigstens nicht für den Privatmann. Wenn der Inhalt nur irgendwie dem Vorsteher der Telegraphenstation unwahrscheinlich, verdächtig, unwahr vorkam, wurde die Depesche zurückgewiesen. Man konnte auch von dem Aufgeber der Depesche verlangen, daß er seine Unterschrift und auch den Inhalt der Depesche, sobald er sich auf Thatsachen bezog, von der Ortsbehörde bescheinigen ließ. Man konnte endlich von dem Aufgeber selbst einen Ausweis über seine Person verlangen, welcher durch den Paß, eine Paßkarte, durch irgend welche staatlich ausgestellten Dokumente oder die Erklärung zweier einwandsfreier, dem Telegrapheninspektor bekannter Personen erfolgen mußte. Diese Schwierigkeiten bei Aufgabe der Depeschen dauerten bis zum Anfang der sechziger Jahre, und in einem Fremden-

führer für Berlin, der im Jahre 1861 erschien, heißt es in Bezug auf die Aufgabe von Depeschen:

„Das Telegraphenbureau befindet sich im Postgebäude Königsstraße 60 im ersten Hof links eine Treppe hoch, wo Depeschen zu jeder Zeit aufgenommen werden. Jeder Absender einer Depesche muß sich durch Paßkarte, durch eine Bescheinigung der Polizei und durch zwei glaubwürdige Zeugen legitimieren." Interessant ist ferner, daß die Vorschrift besagt, Depeschen von mehr als hundert Worten seien nicht aufzunehmen, da durch das Abtelegraphieren derselben zu viel Aufenthalt entstünde.

Heute — nach fünfzig Jahren — kann man es kaum begreifen, welche Schwierigkeiten sich der Einführung der elektrischen Telegraphie in Deutschland entgegenstellten, mit welchem Mißtrauen man das neue Unternehmen betrachtete. Die elektrische Telegraphie kam nach Deutschland allerdings auch in einer Zeit, in welcher die Wogen der inneren Politik außerordentlich hoch gingen. Dieser Umstand hat es wohl auch verschuldet, daß sich so außerordentlich wenig, ja eigentlich gar kein Material über die Geschichte der ersten Zeit der elektrischen Telegraphie in Deutschland auffinden läßt. Selbst in der so reichhaltigen Bibliothek des Reichspostamtes in Berlin sind nur einige ganz kurze Angaben vorhanden, und so dürften die vorstehenden Zeilen noch den Vorzug haben, interessante Daten zu veröffentlichen, welche in keinem Geschichtsbuch der Telegraphie stehen, und die doch für die Kinderjahre und die erste Entwickelungszeit des elektrischen Telegraphen, dieses heute unentbehrlichen Verkehrsmittels, interessant und wichtig sind.

Festbräuche in Nord und Süd.

Sittengeschichtliche Bilder von **Alexander Ritter.**

Mit 8 Illustrationen.

(Nachdruck verboten)

„Saure Wochen — frohe Feste!“ Dieses Dichterwort hat von jeher und in aller Herren Ländern Geltung gehabt. Sobald die Völker einen gewissen Kulturgrad erreicht haben, finden wir bei ihnen Festlichkeiten, die meistens einen religiösen Charakter tragen und im Norden wie im Süden das natürliche Streben offenbaren, zu gewissen Zeiten die Arbeit ruhen zu lassen, eine willkommene Abwechslung in das gewöhnliche Einerlei zu bringen und sich bald aus freudigen, bald aus traurigen Anlässen zu vereinigen, um gemeinsam zu der Gottheit zu flehen oder ihr zu danken.

In der menschlichen Natur liegt das Bedürfnis nach einem regelmäßigen Wechsel von Werk- und Feiertagen offenbar tief begründet; es erhielt vornehmlich in der geschichtlichen Entwickelung der einzelnen Nationen und im religiösen Kult Befriedigung. Die ältesten Feste, von denen eine Kunde bis auf unsere Zeit gelangt ist, knüpfen sämtlich an letzteren an. Sie waren Naturfeste, wie die Frühlings-, Herbst- und Sonnenwendfeste der Germanen, Slaven und Kelten, welche durch den Wechsel der Jahreszeiten, die Wiederkehr der neues Leben in der Natur

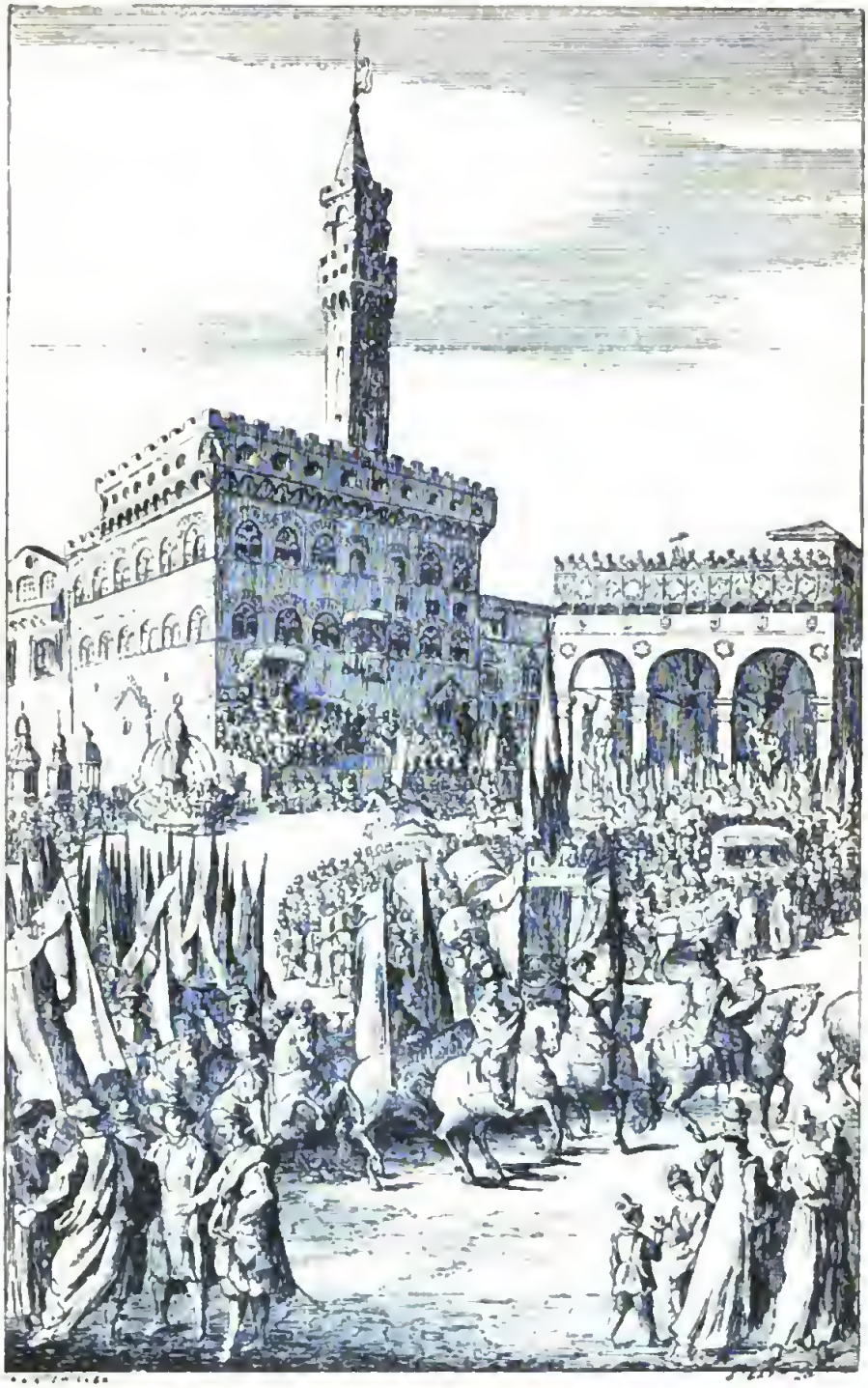
wachrufenden Sonne und andere Naturerscheinungen veranlaßt wurden. An solche Feiern schlossen sich dann die mit dem Landbau, dem politischen und religiösen Leben der Völker zusammenhängenden Freuden- und Dank-, Buß- und Versöhnungsfeste, deren Bräuche und Gepflogenheiten zugleich einen wichtigen und anziehenden Beitrag zur Sittengeschichte bilden.

Der hellenische Kultus hatte bereits an und für sich einen festlichen Charakter, und die rein rituelle oder zeremonielle Seite der religiösen Feste wurde bald durch allerlei musikalische Aufführungen, Tänze, scenische Veranstaltungen, gymnastische Uebungen, Prozessionen, Volksspiele und dergleichen mehr erweitert. Deswegen singt in den „Göttern Griechenlands" unser Dichter:

„Eure Tempel lachten gleich Palästen,
Euch verherrlichte das Heldenspiel
An des Isthmus kronenreichen Festen,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.

Schön geschlungne, seelenvolle Tänze
Kreisten um den prangenden Altar;
Eure Schläfe schmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar."

Als das Christentum sich über Europa auszudehnen begann, erwies es sich als besonders schwierig, die alten, so tief in den nationalen Anschauungen begründeten heidnischen Feste zu beseitigen, um an ihre Stelle die christlich-kirchlichen Feiern zu setzen. Deswegen suchte sich der christliche Festkultus den altüberlieferten Gewohnheiten mit kluger Berechnung dadurch anzuschmiegen, daß nicht nur christliche Feste, wie zum Beispiel Weihnachten und Ostern, unmittelbar auf heidnische verlegt, sondern auch altherkömmliche Bräuche in großer Zahl als Bestandteile der kirchlichen Feiern beibehalten wurden.



Der Festzug bei der Johannisfeier im alten Florenz.

Zu solchen ursprünglich heidnischen Bräuchen gehört auch das vielerorts noch heute übliche Feueranzünden am Vorabend des Johannisfestes (24. Juni), das in die Zeit der Sommersonnenwende fällt, wo in vorchristlicher Zeit ein Volksfest begangen wurde, das der Sonne und dem Feuer galt. In Italien begeht man dies Sonnenwendfest mit toller Ausgelassenheit durch Schmausereien, an denen alle Stände sich mit echt südländischer Ungezwungenheit beteiligen. Einen ganz eigenartigen und besonders pomphaften Charakter trug die Johannisfeier im alten Florenz während der mittelalterlichen Blütezeit der Arnostadt. Schon am Tage vorher durchzog eine großartige Prozession die Stadt, voran der gesamte Klerus, gefolgt von zahllosen Personen in allegorischen Kostümen, welche Statuen von Heiligen und Reliquien trugen und fromme Gesänge anstimmten. Am Haupttage entwickelte sich auf der Piazza della Signoria, dem eigentlichen Forum der Republik, das der Palazzo Vecchio mit seinem hochragenden Glockenturm und die Loggia dei Lanzi begrenzen, ein überaus imposanter, glänzender Aufzug. Eine Hauptrolle spielten darin die Fahnen aus kostbaren, verschiedenfarbigen Stoffen, welche die seit einem gewissen Zeitraum unterworfenen Städte als Tribut nach Florenz zu schicken hatten. Ferner befanden sich in dem Aufzuge die sogenannten Ceri oder Türme als Tribut der in noch älterer Zeit von den Florentinern eingenommenen Territorien. Diese Ceri waren hochragende, kunstvolle und schön ausgestattete Bauten aus Holz oder Papier, die auf Wagen gefahren wurden. Es befanden sich allerlei Figuren daran, die von den im Innern des Turmes versteckten Leuten bewegt wurden. Die Ceri wurden dem heiligen Johannes als Opfer dargebracht; man hing sie nach Beendigung des Zuges an der ihm geweihten Kirche auf, wo sie bis zum nächsten Jahre verblieben. Am Nachmittag fand ein großes Wettrennen

ſtatt; dem erſten Sieger wurde als Preis der Palio zu teil, ein großes, überaus koſtbares Tuch aus Goldbrokat.

Diesſeits der Alpen gaben Reichstage, Krönungen, fürſtliche Hochzeiten und Einzüge und ähnliche Feſte der

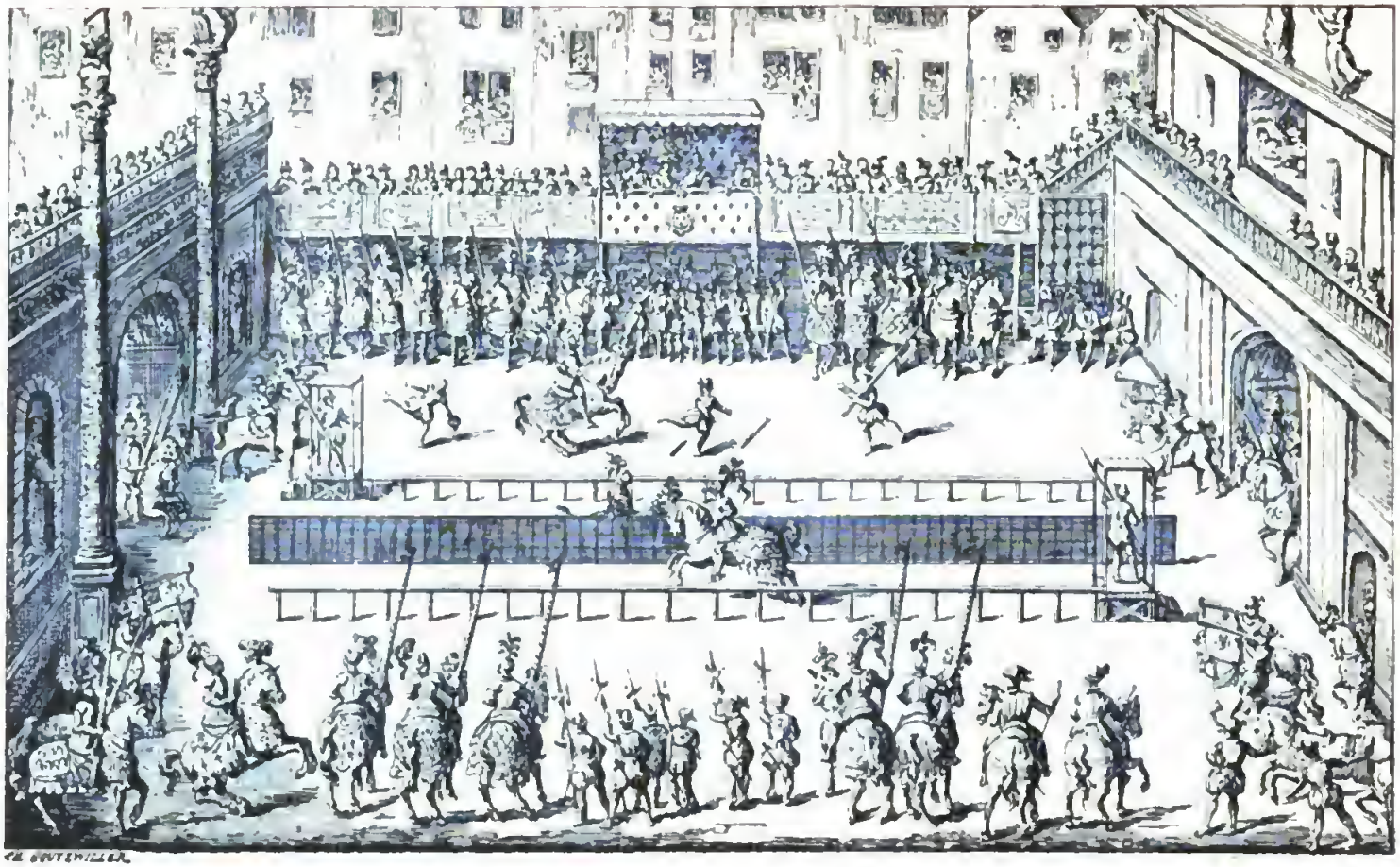
Einzug Iſabellas von Bayern, Gemahlin Karls VI., in Paris (1389).

höfiſch-ritterlichen Geſellſchaft willkommene Gelegenheit, ſich in der ganzen Fülle ihrer Pracht ſehen zu laſſen. Der dabei entfaltete Aufwand verſchlang Summen, die für jene Zeit ganz ungeheuerlich waren. Meiſt wurden auch für das Volk allerlei Schauſtellungen damit verbun-

den, es war aber etwas ganz Gewöhnliches, daß anläßlich solcher Festlichkeiten zugleich neue Auflagen ausgeschrieben wurden, um das dabei vergeudete Geld aus den Taschen der armen Steuerzahler wieder hereinzubringen. Namentlich war das in Frankreich der Fall, und selbst während der für das Land so verderblichen Regierung des Königs Karl VI., der 1393 unheilbar wahnsinnig wurde, entfaltete der Pariser Hof den größten Luxus und feierte die glänzendsten Feste in ganz Europa.

Nachdem dieser Monarch mit Isabella (Isabeau) von Bayern sich vermählt hatte, hielt die junge Königin im Jahre 1389 ihren feierlichen Einzug in Paris, den ein auf der dortigen Nationalbibliothek befindlicher Kupferstich in der naiven Weise jener Zeit darstellt. Es wurden dafür von der Stadt großartige Vorbereitungen getroffen. Man überspannte alle Straßen, durch die der Zug gehen sollte, mit Leinen, und auf allen Plätzen, die er berührte, wurden scenische Schaustellungen hergerichtet und Brunnen aufgestellt, aus denen statt des Wassers Wein und Milch floß. Die Seinebrücke, über die der Zug sich bewegte, war ganz mit blauem Taffet, worin goldene Lilien eingestickt waren, ausgeschlagen. Als die Königin sich auf dieser Brücke befand, wurde mittels einer äußerst kunstvollen Maschinerie vom Turme der Notre-Damekirche ein als Engel gekleideter junger Mensch herabgelassen, der ihr eine schöne Krone auf das Haupt setzte, und dann wieder emporgezogen wurde. Es sah aus, als ob er wieder in den Himmel zurückkehre, und das ganze Volk brach darüber in allgemeinen Jubel aus.

Die Glanzpunkte aller ritterlichen Feste bildeten die Turniere, die ursprünglich einfache Kampfübungen waren, bis sie in Frankreich allerlei ritterlich-romantische Formen und Zuthaten bekamen, unter denen sie vom 12. Jahrhundert an bis noch in das 17. hinein auch in Deutsch-

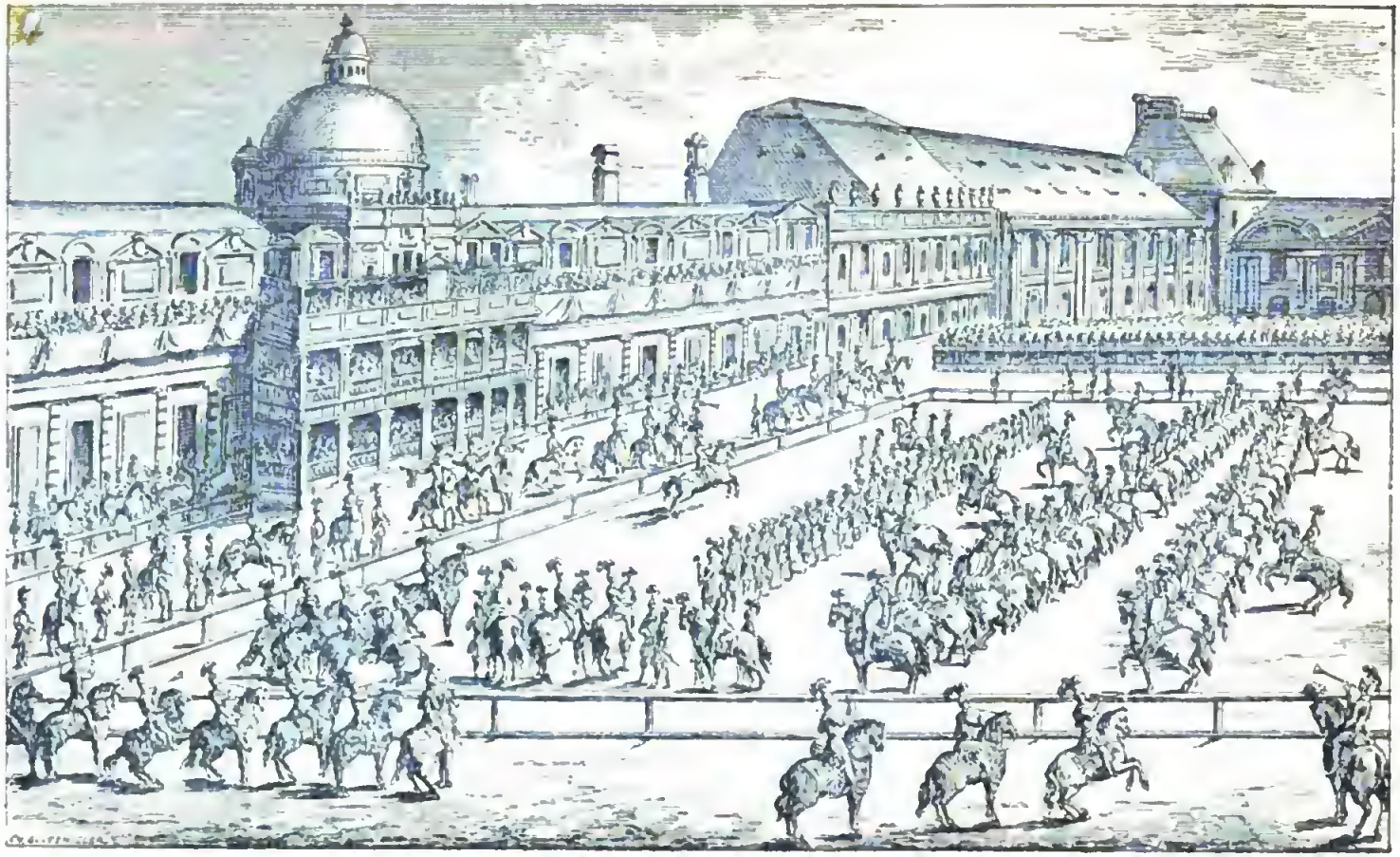


Das Turnier, in dem König Heinrich II. von Frankreich tödlich verwundet wurde.

land stattfanden. Mitunter wurde aus diesen Spielen so blutiger Ernst gemacht, daß zahlreiche tödliche Verwundungen vorkamen; bei einem 1241 zu Neuß abgehaltenen Turnier blieben zum Beispiel sechzig Ritter tot auf dem Platze.

In Frankreich kamen die Turniere ab, seitdem König Heinrich II. 1559 durch ein solches seinen Tod gefunden hatte. Die glänzenden Hoffeste, die der Monarch zur Feier der Vermählung seiner Tochter Elisabeth mit Philipp II. von Spanien und seiner Schwester Margareta mit Emanuel Philibert von Savoyen veranstaltete, sollten durch ein derartiges Waffenspiel, an denen der König besonderes Wohlgefallen fand, geschlossen werden. Heinrich II. ritt dabei persönlich in die Schranken gegen den Grafen v. Montgomery. Die Lanze des letzteren brach an dem Harnisch des Königs ab, und ein Splitter fuhr diesem in das rechte Auge. Er erlag am 10. Juli der Verwundung, und nun wurden die Turniere in Frankreich verboten.

Als die Eisenrüstungen vor den aufkommenden Feuerwaffen mehr und mehr verschwinden mußten, hörten die Turniere in der überlieferten Art überall auf, behielten jedoch in harmloserer Form noch lange einen hervorragenden Platz bei den höfischen Festen. Sie hießen jetzt in Deutschland Ring- oder Ringelstechen und in Frankreich „Carrousels". Es gingen hierbei nicht mehr schwer geharnischte Ritter mit Lanze und Schwert gegeneinander los, um den Gegner in den Sand zu strecken, sondern es galt jetzt, durch Geschicklichkeit und Gewandtheit den Sieg davonzutragen. Man stach in vollem Rennen nach Türken- oder Mohrenköpfen, warf mit Speeren oder hieb mit den Degen danach und schoß auch wohl mit der Pistole auf sie. Ferner stach man nach frei aufgehängten Ringen, und ein Ueberbleibsel dieser höfischen Spiele hat sich bis



Ein „Carrouſel“ Ludwigs XIV. in Paris.

heute in dem Ringelstechen der Kinder auf den Karussells unserer Jahrmärkte erhalten.

Eines der glänzendsten „Carrousels" des 17. Jahrhunderts war dasjenige, welches der „Sonnenkönig" Ludwig XIV. am 5. und 6. Juni 1662 auf dem zwischen dem Louvre und den Tuilerien gelegenen Platze aufführen ließ, der seitdem Place du Carrousel heißt. Der König selbst führte am 5. Juni die erste Quadrille an. Er stellte einen römischen Imperator dar, und sein Kostüm war mit Gold, Silber und Edelsteinen förmlich überladen, wie auch die seiner als römische Ritter gekleideten Begleiter den höchsten Prunk entfalteten. Die Quadrille seines Bruders stellte Perser dar; die des Prinzen von Condé Türken; die des Herzogs von Enghien Indier und die des Herzogs von Guise amerikanische Wilde. Alle Kostüme waren überaus kostbar, aber um ihre Richtigkeit und Treue hatte man sich nach dem Geschmack der damaligen Zeit nicht im mindesten gekümmert, wie das ja auf der Bühne bis zum Ende des 18. Jahrhunderts ebenfalls nicht geschah. So waren zum Beispiel die amerikanischen „Wilden" als Bachanten, Satyre und Bären kostümiert u. s. w.

Im Orient sind fast alle Festlichkeiten religiöser Natur. Die Hauptfeste des Islam sind der Beiram und der Ramadan; besonders feierlich begehen die Muselmännner in Aegypten auch den Geburtstag des Propheten (Môlid en-Nebi), der auf den Anfang des dritten Monats Rabi el-auwel fällt. Bei diesem Feste, das neun Tage und neun Nächte dauert, findet in Kairo die berühmte Ueberreitung (dôse) statt.

Der Scheich der Saadiyn-Derwische begiebt sich nach dem Abendgebet zu Pferde nach der Moschee, die neben dem Hause des El Bekri, des obersten Scheichs aller ägyptischen Derwische, liegt. Auf dem Wege dahin werfen sich nun

eine Menge mohammedanischer Mönche, sowie andere, die es ihnen an Glaubenseifer gleichthun wollen, auf den Boden mit dem Gesichte nach unten gekehrt, wobei immer

Das Fest der Ueberreitung (dôse) in Kairo.

ein Körper dicht neben dem anderen liegt. Ueber diesen Teppich von Menschenleibern reitet nun der Scheich auf seinem von zwei Dienern, die ihre Schuhe in der Hand tragen, geführten Rosse hinweg. Ihm folgt eine Anzahl

Derwiſche barfuß, die kleine Pauken ſchlagen oder Banner tragen und auf die Rücken ihrer am Boden liegenden Genoſſen treten, wobei ſie unausgeſetzt: „Allah!“ rufen. Das zuſchauende Volk ſchreit gleichfalls: „Allah, la, la, la, la, lah!“ bis dieſe ſeltſame Prozeſſion beendigt iſt. Die meiſten der Hingeſtreckten ſpringen nachher unverletzt auf und folgen dem Scheich. Wer eine Verletzung davonträgt, beladet ſich noch außerdem mit dem Schimpf, daß er am vorhergehenden Tage die ihn allein ſchützenden Gebetsformeln nicht richtig geſprochen habe.

Bekanntlich umfaßt der Islam eine Menge von Sekten, deren bedeutendſte die beiden großen Parteien der Sunniten und Schiiten ſind. Erſtere haben die Sunna oder Tradition angenommen, welche die Ausſprüche und Handlungen des Propheten berichtet, die durch ſeine Gefährten, ſeine Frauen und die drei erſten Kalifen, Abu Bekr, Omar und Othmân, überliefert worden ſind.

Die Schiiten (von schîa, Sekte, Ketzerei) dagegen verwerfen dieſe Tradition; ſie ſind die Anhänger des vierten Kalifen Ali (des Schwiegerſohnes Mohammeds), betrachten ihn als den rechtmäßigen Nachfolger des Propheten und widmen ihm und ſeinen Söhnen Haſſan und Huſſeïn geradezu göttliche Verehrung. Der Schiismus iſt in Perſien Staatsreligion, während faſt ſämtliche Mohammedaner in der Türkei, in Afrika und Arabien Sunniten ſind. In allen perſiſchen Städten und überall, wo ſich größere Kolonien von Schiiten befinden, wird nun alljährlich am Vorabende des 10. Moharrem, dem Tage des Aſchurafeſtes, nach Sonnenuntergang ein großes Trauerfeſt zu Ehren Huſſeïns begangen.

Nach dem Tode ſeines Bruders Haſſan wurde Alis zweiter Sohn Huſſeïn zum Nachfolger des Propheten ausgerufen. Als dieſer aber ſeine Rechte gegen Jeſid I. geltend machen wollte, wurde er mit allen ſeinen Getreuen am 10. Oktober

680 bei Kerbela am rechten Euphratufer niedergemacht. Der Leichnam Huſſeïns wurde an Ort und Stelle begraben, das abgeſchnittene Haupt aber nach Damaskus zu Jeſid

Die Prozeſſion der ſich ſelbſt verwundenden Schiiten beim Moharremfeſte.

gebracht. Seitdem gilt er als Märtyrer, und die geſamte ſchiitiſche Welt beklagt noch alljährlich ſeinen Tod in dem erwähnten Feſte.

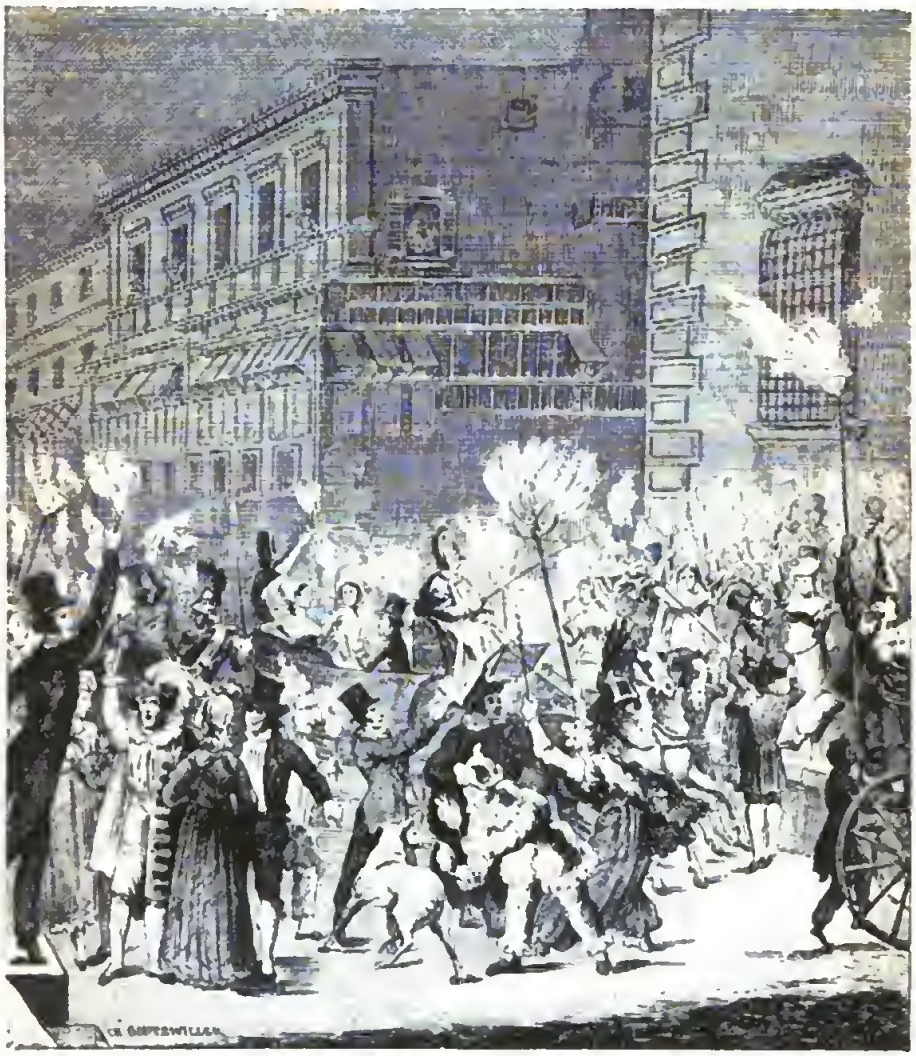
Zehn Tage lang ſind ſtrenge Faſten vorgeſchrieben.

Am Abende des neunten Tages werden seltsame Tänze und scenische Darstellungen, die den Tod Hassans und Hussein's zum Gegenstande haben, aufgeführt. Am zehnten Tage endlich findet die große Trauerprozession statt, die an die ehemaligen Züge der Flagellanten oder Geißler im Abendlande erinnert und einen grausenerregenden Anblick gewährt.

Zunächst kommen allerlei Bilder und Abzeichen, die sich auf die Geschichte der unglücklichen Familie Alis beziehen; ihnen folgen die an dem Trauerzuge sich beteiligenden Fanatiker, die an ihrem eigenen Körper eine möglichst naturgemäße Wiedererneuerung der Leiden jener vollziehen und durch diese Selbstpeinigung ein Gott wohlgefälliges, beseligendes Werk zu vollbringen wähnen. Die einen schlitzen sich das Gesicht mit einem Säbel auf oder bohren sich scharfe Holzsplitter in die Haut der Stirne und der Wangen, andere haben mit Ketten Messer und Dolche so an ihrem Leibe befestigt, daß bei jeder Bewegung die Schneiden in das Fleisch eindringen. Noch andere geißeln sich oder schlagen sich mit den geballten Fäusten. Die meisten sind schon nach kurzer Zeit ganz mit Wunden bedeckt, aus denen das Blut auf ihre hemdartigen Gewänder niederrinnt. Angefeuert durch die taktmäßigen Töne einiger Trommeln und klarinettartiger Blasinstrumente ziehen sie dahin, einen eintönigen Liedrefrain oder eine Gebetsformel ausstoßend, während die Zuschauer unablässig: „Ali ha! Hassan ha! Hussein ha!“ rufen und gleichfalls immer mehr in leidenschaftliche Erregung geraten. Den Schluß des entsetzlichen Festes bilden Darstellungen des Martyriums Hussein's. Die blutigen Hemden der Selbstpeiniger werden von ihren Familien aufbewahrt und gelten als verehrungswürdige Reliquien.

Um unseren Lesern zum Schluß noch einige Bilder erfreulicherer Festlichkeiten vorzuführen, kehren wir nach dem

Abendlande zurück. Das luſtigſte unter allen volkstümlichen Feſten iſt der Karneval mit ſeiner Deviſe: „Heiter auch in ernſter Zeit,“ während deſſen die Faſchingstollheit überall die ergötzlichſten Blüten treibt. Es iſt eine merk-



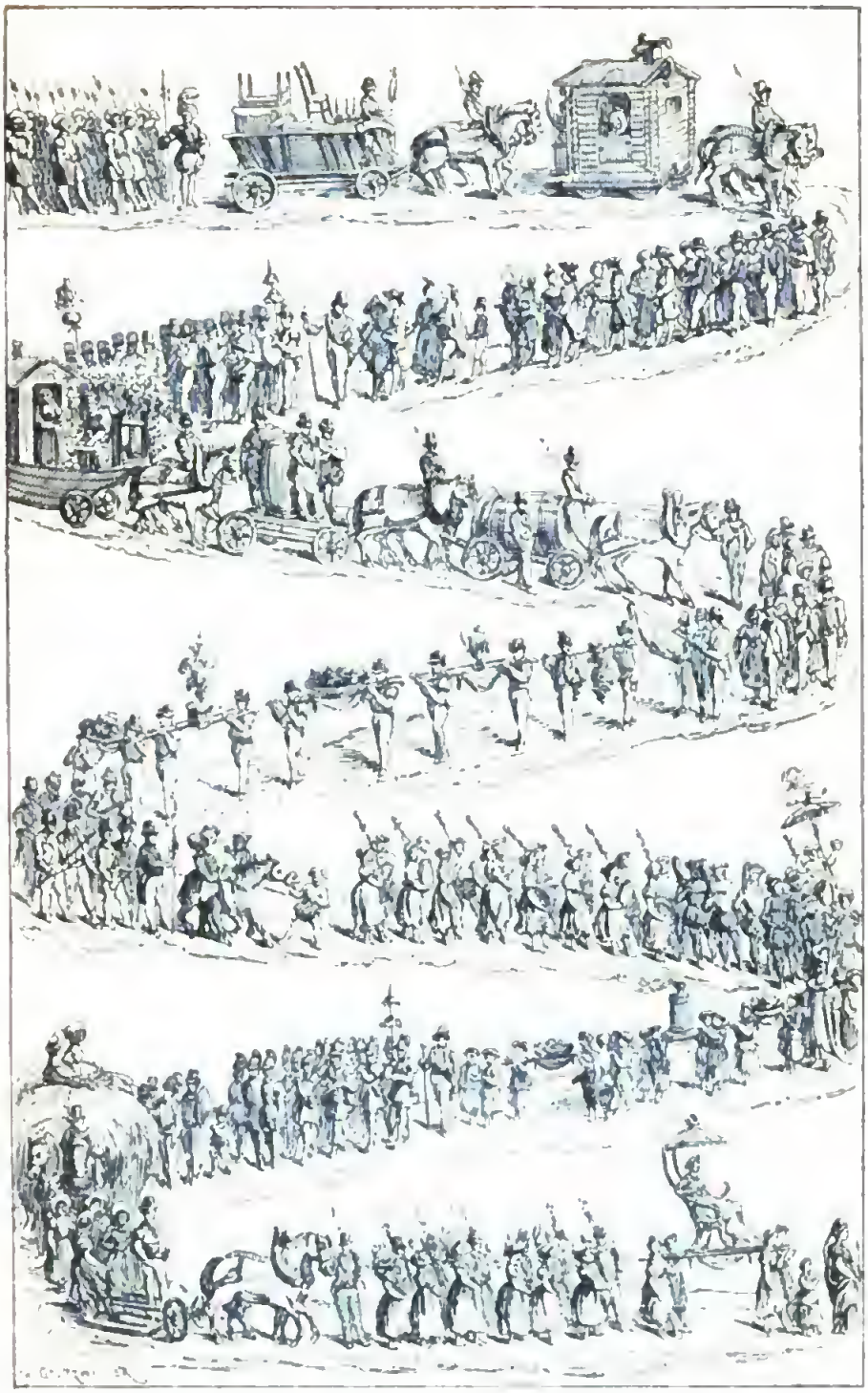
Der Schluß des römiſchen Karnevals: Die Moccolifeier.

würdige Erſcheinung, daß alle Jahre um dieſelbe Zeit ein ſeltſam ausgelaſſener Geiſt die Gemüter der verſchiedenſten Nationen durchzieht und ſie antreibt, allerlei Unſinn unter der Narrenkappe zu treiben, die ſelbſt Goethe verteidigt hat mit den Verſen:

„Ein jeder weltgewandte Mann
Zieht sie behaglich über Kopf und Ohren;
Sie ähnelt ihn verrückten Thoren,
Er ist darunter weise, wie er kann."

Der Name Karneval stammt bekanntlich aus Italien. Dort bezeichnete man ursprünglich damit die durch Lustbarkeiten und Schmausereien ausgefüllte Periode vom Feste der heiligen drei Könige (6. Januar) bis zum Aschermittwoch, an dem die vierzigtägigen Fasten beginnen, während deren die katholische Kirche jeden Fleischgenuß verbietet (daher carne vale, das heißt: Fleisch, lebe wohl). In unseren heutigen Fastnachtslustbarkeiten aber finden sich Bräuche vereint, die teils von den altgermanischen Frühlingsfesten und den nordischen Julfeiern, teils von den Luperkalien und Saturnalien des Südens herstammen.

Auf der Apenninischen Halbinsel ist gegenwärtig am besuchtesten und berühmtesten der Karneval in Nizza mit seiner Blumenschlacht und seinem Korso, während der ehedem so glanzvolle Karneval in Rom in neuerer Zeit viel von seinem Reize verloren hat. Eigenartig ist dort aber noch immer der Schluß dieses Volksfestes, das althergekömmliche Anzünden und Ausblasen der Moccoli (Wachslichtchen). Wenn am letzten Abend des Karnevals die Dunkelheit hereinbricht, dann kommen auf dem Korso, dem Hauptsitze der Faschingslust, überall Lichter zum Vorschein, welche die Masken in den Händen tragen, und deren Anzahl mit zauberhafter Schnelligkeit zunimmt. „Auf den Fenstern und Balkonen," schreibt Adolf Stahr, „hängen bunte durchscheinende Papierlaternen, zierliche Armleuchter mit Wachskerzen, und selbst von den Dächern herab schwanken auf zusammengebundenen zehn bis zwanzig Fuß langen Rohren oft ebensoviele Kerzen. Fußgänger tragen nicht selten hohe Lichterpyramiden auf den Köpfen, und ist dies nicht der Fall, wenigstens eine Kerze hält



Der Zug bei dem Winzerfeſt in Vevey.

jeder in der Hand, mag er nun im Fenster, in der Kutsche, auf dem Balkon stehen oder auf der Straße gehen."

„Moccoli! Moccoletti!" wird von allen Seiten geschrieen, der eigentliche Scherz bei dieser Moccolifeier besteht nun aber darin, daß man versucht, sich gegenseitig das Licht durch Blasen oder Schwenken mit Hüten und Taschentüchern auszulöschen. Eine tolle Lustigkeit bemächtigt sich aller, und wenn ein solcher Streich gelungen ist, dann ertönt der Ruf: „O che vergogna, senza moccolo!" (O, welche Schmach, kein Licht!), den alsbald Hunderte wiederholen.

Alles tobt gegeneinander, man klettert selbst an Fensterbrüstungen herauf, um den oben Stehenden die Lichter auszulöschen, und herrlich ist der Anblick unten vom Korso herauf, wenn diese Unzahl von Lichtern in der Straße und in den Fenstern und auf den Balkonen der Häuser leuchtet, zittert, schwindet und immer wieder aufflammt. Gegen halb acht Uhr verkündet die Glocke des Kapitols das Ende der Faschingslust, und wie mit einem Hauche verlöschen alle Kerzen. „È morto il carnevale!" (Der Karneval ist tot!)

Kaum minder lustig wie zur Faschingszeit pflegt es in den weinbauenden Gegenden bei der Weinlese zuzugehen, zumal wenn die Reben in reicher Fülle der Trauben prangen und diese einen guten Tropfen erwarten lassen. Ein besonders eigenartiges Winzerfest, auf das wir zum Schluß noch hinweisen wollen, begeht in dem reizend am Genfersee gelegenen Vevey die dortige alte Winzerzunft (Confrérie oder Abbaye de Vignerons) in mehrjährigen, unregelmäßigen Zwischenräumen (zuletzt 1851, 1865 und 1889). Manche wollen dieses Fest auf römisch-griechischen Bacchuskult zurückführen, die ersten beglaubigten Nachrichten darüber stammen aber erst aus dem 16. Jahrhundert.

Digitized by Google

Der Marktplatz der Stadt wird dazu in ein Theater unter freiem Himmel verwandelt. Kanonendonner und Glockengeläute verkünden das Nahen des Festzuges, den die Ehrenwache, das Corps der Schweizer, in spanischer Tracht, mit Hellebarden, eröffnet. Dann kommen die Räte der Confrérie, gleich ihrem Oberhaupte, dem Abbé, in der Tracht des vorigen Jahrhunderts, und die Winzer, denen Preise gewährt werden sollen. Ihnen folgen die Hirtengöttin Pales, mit Hirten und Hirtinnen, Gärtnern und Gärtnerinnen, Mähern und Mäherinnen; die Erntegöttin Ceres mit Säern und Säerinnen, Schnittern und Aehrenleserinnen, Dreschern; der Weingott Bacchus mit Satyrn, Faunen und Bacchantinnen u. s. w. Jede Abteilung singt und tanzt, den Schluß bilden Jodler und Alpenbläser; ebenso wird jede Gottheit beim Betreten der Bühne von ihrem Oberpriester und einem Männer- und Frauenchor mit Gesang begrüßt. Den Beschluß bildet gewöhnlich ein großartiger Ball, der für das junge Volk stets das beliebteste aller Feste zu sein pflegt.

Helene von Orleans und die Februarrevolution.

Eine Erinnerung an den 24. Februar 1848.

Von **Fr. Regensberg.**

Mit 2 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

„Das ist kein Aufstand — das ist eine Revolution!“ mit diesen Worten stürzte am Vormittag des 24. Februar 1848 bleich und erregt die verwitwete Herzogin von Orleans, von Geburt eine mecklenburgische Prinzessin, in das Gemach der Tuilerien, in dem ihr ältestes Söhnchen, der fast zehnjährige Graf von Paris, unter Aufsicht seines Hofmeisters Adolphe Regnier mit einer Uebersetzung aus dem Lateinischen beschäftigt war.

Die Sturmglocken ertönten von allen Seiten, das wilde Getöse des Barrikadenkampfes und das unheimliche Geknatter des Gewehrfeuers kamen dem stolzen Königsschloß an der Seine immer näher. Bis jetzt aber hatten die Mitglieder der königlichen Familie, von der Verblendung Ludwig Philipps angesteckt, immer noch an der Meinung festgehalten, die am 22. Februar jenes denkwürdigen Jahres in Paris ausgebrochenen Unruhen seien bloß ein von den Legitimisten und Republikanern veranlaßter Putsch, um die

zum Losungsworte aller Gegner der Regierung gewordene Wahlreform zu erzwingen. Mit unbegreiflichem Starrsinn hatten sowohl der König und sein Premierminister Guizot wie auch die durch unlautere Mittel gewonnene Kammermehrheit jeden Antrag auf Einführung einer solchen, von allen Klarsehenden als unerläßlich bezeichneten Reform zu-

Helene, Herzogin von Orleans, mit ihren Kindern, dem Grafen von Paris und dem Herzog von Chartres.

rückgewiesen und dadurch zuletzt das Unheil heraufbeschworen, das nun im Anzuge war.

Schon hatte der König am 23. den allgemein verhaßten Guizot fallen lassen und dessen Demission annehmen müssen. In der Nacht war der vorher von Ludwig Philipp als „für immer unmöglich" bezeichnete Thiers ins Schloß gerufen worden, um ein neues Kabinett zu bilden, da der zunächst damit betraute Graf Molé es nicht fertig brachte.

Mittlerweile war aber die Stimmung in der Stadt eine andere und direkt die Dynastie selbst bedrohende geworden, seit am Spätabend des 23. von einem Linienbataillon auf einen dem Ministerium des Aeußeren zudrängenden Haufen von Tumultuanten eine Salve abgegeben worden war, die zahlreiche Opfer auf das Pflaster hingestreckt hatte. Jetzt war an die Stelle des Rufes nach Reform der allgemeine Schrei: „Nieder mit Ludwig Philipp!“ getreten. Alle Zugeständnisse kamen nun zu spät. Die Truppen waren heute, am dritten Tage der Unruhen, teils müde und entmutigt, zum Teil auch ohne bestimmte Befehle; die Siegeszuversicht des Volkes wuchs mit jeder Stunde, während der König alle Haltung und Geistesgegenwart verlor. Als auch der Versuch, durch die Ankündigung eines Ministeriums Odilon Barrot-Thiers, die Ernennung des beliebten Generals Lamoricière zum Kommandanten der größtenteils auf seiten des Volkes stehenden Nationalgarde, Verheißung der so lange verweigerten Wahlreform und die Zurückziehung der Truppen sich als aussichtslos erwiesen hatte, den Sturm zu beschwören, erklärte Ludwig Philipp, zu Gunsten seines Enkels abdanken zu wollen.

Seine Schwiegertochter, die Herzogin Helene, erkannte sofort, daß es sich in diesem Augenblicke um das Geschick der ganzen Dynastie handle, und daß das Oberhaupt einer Regierung keine unheilvollere Maßregel treffen könne, als in einem Momente abzudanken, da die Revolution ihr Haupt mit jeder Minute drohender erhob. In tiefster Bewegung fiel sie vor ihm nieder und beschwor ihn unter Thränen, seinen Entschluß zu ändern. Auch die Königin Amélie vereinte ihre Bitten mit denen der Herzogin, doch der König ließ sich nicht umstimmen. Er schrieb die Urkunde nieder, worin er die Krone zu Gunsten seines minderjährigen Enkels, des Grafen von Paris, niederlegte, und traf außerdem die Verfügung, daß die Herzogin von Orleans Regentin sein

ſolle, während früher ſein beim Volke wenig beliebter Sohn, der Herzog von Nemours, für den Fall, daß der König ſtürbe, zum Regenten eingeſetzt worden war.

Als Ludwig Philipp ſich dann anſchickte, in bürgerlicher Kleidung die Tuilerien zu verlaſſen, um mit den Seinen in die Verbannung zu gehen, wandte er ſich noch einmal zur Herzogin und ſagte: „Helene, bleiben Sie!“ Der Abgeordnete Lacroſſe trat zu der Weinenden mit den Worten: „Madame, gehen Sie mit Ihren Kindern nach der Deputiertenkammer; ich bin überzeugt, das Volk wird Ihnen Platz machen: Sie tragen ja Witwentrauer!“

Ludwig Philipp, König von Frankreich.

Die Herzogin Helene, eine zarte Frau, hatte nicht die mindeſte Anlage zu einer Semiramis, die ſich kühn einem Aufſtande entgegenwirft, allein die ſchwere Aufgabe, die der abdankende Monarch auf ihre Schultern legte, drückte ſie nicht nieder. Sie wuchs mit der ſteigenden Gefahr und erachtete es für ihre Pflicht, alles aufzubieten und ſelbſt das Leben einzuſetzen, um die vom Könige mutlos niedergelegte Krone ihrem Erſtgeborenen zu erhalten, dem ſie nach ihrer Ueberzeugung gebührte.

Das Erscheinen der Herzogin mit ihren Kindern in der Pariser Deputiertenkammer gehört zu den ergreifendsten Scenen jener wildbewegten Zeit, und da die mutvolle Herzogin, die deutsche Fürstentochter, eine der edelsten und liebenswürdigsten Frauen ihrer Zeit war, so dürfte das fünfzigjährige Jubiläum der Februarrevolution wohl ein passender Anlaß sein, ihr Andenken neu aufleben zu lassen.

Prinzeß Helene war am 24. Januar 1814 in Ludwigslust geboren als Tochter des Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin und seiner zweiten Gemahlin Karoline, einer Tochter Karl Augusts von Weimar. Auch diese Gattin verlor der Erbgroßherzog schon nach kurzer Ehe; allein seine dritte Gemahlin, die Prinzessin Auguste von Hessen-Homburg, ward Helenen eine so treue und sorgsame Mutter, daß die Bande des Blutes ihr keine zärtlichere hätten verschaffen können. Dies war ein um so größeres Glück für das Kind, als auch der Vater ihr schon früh durch den Tod entrissen wurde. Sie erhielt eine vortreffliche Erziehung, welche ihre Geistesgaben und ihr warmherziges Gemüt zur schönsten Entfaltung brachte. Körperlich entwickelte sich die Prinzessin zu einer echt deutschen Jungfrau mit großen Vergißmeinnichtaugen und blondem Haar.

Als sie ihre erkrankte Stiefmutter nach Teplitz begleitete, sah sie dort der französische Gesandte, Graf Bresson, der zuerst den König Ludwig Philipp auf Helene als eine passende Gemahlin für den Kronprinzen, den Herzog von Orleans, aufmerksam machte. Dort lernte sie auch der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen kennen, dem das echt Weibliche und für ihre jungen Jahre so ungemein Verständige an der mecklenburgischen Prinzessin überaus gefiel. Der durch die Julirevolution von 1830 vertriebene König von Frankreich, Karl X., und die Dauphine, welche gleichzeitig die Teplitzer Bäder gebrauchten, gewannen sie

gleichfalls lieb — nicht ahnend, daß die deutsche Prinzessin nach wenigen Jahren als künftige Herrscherin Frankreichs in die Tuilerien einziehen werde.

Wie der „Bürgerkönig" Ludwig Philipp in den Augen des Zaren Nikolaus I. einfach ein Thronräuber war, so betrachteten ihn auch die meisten Höfe jener Zeit als mit einem Makel behaftet. Es wurde ihm daher nicht leicht, für seine Söhne ebenbürtige Gemahlinnen zu finden. Die beiden ältesten, der Herzog von Orleans und der Herzog von Nemours, traten zu diesem Zwecke 1836 eine Rundreise bei fast allen großen Höfen an und fanden zwar überall eine sehr höfliche Aufnahme, aber nirgends eine offene Zusage. Friedrich Wilhelm III. hatte jedoch die beiden Prinzen persönlich liebgewonnen, und als nun Ludwig Philipp auf die oben erwähnte Anregung hin in Ludwigslust für den Kronprinzen um die Hand der Prinzessin Helene werben ließ, verwendete er sich nachdrücklich zu seinen Gunsten. So kam die Verlobung zu stande.

Es war ein prachtvoller Frühlingstag, der 25. Mai 1837, als Helene die Grenze Frankreichs überschritt, das sie elf Jahre später als Witwe und Flüchtling wieder verlassen sollte. Seit weniger als einem Jahrhundert war sie die dritte deutsche Prinzessin, welche die traute Heimat verließ, um auf dem vulkanischen Boden der Seinestadt sich eine neue zu suchen. Zweimal bereits war dies Wagnis mißglückt, allein Prinzeß Helene dachte offenbar nicht an ihre Vorgängerinnen Marie Antoinette und Marie Luise, als sie glückstrahlend und froher Hoffnungen voll ihrem Ziele entgegeneilte.

Bis Chalons war ihr der Bräutigam, ein schöner, ritterlicher und geistig hochbegabter Prinz, entgegengereist, und die beiden jungen Leute, die sich nie zuvor gesehen hatten, faßten vom ersten Augenblicke an eine lebhafte Zuneigung füreinander. Ihre Ehe, die am 30. Mai im Schlosse zu

Fontainebleau geschlossen wurde, gestaltete sich zu einer der glücklichsten. Am 24. August 1838 wurde der Graf von Paris geboren, und in frohem Vaterstolz schrieb der Herzog von Orleans drei Stunden nachher seiner Schwester: „Helene hat mir soeben einen kräftigen Sohn geboren. Auch hier zeigt sich der Stern der Orleans! Nun aber das Kind da ist, heißt es trachten, daß es auch eines Tages den Thron besteige.“ Bekanntlich ist das nicht eingetroffen, denn der Graf von Paris starb (1894) als Verbannter auf englischem Boden. Noch ein zweiter Sohn, Robert, Herzog von Chartres, wurde dem Paare geboren, und immer heller schien der „Stern der Orleans“ aufzuleuchten.

Um so vernichtender traf Helene und das ganze Fürstenhaus der schwere Schlag, als am 13. Juli 1842 der Herzog von Orleans durch einen Sprung aus seinem Wagen, dessen Pferde durchgingen, das Leben verlor. Man darf wohl die Behauptung aufstellen, daß die Ereignisse von 1848 eine ganz andere Wendung genommen haben würden, hätte das Geschick diesen in jeder Beziehung tüchtigen, allbeliebten Kronprinzen seiner Familie und seinem Lande erhalten.

Seiner Witwe kam die Februarrevolution ebenso unerwartet wie dem Könige und seiner ganzen Umgebung; auch im Auslande hielt man ja die Julidynastie trotz aller Putsche und Attentate für festgegründet. Der Herzogin Helene hatte allerdings der berühmte Maler Ary Scheffer, ein treu ergebener Anhänger der Familie Orleans, welcher dem kleinen Grafen von Paris Zeichenunterricht erteilte, wenige Tage vor Ausbruch der Revolution seine ernsten Besorgnisse und die Befürchtung ausgesprochen, daß die Sache angesichts der hochgradigen Erregung der Bevölkerung leicht einen schlimmen Ausgang nehmen könne. Doch Helene wollte an keine Gefahr glauben und tadelte ihn, daß er sie unnötig zu schrecken suche. Um die Mittagszeit des 24. Februar wußte sie, daß der Maler recht gehabt hatte. Er fehlte

auch in der Stunde der Gefahr nicht an der Seite der von ihm hochverehrten edlen Frau.

Während die Volksscharen gegen ein Uhr in die Tuilerien eindrangen, verließ durch eine andere Thür eine schwarzgekleidete junge Frau das Königsschloß. Sie hielt einen Knaben an der Hand, einen noch kleineren trug ein hinter ihr gehender Offizier auf dem Arm. Die Frau in Trauer war die Herzogin Helene, die den Grafen von Paris führte; Ary Scheffer, der Offizier in der Nationalgarde war, trug den kleinen Herzog von Chartres, sorgsam in seinen Mantel gewickelt, da man den erkrankten Knaben direkt aus dem Bettchen geholt hatte. Neben ihnen ritt der Herzog von Nemours in Generalsuniform, alle Orden auf der Brust.

Die Menge, welche kurz vorher noch Verwünschungen gegen die Orleans ausgestoßen hatte, achtete Helenens edle Weiblichkeit und ihren Mut; man bildete eine Gasse, durch die sie mit ihren Begleitern hindurchschreiten konnte. Auf der Konkordienbrücke, die von der Place de la Concorde unmittelbar auf das Palais Bourbon, den Sitz der Deputiertenkammer, zuführt, verwickelte sich der Graf von Paris in den Kleidbesatz seiner Mutter und fiel. Sie schrie auf, allein der Knabe hatte sich nichts zuleide gethan und war rasch wieder auf den Beinen.

In dem großen Saale der Deputiertenkammer, in dem sich der Schlußakt des Sturzes der Julidynastie abspielen sollte, war die Sitzung gegen halb zwei Uhr eröffnet worden. Lebhafte Unruhe herrschte unter den versammelten Volksvertretern, zumal seitdem sich die Kunde von der Abdankung Ludwig Philipps zu Gunsten seines Enkels unter der Regentschaft der Herzogin verbreitet hatte. Dann entstand auf einmal eine große Bewegung. Ein Offizier war eingetreten, hatte die zum Sitze des Präsidenten Sanzet hinaufführenden Stufen erstiegen und diesem eine Meldung zugeflüstert. Der Präsident läutete mit seiner Glocke und

sagte: „Meine Herren, ich melde Ihnen die Ankunft der Herzogin von Orleans.“ Kammerpedelle brachten drei Stühle und setzten sie vor der Rednerbühne hin, die sich unterhalb des Präsidentensitzes und des Bureaus der Kammer, den Sitzen der Abgeordneten gegenüber, befindet, der mittlere Stuhl wurde schleunigst wieder weggenommen und durch einen mit Leder überzogenen Lehnsessel ersetzt — gleichsam ein Spottbild des königlichen Thrones, den das Volk aus den Tuilerien fortgeschleppt hatte und in diesem Augenblick unter Hohngelächter auf dem Bastillenplatz verbrannte.

Die Thür des Halbkreises, dem Präsidentensitze gegenüber, ging auf, und die Herzogin, ihre beiden Söhne an der Hand haltend, trat ein. Sie hatte ihren Schleier über den Hut zurückgeschlagen, ihr Antlitz war bleich, und in ihren Augen glänzten Thränen, aber ihre Haltung war ruhig und gelassen. Lauter Beifall aus den Reihen der Abgeordneten und der Zuschauer auf den Galerien begrüßte die von allen Parteien geachtete Frau. Sie verneigte sich und stieg dann schnell die Stufen abwärts, um auf den für sie und ihre Söhne bestimmten Sitzen Platz zu nehmen. Die beiden Knaben waren gleich gekleidet; sie trugen schwarze Jacken mit gefältelten Halskrausen, und ihre Kinderaugen verrieten mehr Neugierde und Staunen als Angst. Hinter ihnen stellte sich der Herzog von Nemours auf, dem sich noch einige Generäle, Offiziere und Nationalgardisten angeschlossen hatten.

Jetzt bestieg Dupin, ein ergebener Parteigänger der Orleans, die Tribüne und kündigte unter dem lauten Beifall der Majorität die Abdankung des Königs und die Regentschaft der Herzogin an. Dann begann der Präsident zu reden, doch schon nach den ersten Worten klopfte die Revolution auch an die Pforte der Volksvertretung. Kolbenstöße dröhnten gegen die auf der linken Seite der Rednerbühne befindliche Thür. Diese gab alsbald nach, worauf

bewaffnete Männer des Volkes, vermischt mit Nationalgarden, in den Saal drangen. Es gab einen großen Tumult, in dem sich zuletzt Alfons v. Lamartine, der berühmte Dichter, von seinem Platze erhob und mit seiner alles übertönenden Stimme rief: „Ich beantrage, daß der Herr Präsident die Beratung vorläufig aussetze. Es erheischt dies die Achtung vor der Volksvertretung, es erheischt dies die Achtung vor der erhabenen Fürstin, die sich hier vor uns befindet.“

In diesem Antrage war zugleich eine feine Hindeutung darauf enthalten, daß die Herzogin sich nicht im Sitzungssaale der Volksvertreter aufhalten dürfe, deren Berechtigung der Präsident nicht verkennen konnte. Er bat daher die Herzogin, den Saal verlassen zu wollen, da ihre Anwesenheit gegen die für die Kammer maßgebende Ordnung verstoße. Helene aber fühlte wohl, daß die Krone für ihren Sohn verloren sei, wenn sie ginge, und sie antwortete daher mit sanfter, aber entschiedener Stimme: „Mein Herr, dies ist eine königliche Sitzung.“ Voll Geistesgegenwart bezeichnete sie die von dem Gewöhnlichen so abweichende Lage, daraus die Berechtigung zu ihrer Anwesenheit herleitend. Auch zu ihrer Umgebung sagte sie, als diese sie gleichfalls zum Fortgehen drängte, angesichts der in immer größeren Scharen eindringenden Volksmenge, die eine sehr feindselige Stimmung kundgab: „Wenn ich jetzt die Kammer verlasse, kehrt mein Sohn niemals zurück.“ Selbst als das Gedränge um sie und ihre Kinder herum immer gefahrdrohender wurde, ging sie nicht fort, sondern stieg nur mit den beiden Prinzen die Treppe zwischen den Sitzreihen hinan, um sich dann auf der obersten Bank des linken Zentrums niederzulassen, wo man ein wenig freier atmen konnte. Der Herzog von Nemours trat hinter einen der kleinen Prinzen, und um die Gruppe sammelte sich zu ihrem Schutz ein Kreis von Abgeordneten und National-

gardisten. Vom Konkordienplatz und von den Tuilerien her hörte man noch fortwährend schießen. Immer massenhafter strömte das Volk der Vorstädte in das unbewachte Haus, in dem die Herzogin von Orleans jetzt keine geringeren Qualen zu erdulden hatte, als einst Marie Antoinette, während sie an der Seite ihres willensschwachen Gemahls Beratungen anhören mußte, die mit der Vernichtung der königlichen Gewalt endeten.

Aehnlich verlangte der republikanische Abgeordnete Marie in Gegenwart der Herzogin die Einsetzung einer provisorischen Regierung und versetzte damit in dem allgemeinen Hin- und Herschwanken der Gemüter der Regentschaft den ersten Stoß. Die Zuschauer auf den Tribünen klatschten Beifall. Crémieux unterstützte den Vorschlag: man müsse im Jahre 1848 nachholen, was 1830 versäumt worden, zudem sei die Regentschaft der Herzogin auch ungesetzlich; Genoude, Chefredakteur der „Gazette de France", erklärte, man müsse die Nation einberufen, ohne deren Zustimmung nichts gültig sei. So riß jede Minute einen Stein mehr aus der schon fast zerbrochenen Krone, die eine machtlose Kammer auf dem Haupte eines Kindes festzuhalten sich bemühte. Odilon Barrot, der soeben eingetreten war, ergriff das Wort für die Regentin und sagte: „Unsere Pflicht ist ganz genau vorgeschrieben. Sie hat glücklicherweise die Einfachheit, welche eine ganze Nation ergreift; sie wendet sich an ihr Edelstes und Innerstes, an ihren Mut, an ihre Ehre. Die Julikrone ruht auf dem Haupte eines Kindes und einer Frau!"

Als die Freunde der Regierung nach diesen Worten in stürmische Beifallsäußerungen ausbrachen, erhob sich die Herzogin und dankte durch eine Verneigung. Der kleine Graf von Paris stand auf einen Wink seiner Mutter ebenfalls auf und grüßte die Versammlung. Jetzt war der geeignete Moment für die Regentin, einige Worte zu

sprechen und die Kammer dadurch mit sich fortzureißen. Sie erhob sich auch in der That und gab dem Präsidenten mit einem in der Hand gehaltenen Papier ein Zeichen, daß sie sprechen wolle. Zugleich begann sie zu reden, aber die Worte der zarten, tieferregten Frau blieben in dem herrschenden Lärm unhörbar, und so ging der letzte günstige Augenblick verloren.

Der Marquis v. Larochejacquelin brachte der Herzogin einige huldigende Worte dar, wendete sich dann aber als Rächer der 1830 verratenen Legitimität in vernichtenden Worten gegen die Regierung und deren Anhänger. Ledru-Rollin verlangte eine nicht von der Kammer, sondern vom Volke zu ernennende provisorische Regierung, und Lamartine erklärte gleichfalls die sofortige Berufung einer Nationalversammlung für notwendig, welche über die künftige Regierungsform entscheiden solle.

Inzwischen waren die Unordnung und der Lärm im Saale immer toller geworden. Die direkt vom Straßenkampf kommenden Eindringlinge, deren Gesichter noch von der Hitze des Kampfes und von dem Feuer des Champagners glühten, den sie nach ihrer eigenen Aussage dem „Papa Ludwig Philipp" weggetrunken, schrieen: „Nieder mit der Kammer! Fort mit den Deputierten!" und wiederholt wurden Gewehre auf die Gruppe angelegt, welche die Herzogin und ihre Kinder umgab. Blutenden Herzens mußte Helene es sich eingestehen, daß für sie und die Sache ihres Sohnes nichts mehr zu hoffen sei, und so willigte sie jetzt ein, die Deputiertenkammer zu verlassen, als auch der Vorsitzende und die meisten Abgeordneten unter dem Hohn der Volksmenge das Feld räumten. Bevor sie aber glücklich ins Freie gelangte, sollte sie noch Todesqualen ausstehen. In den engen, von Menschen überfüllten Gängen, durch die sie sich mit ihrer Begleitung hindurchwinden mußte, wurden die Kinder von ihrer Seite gerissen. Während die Mutter

verzweifelt aufschrie, schleuderte sie ein Stoß von unwiderstehlicher Gewalt gegen die zur Salle des Pasperdus führende Glasthür und schob sie hindurch. Dieselbe Menschenwoge trug sie dann weiter, bis sie, fast ohne Besinnung und halb erstickt, vor der Thür niedersank, die in den Garten der Amtswohnung des Kammerpräsidenten geht. Man öffnete ihr diese, und nach kurzer Frist wurde ihr auch der endlich aufgefundene Graf von Paris unversehrt wieder zugeführt.

Der kleine Herzog von Chartres schwebte indessen in Lebensgefahr. Er war in dem Gange unter die Füße der Menge geraten und wäre hier totgetreten worden, wenn ihn nicht ein Kammerpedell, ein Elsäßer Namens Lipmann, hervorgezogen und in seine Dienstwohnung gerettet hätte. Erst nach mehreren Tagen war es möglich, den schmerzlich Vermißten seiner armen Mutter zurückzugeben.

Diese hatte zunächst eine Zuflucht im Hotel der Invaliden gefunden, wo sie die Kunde von der Einsetzung der provisorischen Regierung und dem endgültigen Siege der Revolution erhielt. Nun flüchtete sie, da ihr in Paris die Gefahr der Verhaftung drohte, weiter nach Schloß Bligny und begab sich dann durch Belgien nach Deutschland, wo ihr Oheim, der Großherzog von Sachsen-Weimar, ihr das Schloß in Eisenach zur Verfügung stellte. Hier suchte und fand sie Trost in der sorgfältigen und gewissenhaften Ueberwachung der Erziehung ihrer beiden Söhne und im Wohlthun.

Nach einjährigem Verweilen daselbst begab sie sich mit ihren Kindern nach England, wo der entthronte Ludwig Philipp in Schloß Claremont, das seinem Schwiegersohn, dem König der Belgier, auf Lebenszeit überwiesen war, eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. Während der zehn Jahre, die seit der Februarrevolution bis zu ihrem Tode verflossen, weilte sie abwechselnd in England, Deutschland,

der Schweiz und Italien, immer noch der Hoffnung lebend, daß es ihrem älteſten Sohne vergönnt ſein werde, eines Tages auf den Thron von Frankreich zurückzukehren.

Dieſe Hoffnung hat ſich bekanntlich nicht verwirklicht. Helene von Orleans ſtarb in Camborn Houſe zu Richmond am 18. Mai 1858. Trotz aller harten Schläge, die ſie getroffen hatten, ließ ſie ihr Gemüt dadurch nicht verbittern, ſondern blieb immer liebenswürdig und weichherzig; ſie hatte ſtets Troſt für die Betrübten und gewährte allen Unglücklichen, die ſich an ſie wandten und denen beizuſtehen in ihrer Macht lag, Hilfe. Von ihrem aufrichtigen Gottvertrauen zeugen die Worte in ihrem letzten Willen: „Ich empfehle meinen Söhnen, niemals zu vergeſſen, daß die Furcht Gottes aller Weisheit Anfang, daß ſie ein Führer und Leitſtern im Glück und eine Stütze im Unglück iſt.“ Und ihre innige Liebe zu ihrem Gatten ſpricht ſich rührend aus in der an ihre Söhne gerichteten Aufforderung, ihre Aſche nach Frankreich bringen zu laſſen, ſobald ſich ihnen die Pforten des Vaterlandes wieder erſchloſſen hätten, um ſie in der Familiengruft zu Dreux an der Seite ihres Gatten beizuſetzen.

Der Herzogin Helene von Orleans, dieſem ſchuldloſen Opfer der Pariſer Februarrevolution, die — gleich einem zündenden Funken, der in ein Pulverfaß fällt — in zahlreichen anderen Staaten Europas gewaltige Ausbrüche der Volksleidenſchaft und die ſchwerwiegendſten Umwälzungen hervorrufen ſollte, gebührt ein Ehrenplatz in dem Pantheon deutſcher Frauen.

Mannigfaltiges.

Ein polizeilich überwachter Landesherr. — Der letzte Landgraf von Hessen-Homburg, welcher 1866 starb, hatte neben vielen Absonderlichkeiten auch die, daß er ein Feind aller Ovationen war, denen er stets aus dem Wege ging. So ist es notorisch, daß derselbe an seinen Geburtstagen Homburg regelmäßig verließ und diesen Tag anderswo verlebte. Oefters kam er an seinem Wiegenfeste nach Königstein im Taunus, durchstreifte das Städtchen und dessen Umgebung, stattete namentlich der alten Ruine einen Besuch ab und dinierte dann im Hotel Pfaff, wo er mit dem Wirt in leutseliger Weise sich unterhielt. Hier war es auch, wo der Bürgermeister des Städtchens, welcher die folgende Episode selbst erzählt, auf sehr eigenartige Weise die Bekanntschaft des Landgrafen machte.

„Eines Vormittags — es war im Jahre 1856 — erschien der städtische Polizeidiener auf dem Dienstbureau der Bürgermeisterei und meldete, er habe soeben wahrgenommen, daß ein älterer hagerer Mann, bekleidet mit einem ziemlich schäbigen grauen Rocke, auf dem Kopfe einen mit Beulen versehenen Cylinderhut, durch alle Straßen des Städtchens schleiche, neugierig in jedes Haus schaue, überhaupt dermaßen eigenartig sich benehme, daß es seine Ueberzeugung sei, derselbe führe nichts Gutes im Schilde. Auf die Frage des Polizeidieners, was er gegebenen Falles thun solle, erteilte ich die Weisung, die Beobachtung jenes sonderbaren Fremdlings fortzusetzen, indessen keine Hand ohne meinen speziellen Befehl an denselben zu legen. Nicht lange währte es, so erschien der Polizeidiener abermals auf dem

Bureau und berichtete, der ihm verdächtig erscheinende Mann habe eben die Hauptstraße betreten, und es sei seine heimliche Entfernung aus dem Städtchen sehr wahrscheinlich. Die Schilderungen des Polizisten hatten meine Neugierde in hohem Grade erregt, und ich beschloß, unter allen Umständen diese rätselhafte Persönlichkeit festzustellen und mich eventuell derselben zu bemächtigen. Es wurde deshalb zwischen mir und dem Polizeidiener verabredet, dem Unbekannten in einiger Entfernung gemeinschaftlich zu folgen und bei etwaigem Fluchtversuche denselben festzunehmen. Ich war nämlich der Ansicht, das Ausspionieren der Häuser und aller Straßen verfolge den Zweck, die Oertlichkeit genau auszukundschaften, um bei Nacht und Nebel da oder dort einen unerwünschten Besuch zu machen. Aber siehe da, auf einmal lenkte der Fremdling seine Schritte nach dem Hotel Pfaff, dem ersten Gasthof in Königstein, und trat auch in denselben ein. Nunmehr schien mir doch etwas mehr Zurückhaltung geboten, weshalb ich meinem Begleiter aufgab, sich vor die Thür des Hauses zu postieren, während meinerseits versucht werden sollte, zuvörderst durch den Wirt das Erforderliche ermitteln zu lassen. Beim Betreten des Hauses traf ich auch sofort den Hotelier, beschrieb ihm die verfolgte Persönlichkeit, gab meinen Verdacht kund und bat ihn, recht vorsichtig zu Werke zu gehen, da jedenfalls ein guter Fang auf dem Spiele stehe. Herr Pfaff lächelte verschmitzt, nahm eine geheimnisvolle Miene an und versprach, sofort nach dem Unbekannten sich umzuschauen, der uns aus seinem Hause keineswegs entwischen dürfe. Hatte mich schon das eigentümliche Mienenspiel des Wirtes etwas verdutzt, so machte ich erst ein recht langes Gesicht, als der Wirt, statt den vermeintlichen Gauner in der gewöhnlichen Wirtsstube zu suchen, seine Schritte nach dem feinen Gastzimmer richtete. Es dauerte nicht lange, so erschien der Gastwirt auf der Schwelle desselben und lud mich ein, näher zu treten, da der Gesuchte mich hier erwarte. Etwas beklommen folgte ich der Einladung und stand dem Unbekannten alsbald gegenüber, welchen der Wirt mit den Worten mir vorstellte: „Seine Durchlaucht Landgraf Ferdinand von Hessen-Homburg", sodann auf mich deutend: „Bürgermeister F. von hier". In diesem Augenblick war mir's, als träfen mich alle

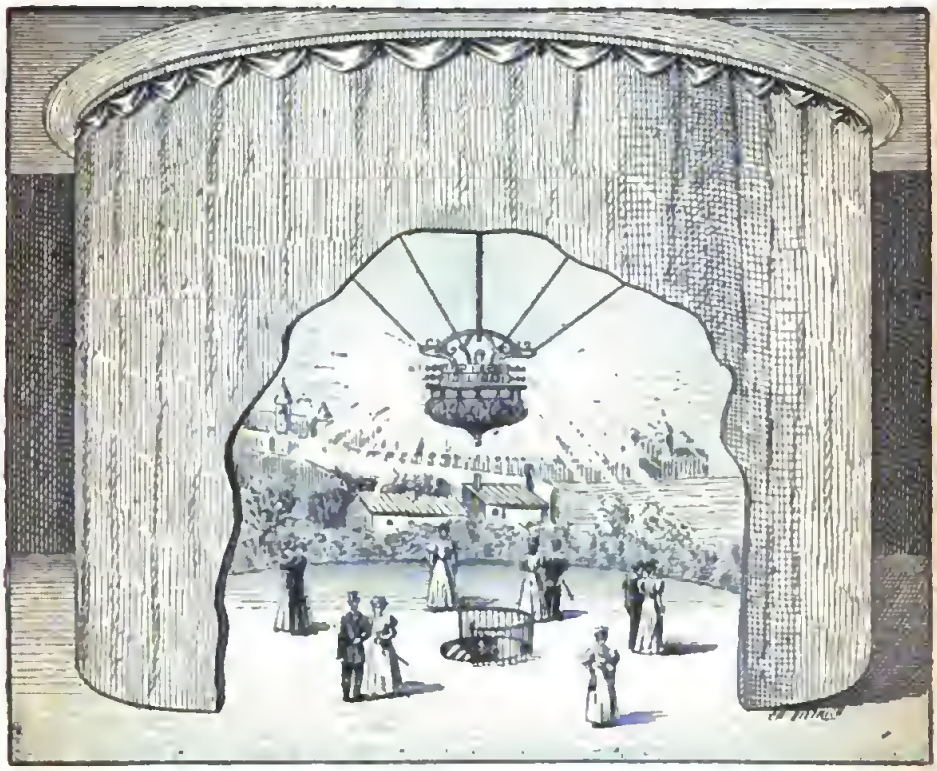
Donner des Himmels, ich war vor Schrecken fast einer Ohnmacht nahe und wollte eben Entschuldigungen hervorstottern, als der hohe Herr freundlich abwehrend jede Rechtfertigung ablehnte, mich für meinen Diensteifer sehr belobte und überhaupt äußerst huldvoll behandelte. Der vor der Thür wartende Polizeidiener mußte auf Befehl Seiner Durchlaucht ebenfalls vortreten, wurde wegen bewiesener Pflichttreue gleichfalls belobt und mit einem doppelten Louisdor „Fanggeld" entlassen. Ich dankte dem hohen Herrn für das gnädige Entgegenkommen, nahm mir aber ernstlich vor, künftig in Verfolgung unbekannter Personen etwas vorsichtiger zu sein, auch einem Gastwirte nicht mehr ohne Not polizeiliche Geheimnisse anzuvertrauen. Indessen habe ich aus diesem Vorgange die Ueberzeugung geschöpft, daß Landgraf Ferdinand von Hessen-Homburg trotz aller Eigenheiten ein höchst liebenswürdiger Herr war, der mit vollem Grunde die Anhänglichkeit und das Vertrauen seiner Unterthanen besaß. Sein Andenken wird mir stets ein freundliches bleiben!" C. T.

Neue Erfindungen*): Das photographische Panorama. Der Erfinder der modernen großen Panoramen oder Rundgemälde war Professor Breisig in Danzig, und das erste in großem Maßstabe hergestellte Panorama das des Schotten Robert Parker, welches 1787 in Edinburg gezeigt wurde. Die Franzosen Pierre Prévost und Chr. Langlois errichteten in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts zwei Gebäude für Panoramen, deren Durchmesser sie auf 32 und 35 Meter steigerten. Der Engländer Burton überbot sie mit einem 1829 in London erbauten von 38 Meter, Hittorf in Paris mit einem von 42 Meter Durchmesser. Das letztere, welches noch heute in den Champs Elysées sich erhebt, bildete das Vorbild für die meisten späteren Panoramen, deren es jetzt in fast allen größeren Städten giebt. Das Rundgemälde wird in einem cylindrischen Raume auf einer

*) Da vielfach Anfragen bezüglich neuer Erfindungen, wie technischer Einzelheiten, Herstellungsort oder Bezugsquelle der an dieser Stelle mitgeteilten Neuigkeiten, die ja fast durchweg mittels vorheriger Patenterwerbung geschützt sind, an uns gelangen, so sei bemerkt, daß Interessenten am besten thun, sich dieserhalb an ein größeres Patentbureau zu wenden. Diese erteilen auch Auskunft darüber, wie man Erfindungen verwertet, wie man Patente erwirbt und ausbeutet.

Die Redaktion.

lotrecht an der Wand herabhängenden, unten durch Bleistücke glatt gehaltenen Leinwand dargestellt, während der Zuschauer sich in der Mitte auf einer runden Plattform befindet. Oberlichter, die von den Beschauern nicht wahrgenommen werden können, geben die Beleuchtung und werfen ein gleichmäßiges Licht auf die Leinwand. Die Illusion der Wirklichkeit wird übrigens nicht bloß durch malerische, sondern auch durch plastische

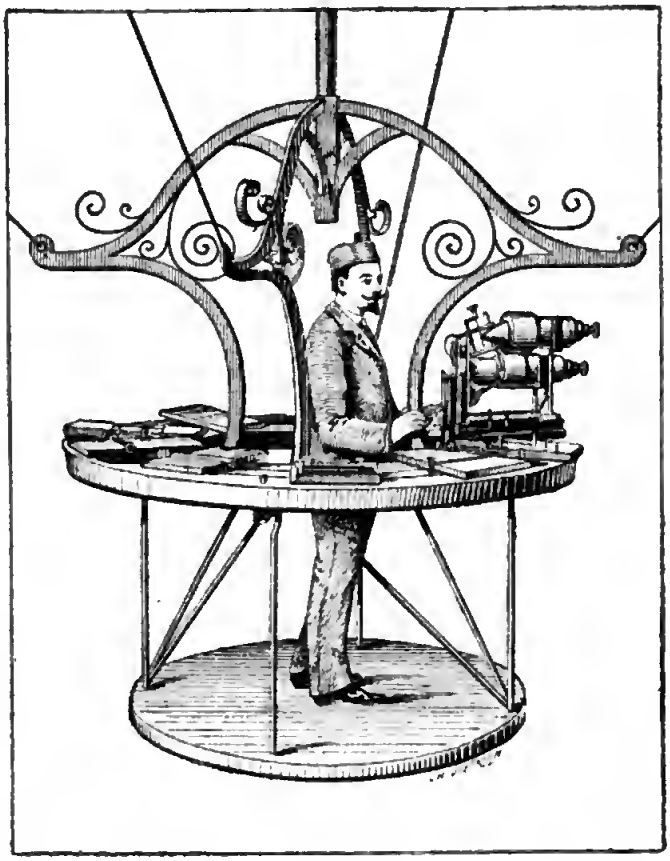


Blick in ein photographisches Panorama.

Mittel angestrebt, indem rings um die Plattform, dem Beschauer zunächst, wirkliche Gegenstände angebracht werden, die sich nach der aufgespannten Leinwand zu mit der Malerei unmerklich verbinden.

Diese Panoramen sind dadurch sehr kostspielig, daß die ungeheure, nicht selten 1000 Quadratmeter messende Leinwand, von sehr tüchtigen und in diesem Fache wohlgeübten Künstlern bemalt werden muß. Neuerdings haben daher die Fortschritte der Photographie und der Projektionskunst (Vorführung von ver-

größerten Abbildungen und Darstellungen aller Art mittels einer verbesserten Laterna magica) den Gedanken wachgerufen, die bemalte Leinwand durch eine weiße zu ersetzen, auf die man mittels eines für elektrisches Licht eingerichteten Projektionsapparates die vergrößerten Abbilder farbiger, auf Glas gemalter



Spezialansicht der von der Decke herabhängenden Plattform mit einer Projektionslaterne.

Photographien wirft. Der Projektionsapparat muß im Mittelpunkte eines solchen photographischen Panoramas, in das unsere erste Abbildung uns einen Blick werfen läßt, aufgehängt sein. Mit acht in dem Apparate ringsum nebeneinander gestellten Platten von je zehn Centimeter Länge kann man die ganze Oberfläche der aufgespannten Leinwand mit Spiegelbildern bedecken, die mit Leichtigkeit gewechselt werden können.

Der erste Versuch dieser Art wurde 1892 im Pariser Konservatorium der Künste und Gewerbe durch den Obersten Moëssard

und Herrn Molteni unternommen, welche auf einer im Halbkreise aufgespannten Leinwand die Hälfte einer panoramischen Aufnahme mit Hilfe von vier Projektionslaternen vorführten. Der Amerikaner Chase hat das Verfahren seitdem noch mehr vervollkommt, so daß die ganze ringsum aufgespannte Leinwand mit einer zusammenhängenden Darstellung (Schlacht, Landschaft u. s. w.) bedeckt erscheint. Auf unserem Bilde ist ein Stück Wand weggenommen worden, damit man in das Innere hineinsehen kann. Die Zuschauer stehen in einem solchen photographischen Panorama auf keiner Plattform mehr, sondern können nach Belieben in dem ganzen inneren Raume umhergehen. Oben von der Decke aber hängt eine Plattform von $2^1/_2$ Meter Durchmesser herab, in deren Mitte der Schausteller steht, welcher die elektrischen Projektionslaternen (auf unserem zweiten Bilde ist nur eine einzige dargestellt) aufstellt und reguliert, die Platten einschiebt und so einstellt, daß auf der Leinwand keine Zwischenräume sichtbar werden. Man denkt jetzt daran, durch Anwendung des Kinematographen ein solches Panorama noch interessanter und naturwahrer zu machen, und hofft, bis zur Pariser Weltausstellung von 1900 damit zu stande zu kommen. Fr. R.

Ein Yankeestreich. — Von der Skrupellosigkeit amerikanischer Landspekulanten, denen bekanntlich schon unzähligemal deutsche Auswanderer zum Opfer gefallen sind, indem ihnen Ländereien verkauft wurden, die die angegebenen Eigenschaften gar nicht besaßen, zeugt folgender Vorfall. Im Jahre 1870 verbreitete sich die Nachricht, daß in einer abgelegenen Gegend Arizonas viele Edelsteine, darunter Diamanten, in größter Menge gefunden worden seien. Das Gerücht beruhte augenscheinlich auf Wahrheit, denn die glücklichen Finder, die Besitzer jener Ländereien, hatten ihre Fundstücke in einer Bank von San Francisco öffentlich niedergelegt. Es waren darunter zahlreiche große Rubinen und ein Diamant von 108 Karat. Jedermann konnte die Steine besichtigen. Bald wurde ein zweiter, etwas kleinerer Fund eingebracht. Nun begannen sich Kapitalisten für die Angelegenheit zu interessieren, die von den betreffenden Landeigentümern das Recht nach Edelsteinen zu suchen erwarben. Am 10. Mai 1872 wurde ein Gesetz zu Gunsten der Edelsteinsucher im nordamerika-

nischen Kongreß angenommen, und es begab sich eine Expedition von Interessenten mit einem Bergingenieur zu näheren Nachforschungen nach dem Fundort. Derselbe wurde nach vieler Mühe erreicht, und jeder Teilnehmer der Expedition fand wirklich zahlreiche Edelsteine. In einer Woche wurden zusammen 1000 Karat Diamanten und 6000 bis 7000 Karat Rubinen gesammelt, so daß die Expedition höchst befriedigt zurückkehrte. Als die mit der geologischen Untersuchung der Vereinigten Staaten betraute Behörde, die Geological Survey in Washington, von den Funden Nachricht erhalten hatte, rüstete auch sie zur näheren Untersuchung des Vorkommens der Steine eine Expedition aus. Durch diese wurde nun festgestellt, daß ein riesiger Schwindel in Scene gesetzt worden war. Die Landeigentümer hatten, wie der Amerikaner sagt, die Fundstätte „gesalzen". Die Rubine erwiesen sich als Granaten, der große Diamant von 108 Karat war Bergkrystall, nur die kleineren Diamanten waren echt. Es waren in London gekaufte südafrikanische Diamanten, die in solcher Menge von den Landeigentümern an jener Stelle ausgestreut worden waren, daß man selbst nach Jahren noch einzelne Steine fand. Mit Hilfe dieses Betruges war es gelungen, den interessierten Kapitalisten allmählich die Summe von 750,000 Dollars abzunehmen, die den Wert der zum „Salzen" verwendeten Steine natürlich um ein Vielfaches übertraf. Th. S.

Die Spinnen als Wetterpropheten. — Die Spinnen sind durch den Insektenfang für den Menschen sehr nützliche Geschöpfe, und daher ist der Haß und Aberglaube, der noch in weiten Schichten des Volkes gegen die Spinnen herrscht, keineswegs gerechtfertigt. Die bei uns vorkommenden Spinnenarten sind auch durchaus nicht giftig, und wenn sie je jemand beißen, so richtet dieser Biß weniger Schaden an als selbst der einer Schnake. Ganz besonders interessant sind die Spinnen für uns durch ihre hohe Sensibilität den Veränderungen des Wetters gegenüber. Es ist eine Thatsache, daß unter allen Tieren keines so empfindlich gegen atmosphärische Verhältnisse ist, als die Spinne. Diese Insekten künden dem, der ihre Zeichensprache versteht, um zehn, zwölf, ja selbst vierzehn Tage vorher Witterungsumschläge an.

Wir verdanken genaue Beobachtungen in dieser Hinsicht einem Holländer Namens Quatremère-d'Isjonval, welcher zu Ende des vorigen Jahrhunderts als Generaladjutant in Amsterdam lebte und bei dem Aufstande, welchen die holländischen Patrioten gegen den Erbstatthalter inscenierten, eine bedeutende Rolle spielte. Als dann im Jahre 1787 die preußische Armee unter dem Herzoge von Braunschweig in Holland einrückte, geriet er in Gefangenschaft, wurde zu fünfundzwanzigjährigem Kerker verurteilt und zu Utrecht eingekerkert. Er verbrachte neunundachtzig Monate, das ist fast siebeneinhalb Jahre, im Kerker und hat seine Befreiung — wie wir gleich sehen werden — eigentlich nur den Spinnen zu verdanken. Im Utrechter Gefängnisse befanden sich nämlich — wie meistens in Kerkern — zahlreiche Spinnen, und es gewährte d'Isjonval einige Zerstreuung, wenn er dem emsigen Treiben dieser Insekten zusehen konnte. Er ersann einen besonderen Kunstgriff, durch den er zwischen den Gittern seiner Zelle Fliegen und Insekten anlocken und fangen konnte. Die ziemlich zahlreiche Beute benutzte er dazu, um seine Spinnen zu füttern, und diese wurden dadurch so vertraut mit ihm, daß er sie ohne weiteres in nächster Nähe beobachten konnte. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er, daß das Verhalten der Spinnen mit den Witterungsverhältnissen in einem ganz bestimmten Zusammenhange stand. D'Isjonval litt nämlich an rheumatischen Kopfschmerzen, welche sich regelmäßig dann einstellten, wenn in einigen Tagen sehr schlechtes Wetter eintrat. Er hatte nun bemerkt, daß, sowie ihn seine Kopfschmerzen peinigten, die Spinnen nicht mehr zu bemerken waren. Es folgte dann meist in wenigen Tagen heftiges Regenwetter bei Nordostwind. Gleichzeitig mit dem Nachlassen der Schmerzen erschienen die Spinnen wieder, und es kam bald darauf schönes Wetter. Durch eifrige weitere Beobachtungen kam d'Isjonval dahin, Witterungsänderungen aus dem Verhalten der Spinnen vierzehn Tage vorausbestimmen zu können, und stets waren seine Voraussagungen richtig.

Diesem Umstande hatte er auch seine Befreiung aus dem Kerker zu verdanken. Als nämlich im Jahre 1794 das Kriegsheer der französischen Republik in Holland einfiel und immer weiter über das Eis vordrang, schlug plötzlich im Dezember das

Wetter um. Es trat heftiges Tauwetter ein, welches das französische Heer mit dem Untergange bedrohte. Die Generale der Franzosen waren schon bereit, zu unterhandeln und sich mit einer von den Holländern gebotenen Entschädigungssumme für die Kriegskosten zu bescheiden. D'Isjonval aber, welcher mit Grund hoffen durfte, durch die Franzosen befreit zu werden, fand Mittel, sich mit denselben in Verbindung zu setzen. Am 16. Januar 1796 ließ er an die französischen Befehlshaber einen Brief gelangen, in welchem er sie auf Grund seiner Spinnenbeobachtungen versicherte, daß in spätestens vierzehn Tagen heftiges Frostwetter eintreten würde, welches ihnen ermögliche, die begonnenen Kriegsoperationen fortzusetzen. Man verzögerte den Gang der Verhandlungen, und thatsächlich trat die angekündigte Kälte nach bereits zwölf Tagen ein. Das Eis der Flüsse und Kanäle wurde so dick, daß die Franzosen die schwersten Geschütze darüber zu befördern vermochten und am 28. Januar des folgenden Jahres siegreich in Utrecht einzogen.

Selbstverständlich wurde d'Isjonval befreit und hatte somit seine Rettung eigentlich den Spinnen zu verdanken. Er legte seine Erfahrungen in einem wenig bekannt gewordenen Werkchen: „Neueste Entdeckungen über die Natur der Spinnen und vorzüglich über deren Verhältnis zu den Veränderungen in der Atmosphäre, inwiefern sie nämlich die Beschaffenheit der Witterung voraus anzeigen" (Paris 1801) nieder, und dieser Schrift sind auch die folgenden Daten entnommen.

D'Isjonval unterscheidet zwischen Sommer- und Winterspinnen, sowie zwischen Winkel- und Hängespinnen, von welchen jede Gattung ihre besondere Art hat, um Witterungsverhältnisse anzuzeigen.

Sommerspinnen sind jene Spinnen, welche vom Frühjahr bis zum Herbste zu finden sind. Einige Spinnen nun verkriechen sich gegen November in den Häusern, woselbst sie überwintern. Solche sind es, welche d'Isjonval Winterspinnen nennt. Als Beleg dafür, daß die letzteren recht selten sind, führt er an, daß in viertausend in seinem Hause befindlichen Spinnengeweben nur fünf in Thätigkeit befindliche Winterspinnen aufzufinden waren.

Hängespinnen sind solche, welche in freier Luft über offene

Fenster, Thüren u. s. w. radförmige Netze spannen, wie zum Beispiel die bekannte Kreuzspinne. Winkelspinnen endlich nennt er jene Spinnen, welche ein fast schiffförmiges Netz in den Ecken und Winkeln der Zimmer aufführen.

In Bezug auf Witterungsverhältnisse ist nun folgendes zu beachten. Findet man viele Hängespinnen, so kommt schönes Wetter. Sind deren nur wenige zu beobachten, so tritt veränderliches Wetter ein. Trifft man aber gar keine Hängespinnen an, so kommt unfehlbar Regen.

Arbeiten die vorhandenen Hängespinnen absolut nicht, so ist dies wieder ein Regenanzeichen. Arbeiten sie nur im kleinen, so kommt veränderliche Witterung. Arbeiten sie stark, so folgt schönes Wetter.

Wenn die Winkelspinne zum Vorschein kommt, so tritt schönes Wetter ein; verkriecht sie sich, bedeutet es das Gegenteil. Legt sie in der Nacht ihres Erscheinens neue Gespinste an, so bleibt das Wetter zwölf bis vierzehn Tage schön.

Wenn sich die Winkelspinne in ihrem Schlupfwinkel ganz verbirgt, so daß man nur ihr Hinterteil zu sehen bekommt, so tritt andauernder Regen ein.

Spinnt die Hängespinne durchaus nicht, so bedeutet dies Regen und Wind. Zieht sie nur die Speichen ihres Netzes, so kommt ein heftiger Wind, welcher aber nur zehn bis zwölf Stunden andauert. Zerstreut sie aber Teile ihres Gewebes und zieht sie sich zurück, so kann man auf einen heftigen, aber nicht lange andauernden Sturmwind gefaßt sein.

Die Winterspinnen, welche selbst Gewebe herstellen, erzeugen solche neu bei jedem neuen Anpralle von Kälte. Ist Tauwetter in Aussicht, so spinnen sie oft drei Gewebe übereinander.

Kommen im März oder April die kleinen jungen Spinnen bereits zum Vorschein, so folgt unfehlbar ein rasches Frühjahr. Zieht die Hängespinne in den genannten Monaten bereits von der Höhe herab Fäden, so wird der Sommer trocken sein.

Wir lassen es an diesem Auszuge aus d'Isjonvals Beobachtungen bewenden und glauben mit den vorstehenden Zeilen nicht nur eine sehr interessante Art der Wetterbeobachtung in Anregung gebracht, sondern auch dazu beigetragen zu haben, die unsinnige Verfolgung der Spinnen zu mildern. W. G.

Die Entstehung der Landwehrdevise. — Bei Errichtung der preußischen Landwehr im Jahre 1813 hatte man für die Kopfbedeckung der Wehrmänner die Inschrift: „Ehrlos, wehrlos!" in Vorschlag gebracht. Der König genehmigte diesen Wahlspruch nicht, bemerkte vielmehr in einem Schreiben an das Kriegsministerium: „Diese Inschrift geht zu weit und ist unbillig. Wie viel tüchtige, wackere Männer giebt es im Lande, denen ihr Alter, Beruf, Krankheit oder Familienverhältnisse nicht gestatten, die Waffen zu führen und unmittelbar an dem Kampfe teilzunehmen, die aber zu Hause durch ihren Einfluß vielfach nützlich werden können: alle diese kann man doch nicht ehrlos nennen. Daher befehle Ich, daß die Inschrift lauten soll: ‚Mit Gott für König und Vaterland!'" E. K.

Ein antiker Sonntagsjäger. — Unter den römischen Kaisern Domitian, Nerva und Trajan lebte als Rechtsanwalt, Konsul und Senator C. Plinius Secundus. Was uns diesen römischen Schriftsteller — er hat zahlreiche Werke herausgegeben — am meisten sympathisch macht, ist sein offenes Auge für die Schönheiten der Natur, welche den Alten, trotz ihrer hohen Kultur, im allgemeinen verschlossen waren. Mit Entzücken und Behagen schildert Plinius die Aussicht von einem hohen Berge, die Lage eines Landgutes mitten in grünen Feldern, nahe am Meere, die Quelle des Clitumnus mit ihrer schönen Umgebung, den Vadimosee, kurz nichts ergötzte ihn mehr, wie er selbst schreibt, als die Schöpfungen der Natur. Bei seinen Studien gab er sich zuweilen auch dem Jagdvergnügen hin, doch meint er in ironischem Selbstspott, es sei schwer zu entscheiden, worauf er sich besser verstehe, etwas zu schreiben oder etwas zu schießen. Niemals vergaß er, auf die Jagd Schreibtafel und Stift mitzunehmen, um sich die Langeweile des Lauerns auf dem Anstand durch die Aufzeichnung seiner Gedanken zu vertreiben. Doch hatte er manchmal, wie auch moderne Sonntagsjäger, Glück. So lautet ein Brief von ihm an den ihm befreundeten großen Geschichtsschreiber Cornelius Tacitus: „Du wirst lachen, und ich erlaube Dir das gern. Ich, den Du kennst, habe drei prächtige Keiler gefangen! Wirklich selbst, ohne jede fremde Beihilfe? fragst Du. Ja, und sogar ohne mich in meiner Ruhe und Be-

haglichkeit stören zu lassen. Die Sache ging so zu. Ich saß bei den Fangnetzen, hatte weder Jagdgerät noch Jagdspieß bei mir, sondern Schreibtafeln und Griffel, hing meinen Gedanken nach und zeichnete sie auf, um, wenn auch mit leeren Händen, so doch wenigstens mit voll beschriebenen Seiten heimzukehren; die Wälder und die Einsamkeit und die durch die Jagd gebotene Stille rings um mich her ließen mich immer tiefer in meine Betrachtungen versinken, da rauscht's, und drei mächtige Keiler hatten sich in den Netzen gefangen. Wenn Du also wieder einmal auf die Jagd gehst, so nimm außer einer wohlgefüllten Jagdtasche und der Feldflasche auch Schreibzeug mit. Denn nicht nur Diana, sondern auch Minerva streift im Gebirge umher." D.

Tragkraft des Eises. — Wenn man liest, wie viele Personen alljährlich durch Einbrechen der Eisdecke verunglücken, möchte man es wohl für übertrieben halten, daß das Eis als besonders tragfähig gilt. Und doch ist es so; nur das leichtsinnige Betreten der allerdünnsten Rinde verschuldet jene bedauernswerten Vorfälle. 4 Centimeter starkes Eis trägt schon mit voller Sicherheit das Gewicht eines normalen Mannes, bei 8 Centimeter kann Infanterie — doch „ohne Tritt" — darüber marschieren. Für Kavallerie und leichte Artillerie genügt eine Dicke von etwa 12 bis 15 Centimeter, für schwere Geschütze eine solche von mindestens 20 Centimeter. Ist das Eis 40 Centimeter oder noch stärker, so widersteht es dem Drucke einer jeden Last, die ihm in der Praxis irgend zugemutet werden könnte. E. K.

Ein Mißverständnis. — Im Jahre 1810 hatte Graf Henckel v. Donnersmark als Flügeladjutant des Königs von Preußen den Auftrag erhalten, im Gefolge des Feldmarschalls Kalkreuth nach Paris zu reisen, um Napoleon zu seiner Vermählung mit Marie Luise zu beglückwünschen. Bei einem Hoffeste in Neuilly bemerkte der Kaiser, daß der Graf bei der „Française" nicht tanzte und fragte ihn um die Ursache. „Sire," antwortete dieser, „ich bin nicht gewohnt, französisch zu tanzen!" Kaum hatte er dieses gesagt, als Napoleon, der die allerdings doppelsinnigen Worte anders verstanden hatte, als sie gemeint waren, dicht neben ihm ausspuckte und weiterging. Donnersmark war außer sich darüber und hätte sich wahrscheinlich zu einer folgenschweren Handlung hinreißen

lassen, wenn ihn nicht der mecklenburgische Gesandte v. Lützow, der ganz in der Nähe stand und den Vorfall beobachtet hatte, rasch unter den Arm gefaßt und weitergeführt hätte. M. L—l.

Narrenlob. — Im Jahre 1726 nahm Friedrich Wilhelm I. den Magister David Faßmann (geboren zu Wiesenthal im sächsischen Erzgebirge) als „Spaßmacher" in seine Dienste. Seine Aufgabe bestand darin, dem König die Zeitungen vorzulesen, „den Diskurs nicht ausgehen zu lassen" und — was die Hauptsache war — in den Sitzungen des bekannten Tabakskollegiums als Stichblatt des königlichen Witzes zu dienen.

Trotzdem Faßmann in seiner Eigenschaft als „lustiger Rat" vieles zu dulden hatte, hegte er doch eine geradezu sklavische Verehrung für den König und schrieb endlich eine Biographie desselben unter dem Titel „Leben und Thaten des großmächtigsten Königs Friederici Wilhelmi von Preußen", in der er dem Regenten dermaßen Weihrauch streute, daß Friedrich Wilhelm das Buch wegen der darin enthaltenen groben Schmeicheleien zornig in die Ecke schleuderte. „Wer sich von einem Narren loben läßt, muß selbst für närrisch gehalten werden," rief er aus und gab sofort Befehl, das servile Machwerk in den preußischen Staaten zu konfiszieren. J. W.

Irrtümer können nicht vorkommen. — Samuel Bowles, ein in Nordamerika weitbekannter Journalist, erzählte öfters von einem Zeitungsverleger in Boston, dem einst ein erzürnter Bürger der Stadt einen Besuch machte. Der Mann hatte triftigen Grund zu einer Klage, der er auch in ungestümer Weise Ausdruck gab.

„In Ihrer Zeitung steht, ich hätte mich aufgeknüpft," brummte er. „Wie Sie sehen, ist das eine Lüge, und ich verlange, daß Sie einen Widerruf erlassen."

„Das geht nicht," antwortete der Zeitungsmann kalt und entschieden. „Irrtümer können bei uns nicht vorkommen. Wir wollen aber die Nachricht bringen, es sei Ihnen dabei der Strick gerissen, und so wären Sie noch glücklich davon gekommen." —dn—

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

In unserem Verlage erschien:

Das Neue Universum.

Die interessantesten
Erfindungen und Entdeckungen
auf allen Gebieten.

Ein Jahrbuch für Haus und Familie,
besonders für die reifere Jugend.

Achtzehnter Jahrgang.

Elegant in neunfarbigem Einband
gebunden Preis M. 6.75.

Auch Band 13—17 à M. 6.75 sind noch
zu haben.

Sprizloch am Meeresstrand.

Zu seinen alten Freunden möchte es sich noch recht viele neue erwerben, darum hat es sich noch mehr als sonst angelegen sein lassen, ein rechtes Geschenkbuch zu werden. Durch seinen mannigfachen Inhalt gibt es Anregung zu ernsterem Studium, aber auch zu frohen Spielen, es will belehren, aber auch unterhalten, alles in allem genommen, ein willkommener Freund werden.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bei uns ist erschienen:

Aus 'em scheine Hohelohe

'em alte Gäwele ferrer Haamet.

Luschtiche Hoheloher G'schichtlich und Gedichtlich

vum

Wilhelm Schrader,

eme alte Naieſtaaner.

Preis broschiert 2 Mark.

Bamm alte Gäwele.

Luschtiche Hoheloher G'schichtlich und Gedichtlich

vum

Wilhelm Schrader,

eme alte Naieſtaaner.

Zweite Auflage. Preis broschiert 2 Mark.

Die Humoresken des „alten Gäwele" haben überall nachhaltigen Beifall gefunden. Nicht nur auf süddeutsche, sondern auch auf nichtsüddeutsche Leser wird der prächtige Humor Schraders seine Wirkung nicht verfehlen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

In unserem Verlag erschien:

Lehrbuch der Graphologie

von

L. Meyer.

Gr. 8° 250 Seiten mit ca. 360 Handschriften-Faksimiles.

Broschiert 5 Mk., elegant gebunden 6 Mk.

Die Erkenntnis, daß es dem menschlichen Scharfsinn möglich ist, aus den Schriftzügen auf die geistigen Eigenschaften, auf den Charakter des Schreibers zu schließen, ist alt. Die Systematisierung dieser Erkenntnis zu der Form der neueren „Graphologie" hat namentlich in neuester Zeit zu vielseitigen Untersuchungen und Veröffentlichungen geführt. Eine große graphologische Litteratur ist entstanden, die in ihren Auswüchsen der Komik nicht entbehrt und in übertriebener Schablonisierung die Gefahr nahe legt, die Graphologie werde, noch bevor sich herausgestellt hat, was Gutes an ihr ist, in Mißkredit geraten. Im Gegensatz zu derartigen Veröffentlichungen glauben wir das vorliegende Buch des durch seine graphologischen Untersuchungen in unsrer Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" weit bekannt gewordenen Autors, der wohl als einer der erfahrensten graphologischen Praktiker gelten darf, als einen Leitfaden bezeichnen zu dürfen, der in seiner maßvollen und geistreichen Methodik ganz besonders geeignet ist, weiten Kreisen Gebildeter den berechtigten Kern der Schriftdeutung zu erläutern.

Zu beziehen durch die meis